This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

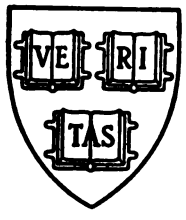
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 1236.31.80 (1-2)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann,
geb. am 30. October 1806, entſchlafen am 28. Auguſt 1873.

Leben und Wirken

des

Dr. Ludwig Friedrich Wilhelm

Hoffmann,

dargestellt

von

Lic. Carl Hoffmann,
Superintendent in Frauendorf.

Mit dem Bildniß des Verewigten.

I.

A. L. Pohrt
1878.

Berlin.
Verlag von Wiegandt u. Grieben.
1878.

~~C 1236.2.30 (1-2)~~

C 1236.31.80 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 5 1956

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung in fremde Sprachen.

Meiner lieben Mutter

Frau Oberhofprediger Pauline Hoffmann,

geborenen Gräfin von Görlitz

zum Gedächtniß des Vollendeten

gewidmet.

~~C 1236.2.30 (1-2)~~

C 1236.31.80 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 5 1956

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung in fremde Sprachen.

Meiner lieben Mutter

Frau Oberhofprediger Pauline Hoffmann,

geborenen Gräfin von Görlitz

zum Gedächtniß des Vollendeten

gewidmet.

Vorwort.

Es wird auch außerhalb des engeren Kreises von Freunden des Vollendeten, dessen Leben diese Schrift darstellen will, keiner Rechtfertigung bedürfen, daß dieselbe unternommen wurde.

Wilhelm Hoffmann hat in einem arbeitsreichen und vielbewegten Leben als Zeuge des göttlichen Wortes, als Mann der Mission, als Kirchenleiter und Schriftsteller so vielen Segen gestiftet, daß auch, wie ich weiß, ein Versuch, dasselbe in einem Bilde zusammenzufassen, noch Vielen, die ihm ein treues Andenken bewahren, wird willkommen sein. Er hat im Gebiete freier christlicher Thätigkeit wie in amtlichem Wirken so thätig mit eingegriffen in die Lebensbewegung der evangelischen Kirche in Deutschland, daß die Schilderung seines Wirkens als ein Beitrag zur Geschichte derselben angesehen werden darf. Und wo ginge ein so rühriger Kämpfer aus dem ernsten Streite, der sich mehr und mehr um die tiefsten christlichen Ueberzeugungen dreht, hervor, ohne den verschiedensten Beurtheilungen seiner Thätigkeit anheimzufallen? Gegen solche zu polemisiren, fühle ich mich bei dieser Darstellung nicht berufen, aber vielleicht möchte ein einfach gezeichnetes Lebensbild wenigstens Freunden der Wahrheit und des Friedens den Dienst leisten, welchen uns oft im Leben die persönliche Bekanntschaft derer leistet, die wir, so lange nur Parthei gegen Parthei steht, verkennen.

Das allein könnte einer Erklärung bedürfen, warum der Sohn die Lebensbeschreibung des Vaters unternimmt und ich kann darauf nur antworten, daß bei den vielverzweigten Beziehungen des Vollendeten nicht nur im amtlichen sondern auch im Familienleben das erforderliche Material Anderen nicht so leicht zugänglich zu machen war, und ich also meiner inneren und der äußeren Aufforderung von Freunden des Vaters entsprechen zu sollen glaubte, obwohl mich bei der Arbeit selbst mehr und mehr das Bewußtsein begleitet hat, daß Andere der Seite der Aufgabe, dieß Einzelleben in den Rahmen der Zeitgeschichte einzufügen, besser als ich gewachsen wären. Mir war es freilich eine hohe Freude, das von der Gnade Gottes durchstrahlte Leben des unvergeßlichen Vollendeten von seinen Anfängen an zu verfolgen, möchte es mir gelungen sein, es auch vor den Augen der Freunde in einem Nachschimmer wieder aufleuchten zu lassen.

Inhalt.

Das väterliche Haus 1
Jugendleben und Schuljahre 14
Die Jahre der Hochschule 28
Der Eintritt in das geistliche Amt 36
Das Pfarramt in Winnenden 45
Der Missionsmann 77
Persönliches und häusliches Erleben 163

Das väterliche Haus.

Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann wurde am 30. October 1806 in dem altwürttembergischen Oberamtsstädtchen Leonberg geboren, wo sein Vater Bürgermeister war.

Der Stammbaum des Hoffmannschen Geschlechts läßt sich noch bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen, bis auf Georg Hoffmann, welcher als evangelischer Schlesier in der gewaltsamen Restauration des Katholicismus während des dreißigjährigen Krieges im Kampfe für seinen Glauben das Leben ließ.

Eine zwiefache Ueberlieferung existirt hinsichtlich des Todes dieses Stammvaters. Nach dem einen Bericht soll er Superintendent und Pastor in Hirschberg in Schlesien gewesen sein. Eine von den Jesuiten abgefaßte Erklärung, welche die Rückkehr zum Katholicismus in versteckter Weise in sich schloß, sollte, so wird erzählt, nach kaiserlicher Anordnung von den evangelischen Geistlichen der Diöcese Hirschberg unterschrieben werden. Hoffmann warnte öffentlich vor diesem Betrug und wurde deshalb des Hochverraths angeklagt und gerichtet. Nach der anderen Version war Georg Hoffmann Kaufmann in Breslau, nachher in Hirschberg und verlor dort „als Kämpfer für den evangelischen Glauben sein Leben elendiglich durch einen Haufen Feinde.“ Leider ist es den Bemühungen des Abkömmlings im sechsten Gliede, dessen Leben diese Schrift behandelt, nicht gelungen, diese verdunkelte Ueberlieferung weiter aufzuhellen. Uebereinstimmend bezeugt ist nur, daß Georg Hoffmann als einer der Glaubenskämpfer in jener schrecklichen Zeit gefallen ist, in welcher in seinem Vaterlande Schlesien mit allen Mitteln der List und Gewalt und mit weitreichendem Erfolg von den katholischen Beherrschern das Werk der Reformation unterdrückt und theilweise vernichtet wurde.

Die Wittwe des Glaubenszeugen flüchtete mit ihrem Sohne Georg nach Straßburg im Elsaß, wo dieser sich dem Studium der

Rechte widmete. Als guter Musiker wurde er dort mit dem gleichfalls aus seinem Lande vertriebenen Herzog Eberhard III. von Württemberg bekannt, welcher ihn nachher nach Stuttgart berief und anstellte, wo er als Expeditionsrath beim herzoglichen Consistorium im Jahre 1678 starb. Von seinen vier Söhnen stammt die ausgebreitete württembergische Linie seines Namens, und der älteste dieser Söhne, der Specialsuperintendent zu Balingen Georg Christoph, gestorben im Jahre 1716, ist der directe Vorfahre von Wilhelm Hoffmann. Derbe Kraftgestalten waren unter diesen Vorvätern zu finden, wie Christoph Friedrich, der Pfarrer zu Kirnbach, von dem man rühmte, daß er seinen corpulenten Heiligenpfleger (Verwalter der Kirchengelder) mit einem Arm hoch in die Luft zu halten vermochte, wie er denn auch mit seinem kräftigen Arm die Kirchenzucht in seiner Weise zu handhaben wußte. Eine Tanzgesellschaft bei einer Hochzeit, welche durch seine Abmahnungen sich nicht hatte stören lassen, trieb er dadurch auseinander, daß er mit dem Schlage seines spanischen Rohrs dem Musiker seine Geige zerschmetterte.

Dessen Sohn, der Pfarrer in Ostelsheim im Schwarzwald war anderer Art. Seine Meisterstücke in der Schreibkunst, das ganze Vaterunser mit der feinsten Handschrift auf den Raum eines württembergischen Sechsers geschrieben und Aehnliches dergleichen, waren zwar nur Liebhabereien seiner Mußestunden, aber sie kennzeichneten den Mann. Kirchlich rechtgläubig und gesetzlich streng, zeichnete er sich in Allem durch eine pedantische Genauigkeit aus, die so weit ging, daß nach seinem Tode noch ganze Jahrgänge von im Voraus gearbeiteten Predigten sich vorfanden. Nach derselben Weise arbeitete er mit einer beschränkten Strengigkeit in der Erziehung seiner Kinder vor. Sein Sohn sagte von seiner eigenen Jugendzeit, daß er im Jahre dreihundert fünf und sechszig mal, in Schaltjahren dreihundert sechs und sechszig mal Schläge empfangen habe. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1809 erfolgte, schrieb der Pfarrer von Ostelsheim noch seinen eigenen Trauerbrief und die amtliche Anzeige seines Todes an das Oberamt, um vorzusorgen, daß dieß in der vorgeschriebenen Form geschehe.

Ihm wurde 1771 Gottlieb Wilhelm geboren, der nachmalige Bürgermeister von Leonberg, welcher seine geistlichen Vorfahren, obwohl er ihnen in der kirchlichen Laufbahn nicht nachfolgte,

doch im Wirken für Gottes Reich so hoch überragte. Wir können an dem Leben dieses Mannes nicht flüchtig vorübergehen, schon um des tiefen Einflusses willen, den ein solcher Vater auf den Sohn, dem diese Lebensbeschreibung gewidmet ist, geübt hat, und versuchen daher dasselbe zum Theil im Anschluß an anderweitige Veröffentlichungen, die aber doch vorzugsweise nur in süddeutschen Kreisen bekannt sind, etwas eingehender zu beschreiben.

Der Pfarrer in Ostelsheim war bei all seiner starren Rechtgläubigkeit nicht der Mann, um seinen Kindern den Glauben der Väter als ein lebendiges Erbtheil einzupflanzen. Seine Erziehungsweise hätte vielmehr dazu führen können, ihnen den überlieferten Kirchenglauben fremd und abstoßend zu machen. Zwangsweise mußten die unbändigen, lebenslustigen Knaben nicht nur alle Gottesdienste besuchen, sondern dann noch zu Hause eine bestimmte Anzahl von Predigten lesen und übten sich bei dieser Gelegenheit darin, durch unbemerktes Ueberschlagen die Vorlesungen abzukürzen, um statt dessen auf den Wipfeln der Schwarzwaldtannen die verwegensten Spiele zu treiben. — Aus der strengen Zucht dieses Vaters kam Gottlieb Wilhelm hernach in die nicht minder strenge des Stadtschreibers zu Calw. Mit den harten Anforderungen in der Schreibstube wechselte das leichtsinnige Leben der Schreiber außerhalb derselben, dem Hoffmann als besonders beliebter und frischer Gesellschafter sich nicht entziehen durfte. Aber sein Gewissen hatte keine Ruhe und er war darum froh, als der Amtsschreiber Flattich in Merklingen ihm in seinem achtzehnten Jahre die Stelle eines Substituten anbot, auf diesem Wege aus seiner bisherigen Umgebung herauszukommen. In der Zeit jenes Wechsels trat auch in seinem inneren Leben eine entscheidende Wendung ein. Den Frieden für seine Seele suchend wandte er sich von dem Treiben der leichtfertigen Genossen ab und kehrte sich den „Stundenleuten", den Gemeinschaften der ernsten gläubigen Christen zu, zum großen Verdruß seines Vaters, welcher als Pfarrer und Magister nicht begreifen konnte, daß sein Sohn mit geringern und gemeinern Leuten zusammen sitzen und Umgang pflegen konnte „wie mit Seinesgleichen." Die innere Bewegung, das freudige Gefühl der Gnade, die ihm widerfahren, waren eine Zeit lang so stark, sein ganzes Leben so mächtig nach innen geworfen, daß er sich auch von seiner Berufsarbeit zurückzog. Man drang in seinen Principal, ihn zu entlassen,

dieser aber, ein Bruder des bekannten Pfarrer Flattich in Münchingen, verstand sich besser auf das, was in dem Jüngling vorging, als sein Vorgänger in Calw und ließ ihn unbehelligt gewähren. Dieser Zustand dauerte auch nur kurze Zeit, und sein Leben ist bis an sein Ende ein Leben der Arbeit im vollsten Maße gewesen.

Nach dem Tode des Principals siedelte Hoffmann nach Leonberg über und wurde dort Gehülfe des Amtsschreibers. Für sein weltliches Amt in Merklingen auch durch juristische Studien unter Anleitung seines wohlwollenden Vorgesetzten auf's Tüchtigste ausgerüstet und für einen noch höheren Beruf durch große Erschütterungen hindurch innerlich gereift, fing nun hier seine Kraft und Gabe an sich wirksam zu entfalten. Er trat in immer reichere Verbindung mit den hervorragendsten Männern unter den Gläubigen. Seine Gattin, die Tochter des Principals in Merklingen, brachte ihn dem bekannten Pfarrer Flattich nahe, in welchem die gesunde praktische Weisheit und Weitherzigkeit einer reichen christlichen Erfahrung den originellsten Ausdruck fand. Er verkehrte mit Carl Heinrich Rieger in Stuttgart, dem nachherigen Consistorialrath und nachdrucksvollen Vertreter des ächten Bibelglaubens gegenüber der in der Kirchenbehörde einreißenden Neologie, wie mit dem erleuchteten Propheten des Landvolks Michael Hahn. Pregizer in Heiterbach, der fröhliche Prediger der freien Gnade ebenso wie der ernste Bußprediger Dann und die angesehenen Laienhäupter der „Pietisten" Kullen in Hülben, Barchetweber Conradt in Marbach nebst vielen Anderen wurden mit ihm verknüpft, so daß von ihm später gesagt wurde, es finde sich nicht leicht eine hervortretende Persönlichkeit unter den Gläubigen Württembergs, mit welcher er nicht in Beziehung getreten wäre. Auch mit Jung Stilling in Carlsruhe, mit Lavater in Zürich ist Hoffmann in Verkehr getreten.

Die ernsten Christen suchten und sammelten sich damals in Württemberg und schaarten sich um leitende Geister. Es bestand ein Verkehr inneren Verständnisses und gegenseitiger brüderlicher Liebe, welcher auch durch die ausgeprägten Verschiedenheiten einzelner Richtungen sich nicht beschränken ließ, ein Vorzug, welcher der evangelischen Kirche Württembergs nie ganz verloren gegangen ist. — Damals, gerade im Anfang unseres Jahrhunderts, ging unter

der Erschütterung der großen Zeitstürme und unter dem erweckenden Einfluß geisterfüllter Zeugen ein besonders kräftiger Hauch durch diese Gemeinschaft der Gläubigen hindurch.

In Leonberg trat Hoffmann mehr und mehr in den Mittelpunkt dieses Geisteslebens hinein, in derselben Zeit, in welcher er, durch seine praktische Tüchtigkeit nach allen Seiten bewährt, von den Bürgern der Stadt zum Amtsbürgermeister erwählt und nach und nach mit einer Reihe städtischer Aemter betraut wurde. Er fand hier das Feld für seine praktische Gewandtheit und für die Gabe zu leiten und zu organisiren, die an ihm zeitlebens hervorstach. Die spätere Wahl zum Abgeordneten des Bezirks Leonberg in der constituirenden Ständeversammlung in den Jahren 1815—1819 sowie 1820—1826 ist ein Beweis für das wachsende Zutrauen, das er sich trotz der vielfachen Anfechtung wegen seines Pietismus erworben hatte. In der Zeit der großen Truppenmärsche in den Jahren 1814 und den folgenden fungirte er als Landescommissär für die Verproviantirung der Truppen in zwei Kreisen des Landes.

Seine natürlichen Gaben wie seine Charakteranlage machten ihn vor Andern tüchtig für eine unermüdete Thätigkeit im praktischen Leben. Sein natürlicher Muth konnte ihn besonders in der Zeit der noch nicht von einem höheren Geist durchdrungenen Jugendkraft zur Verwegenheit verführen. Einst, als junger Mann, ritt er über eine Brücke der Nagold, die so morsch war, daß die Bretter unter den Hufen des Pferdes einbrachen und in den Fluß stürzten.

Als er in seiner Eigenschaft als Landescommissär in Tuttlingen war, kam ein österreichischer Husarenoberst aus dem Badischen mit Wagen herbei, um Hafer zu holen. Hoffmann weigerte sich pflichtmäßig, etwas herauszugeben. Der Oberst wurde zornig und drohte. Hoffmann antwortete: „Herr Oberst, Sie haben fünfhundert Husaren, dort liegt mein Magazin, Sie können es erbrechen lassen, ich setze mich inzwischen hin und schreibe einen Bericht an meine Regierung. Hätte ich aber auch fünfhundert Husaren, so ließe ich mir nicht einmal einbrechen.“ Dieß wollte der Oberst nicht, wurde aber immer wilder, so daß Hoffmann schließlich in seiner ruhigen Weise sagte: „Ereifern wir uns doch nicht, wir sind ja nicht der Hafer. Der Hafer soll gefressen werden, nicht

Sie oder ich.“ Das gab der Sache eine heitere Wendung und man kam überein, den in einigen Tagen erwarteten Erzherzog Ferdinand entscheiden zu lassen, der im Sinne des Rechts zu Hoffmanns Gunsten den Ausschlag gab.

In unerschrockener Weise trat er auch in der Versammlung der Landstände, wo er meist auf Seiten der liberalen Opposition stand, und desgleichen in Angelegenheiten, wo er das Recht der ihm unterstehenden Gemeinden zu vertreten hatte, dem gefürchteten gewaltthätigen König Friedrich entgegen. Es lag eine Kraft in seiner gewinnenden Offenheit und ruhigen Sicherheit, so daß sich auch Fürsten wie Friedrich von ihm manches Wort gefallen ließen, das einen Anderen hätte gereuen mögen. Besonders aber blieb ihm König Wilhelm, der Nachfolger Friedrichs, der seinen ganzen Eifer der Hebung des durch Verschwendung der Fürsten und Kriege ausgebeuteten Landes zuwandte, immer gewogen.

Als einen Beweis seiner sicheren Menschenkenntniß und Entschlossenheit pflegte der Sohn Wilhelm Hoffmann eine Scene zu erzählen, die wohl noch in die Zeit des Bürgermeisteramtes in Leonberg fällt. Ein christlicher Bruder mit allerlei Grüßen und Empfehlungen hatte sich bei der Familie eingefunden. Hoffmann, dessen Haus für alle solche Gäste offenstand, fixirte ihn schweigend. Der Büttel trat herein und Hoffmann gab demselben zum Entsetzen der anwesenden Familie die Weisung, den angeblichen Bruder ins Loch abzuführen, ohne durch dessen verletztes Gebahren sich irre machen zu lassen. Der Verhaftete erwies sich als ein steckbrieflich verfolgtes gefährliches Subject. Ohne ihn zu kennen, nur von seinem sicheren Gefühl geleitet, hatte Hoffmann die Verhaftung angeordnet.

Er selbst sagte von sich, daß er in zwanzig Jahren nicht einmal erschrocken sei und bewies dieß auch in den schreckhaftesten Situationen.

Einmal, als er des Nachts von der Solitüde — dem auf dem Wege zwischen Stuttgart und Leonberg gelegenen königlichen Lustschloß — herab durch den dichten Tannenwald nach Leonberg fuhr, forderte ihm ein Mann, der am Wege gelauert hatte, sein Geld ab. „Wie viel braucht ihr denn“, fragte er in ruhigem und theilnehmenden Tone. Der Räuber wurde erschüttert, erzählte unter Thränen seine bitterste Noth und es wurde ihm geholfen. Da zu der kraftvollen und natürlich begabten Persönlichkeit, welcher auch

die große imponirende Gestalt, das helle, heitere Antlitz entsprachen, mehr und mehr die Demuth und die Liebe eines Jüngers Christi hinzutrat, so war Hoffmann überhaupt ein seltener Einfluß auf Menschen gegeben, so daß ihn einmal ein Widersacher, der sich vergeblich des Eindrucks seiner Worte zu erwehren suchte, verwundert fragte: Wie kommt es denn, daß man Ihnen nicht widerstehen kann?

In Leonberg wurde der mit weltlichen Geschäften überhäufte Bürgermeister und kaiserliche Notar der Mittelpunkt einer tiefen Erweckung. Die Arbeit am inwendigen Menschen, der Gebetsumgang mit Gott, die Vertiefung in das Wort der heiligen Schrift war und blieb von seiner Bekehrung an die Grundlage seines Lebens und er versäumte nicht, durch die Schriften Luthers, Jacob Böhmes, Arnolds, Zinzendorfs, Tersteegens und des württembergischen Schriftauslegers Bengel und seiner Schule sich tiefer in die Erkenntniß des Wortes Gottes hineinleiten zu lassen. Der edle Pfarrer Machtholf hatte ihn durch Empfehlung der Schriften Luthers schon früher auf diese Bahn gebracht, eine Empfehlung mit der That, welcher Hoffmann noch in seinem Alter mit Rührung gedachte. Auf seinem Rücken hatte ihm der aufopfernde väterliche Freund die zehn schweren Bände von Luthers Werken vier Stunden weit in einem Zwerchsack ins Haus getragen!

Wie er nun an innerer Erkenntniß und Erfahrung zunahm, so konnte er auch wieder geben. Er hielt Erbauungsstunden für Kinder, dann auch für Erwachsene. An Sonntagen war sein Haus von Gästen gefüllt, welche Erbauung, Rath und Trost bei ihm suchten und noch bis gegen das Ende seines Lebens wußte er zu reden zu heilsbegierigen Seelen auf eine Weise, daß man mußte ergriffen werden. Ich erinnere mich noch einer solchen Erbauungsstunde des Großvaters in der letzten Zeit seines gebrechlichen Alters, und obwohl ich dem Inhalt damals nicht zu folgen vermochte, ist mir doch die ergreifende Herzlichkeit und der Ernst unvergeßlich geblieben, mit welchem der ehrwürdige Greis unter Thränen die Zuhörer ermahnte, die ihnen gewordene Gnade nicht zu verscherzen. Ganze Nachmittage konnte er in früheren Zeiten oft in ungebrochener Frische von dem zeugen, was sein Herz erfüllte. Und nicht am wenigsten war dasselbe von der Erwartung erfüllt, welche besonders damals in den Zeiten der großen Kriege und unter dem mannigfachen Druck der ungläubigen Aufklärung die „Gemeinschaften“ be-

wegte. In den Spuren Bengels gehend, welcher auf das Jahr 1836 den Anfang des tausendjährigen Reiches berechnet hatte und dessen Ansehen so manche von ihm ausgesprochene und in Erfüllung gegangene prophetische Ahnung nur verstärkte, sahen die christlichen Gemeinschaften, wie einst die Christen des ersten Jahrhunderts, das Kommen des Herrn vor der Thür. Noch aus den Jahren seines späten Alters giebt ein Brief an den Sohn in Basel von 1842 davon Zeugniß, wie diese Erwartung, auch nachdem die Bengelsche Rechnung sich nicht bewahrheitet hatte, vor seinem geistigen Auge stand. Als Antwort auf die Glückwünsche zu seinem einundsiebzigsten Geburtstag schreibt er: „Freilich möchte ich den Sabbath der Erde auch noch erleben, es hat aber menschlicher Weise keine Wahrscheinlichkeit und ich gehe ja nicht in ein Land der Unwissenheit, wenn ich sterbe, sondern hoffe dort Alles noch viel klarer einzusehen, was Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. Euch, lieben Kinder und Euren lieben Kindern wünsche ich, was das Herz eines lieben Vaters und Großvaters nur immer wünschen kann, besonders und vor Allem die Innwohnung des heiligen Geistes, durch welchen wir in ununterbrochener Correspondenz mit dem heiligen, dreieinigen Gott bleiben. Er bewahre uns und Euch, daß wir uns durch die vielerlei Ansichten und Lehren unserer Abfallszeit nicht von dem lauteren Wort der Wahrheit, wie solches die Bibel enthält, abwendig machen lassen. Wenn wir von diesem weichen, so haben wir kein Fundament mehr."

Die Krone seines irdischen Wirkens war jedoch nicht seine vieljährige Thätigkeit in Leonberg, sondern die Gründung der Gemeinde Kornthal im Jahre 1819. Unter den Gläubigen in Württemberg war durch die Einführung eines rationalistisch verwässerten Gesangbuchs, noch mehr durch die Abschaffung der alten Agende und zwangsmäßige Einführung einer neuen, „welche der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessen sei," wobei oft mit roher polizeilicher Gewalt verfahren wurde, eine starke Auswanderungsbewegung im Gang, genährt noch und begründet durch die Erwartung der großen Wendung im Gang des Reiches Gottes.

Man wandte seine Augen zunächst nach Rußland, wo Alexander I. deutschen Colonisten einladende Privilegien darbot. Ungern sah die württembergische Regierung diesen Auszug einer beträchtlichen Anzahl der besten und fleißigsten, zum großen Theil

auch bemittelten Unterthanen. Sie erließ daher am 12. Februar 1817 ein Ausschreiben an sämmtliche obrigkeitliche Behörden, in welchem von unüberlegter Auswanderung abgemahnt wurde. Dieß Schreiben kam auch an den Amtsbürgermeister von Leonberg und veranlaßte ihn zu einer selbstständigen Prüfung der Auswanderungsbewegung.

Er brachte einen Plan zur Reife, welcher darauf ausging, die erforderliche Freiheit der Bewegung und selbstständige Organisation von Gemeinden gläubiger Christen, statt sie anderwärts anzustreben, zunächst in der Heimath selbst zu versuchen. In einem Schreiben an die Regierung vom 28. Februar 1817 unterschied er drei verschiedene Gattungen von Auswanderern, solche, die aus religiöser Schwärmerei einen andern Aufenthaltsort suchen, die sogenannten Separatisten, solche, die zerrüttete Vermögensumstände zur Auswanderung treiben und endlich solche, die sich in einer Art von Gewissenszwang befinden, die nämlich die neue, vor sieben Jahren eingeführte Liturgie nach ihrer Ueberzeugung nicht nach der alten lutherischen Glaubenslehre verfaßt finden, deßwegen solche nicht annehmen, von ihren geistlichen und weltlichen Vorstehern aber öfters mit Geld- und Leibesstrafen dazu gedrungen worden. Von diesen letztern könnte, wie er darlegt, ein großer und vermöglicher Theil dadurch von dem Vorsatze, auszuwandern, abgehalten werden, wenn ihnen die Anlegung eigener Gemeinden im Königreich gestattet würde, wie solche der sogenannten Brüdergemeine in Königsfeld vor wenigen Jahren, zur Zeit als solche noch zum Königreich gehört hatte, zugestanden wurde.

Der Antrag begegnete bei den Regierenden vielen Bedenken, wurde aber schließlich Dank der eifrigen Betreibung und auch wieder bereitwilligen Nachgiebigkeit des Urhebers genehmigt, nach dem auch dem Landesconsistorium hinsichtlich des Bekenntnisses der neuen Gemeinden eine Erklärung, welche dieses zufrieden stellte, geworden war.

Nun begann die schwierigere Aufgabe, solche Gemeinden ins Leben zu rufen. Ein Collegium von siebzehn Brüdern, mit Michael Hahn und Hoffmann an der Spitze, nahm die Ausführung in die Hand.

An solchen fehlte es nicht, welche der neuen Gemeinde sich anzuschließen bereit waren. Manche hatten auf die eröffnete Aus-

sicht einer solchen Vereinigung hin ihren bereits in Gang gebrachten Auszug sistirt. — Aber schon die Wahl des Platzes, noch mehr die Mittel des Ankaufs machten Schwierigkeiten. Es gehörte jene feste Zuversicht Hoffmann's in Dingen, die er dem göttlichen Willen gemäß erkannt hatte, dazu, um sich dadurch nicht abschrecken zu lassen.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen bot endlich der Graf v. Görlitz das Rittergut Kornthal, nahe bei Stuttgart, zum Kauf an.

Die Gründung von Kornthal war ein Versuch, wenigstens in kleinem Umfang eine Gemeinde zu sammeln, in welcher die ganze Lebensordnung, auch die politische und communale Organisation nach dem Maßstab des göttlichen Wortes eingerichtet werden sollte. In den kirchlichen, liturgischen Einrichtungen war vieles von der Brüdergemeinde, welcher hierin eine bewährte Erfahrung zu Gebot stand, entnommen. Die Brüdergemeinde Königsfeld, mit welcher Hoffmann in lebhaften Verkehr trat, war dafür das am nächsten gelegene Muster. Mit gutem Vorbedacht hatte sich Hoffmann gerade auf diese berufen, und war es besonders dieser Berufung zu danken, daß auch die kirchlichen Behörden der neuen Bildung nicht mehr Schwierigkeiten bereiteten.

Die wesentlichsten Privilegien der neuen Gemeinde bestanden darin, daß die Aufnahme neuer Gemeindeglieder der Gemeinde und ihren Vorstehern überlassen blieb, daß die Handwerker zunftfrei waren, daß es der Gemeinde zustand, solche, welche sich ihrer Ordnung und ihrem Geist nicht fügen wollten, auszuschließen, daher jedes Gemeindeglied zugleich an einem andern Orte Bürgerrecht besitzen mußte.

Es ist klar, daß eine mit solchen Privilegien versehene Gemeindestiftung nur unter den dringenden Rücksichten, welche damals die Landesregierung dazu willig machte, zu Stande kommen konnte, und es gehörte das sichere Ergreifen des günstigen Augenblicks von Seiten des Gründers dazu, um diese Idee zu verwirklichen. Es war ursprünglich nicht die Absicht, bei einer Gründung stehen zu bleiben. Eine zweite Gemeinde Wilhelmsdorf entstand auch auf Anregung des Königs Wilhelm in Oberschwaben 1824. Durch seinen persönlichen Wunsch wie durch die Ertheilung gleicher Privilegien für die neu zu gründende Gemeinde hatte hier der für die

Hebung des Landes so besorgte Regent die Gemeinde Kornthal vermocht, mit großen Opfern und Anstrengungen das sumpfige Lengenweiler Moosried zu cultiviren, auf welchem nun ein Dorf mit fünfundvierzig Familien entstand.

Die Gedanken des Gründers und der mit ihm verbundenen Männer gingen aber keineswegs nur auf die Aufhebung der drohenden Auswanderung gläubiger Familien des Landes, sondern vielmehr auf die Herstellung solcher Gemeinden, in welchen eine christliche Lebensordnung wirklich in allen Gebieten durchgeführt werden könnte, welche auch in wirthschaftlicher Beziehung ein Muster, durch ihren geistigen Charakter ein Sammelpunkt für die Gläubigen zu werden vermöchten.

Bedeutender Widerspruch gegen das Unternehmen nicht allein von Gegnern dieser ernsten Gläubigkeit, sondern auch von kirchlich positiver Seite blieb nicht aus, und fand auch vielfachen schriftlichen Ausdruck, ohne daß Hoffmann sich hätte beirren lassen. Kornthal erhob sich aus den ersten ökonomischen Schwierigkeiten zu einer gesegneten blühenden Gemeinde, in welcher sich um die leitenden Häupter nicht nur eine aufrichtig christlich gesinnte fleißige Bevölkerung, sondern auch eine Reihe segensreich wirkender Anstalten sammelte. Diese Schöpfung hat in den mehr als fünfzig Jahren ihres Bestandes den Beweis durch die That geliefert, daß das Werk, das Hoffmann unternommen hatte, ein Werk des Herrn war. Einen Sammelpunkt bildete Kornthal auch dadurch, daß in ihm von der Gründung an die verschiedenen Arten des württembergischen „Pietismus" aufs engste verbunden zusammenwirkten. Michael Hahn, das Haupt der nach ihm benannten Michelianer mit ihrem starken Dringen auf Heiligung, hatte an der Gründung von Kornthal selbst den vornehmsten Antheil genommen und war ein Mitglied des leitenden Rathes. Die altkirchliche Art des Pietismus, wie die mehr herrnhutisch gefärbte, waren ebenso vertreten. Auch durch diese Vereinigung, welche nicht weniger ein bewußtes Ziel der Gründer war, gewann die Existenz der Gemeinde Kornthal eine Bedeutung für die württembergische Landeskirche, welche noch höher anzuschlagen ist, als die äußeren sichtbaren Erfolge. Eine solche Verbindung in dem Einen was Noth ist war ganz nach Hoffmanns Sinn, der mit allen Gläubigen in freier brüderlicher Gemeinschaft des Herzens lebte, ohne darum die Bestimmtheit der selbsterworbenen christlichen

Erkenntniß zu verläugnen. Er sagte gern von sich: „Ich bin als Pregizerianer bekehrt, als Michelianer möchte ich leben und als Herrnhuter sterben“. Charakteristisch ist auch die Antwort, die er dem Prälaten Flatt ertheilte. „Aber wie gedenken Sie es mit den verschiedenen religiösen Färbungen in Ihrer neuen Gemeinde zu halten“, fragte dieser wohlmeinend. „Ich möchte sie alle“, erwiederte Hoffmann, „im Mörser der Liebe zerpulvern und dann wieder ebensoviele Menschen daraus bilden“.

In diesem neuen unter Gottes Leitung geschaffenen Wirkungskreise war Hoffmann bis zu seinem Ende d. i. noch sechsundzwanzig Jahre in unermüdlicher Thätigkeit, da er bald nach der Gründung Kornthals den dringenden Bitten vieler Freunde nachgab und selbst das Vorsteheramt in der Gemeinde übernahm. Er gab seine Stellung in Leonberg auf, mit dieser auch die erheblichen Einkünfte für seinen Unterhalt, obwohl ihm die Stadt ein jährliches Geschenk von tausend Fl. anbot, wenn er bliebe. Als er später auch die Wiederwahl in die Ständekammer ablehnte, weil der in derselben waltende Geist ihm auch immermehr einen Abfall vom Christenthum zu bekunden und die gedeihliche Wirksamkeit für ihn unmöglich zu machen schien, gab er damit auch die mit dieser Stellung verbundenen Einnahmen auf, welche wesentlich zum Unterhalt seiner Familie beigetragen hatten. Die Vorsteherstelle in Kornthal brachte kein Einkommen und er hatte nichts, wovon er leben sollte. Da kam ihm durch Gottes Fügung die Verwaltung einer Pflegschaft zu, welche bei seinen mäßigen Ansprüchen hinreichte für sein Haus. — Durch viele Glaubensproben ging es in Kornthal, besonders in den ersten Zeiten hindurch. Wie Franke mußte Hoffmann für die in die Rettungsanstalten gesandten Kinder die Aushülfe des Herrn von einem Tage zum andern erwarten. Die Errichtung und Fortführung der Gemeinde Wilhelmsdorf blieb eine Sorgenlast, die er bis an sein Lebensende zu tragen hatte. Aber sein kindlicher Glaube und die ihm eigenthümlichen Gaben, die praktische Sicherheit und Energie halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden. Der Reichthum seiner Glaubenserfahrung machte ihn zu einem geistlichen Vater in der Gemeinde. Rath und Trost wurde bei ihm in großen und kleinen Dingen gesucht, dabei blieb ihm bis in sein hohes Alter hinein eine naturwüchsige Heiterkeit und Frische, welche auf Jung und Alt eine unwiderstehliche Anziehungskraft übte.

Erst in den letzten Lebensjahren fing seine körperliche Kraft und Gesundheit, welche unverwüstlich geschienen hatte, an zu wanken. Eine außerordentliche Mäßigkeit, er trank z. B. seit der Zeit seiner Bekehrung, ohne daraus einen Grundsatz für Andere machen zu wollen, niemals Wein, hatte ihm die leibliche Kräftigkeit unvermindert bewahrt, obwohl er andrerseits, wo es Leistungen galt, auf seine Gesundheit keine Rücksicht zu nehmen pflegte und sich auch auf seinen vielen Reisen durch seine je und je wieder hervorbrechende Verwegenheit mehrere ernste Unfälle zuzog.

Der Schreiber dieser Erinnerungen hat den Verewigten nur noch aus diesen letzten Jahren geschwächter Kraft im Gedächtniß. Wie ein Patriarch stand die große nun etwas gebeugte Mannesgestalt inmitten des Hauses und der Gemeinde. In den Tagen seines Abschiedes, in welchen die Seele unter schweren Kämpfen vom Leibe sich löste, fand er noch die Kraft, einen ausführlichen Willen in Betreff der künftigen Versorgung und Leitung der ihm auf dem Herzen liegenden Gemeinden seinem jüngeren Sohne Christoph in die Seele zu dictiren, welcher von der ungetrübten Klarheit seines Geistes und von der Treue zeugte, mit welcher er bis zuletzt die ihm gewordene Lebensaufgabe festhielt. Auch an die Enkel richtete er noch wenige ergreifende Worte, sie hinweisend auf den Heiland, dem sein Leben gehörte. Die Räume des Krankenzimmers und der anstoßenden Zimmer waren mit Gemeindegliedern und Kranken während der letzten Tage, in denen man sein Abscheiden erwartete, gefüllt, und unter wechselnden Gebeten und Gesängen der ihn umgebenden gläubigen Gemeine gab er seinen Geist auf.

Mehr als dreitausend Personen aus allen Ständen, aus verschiedenen Gegenden von Württemberg und den benachbarten Landen folgten dem Sarg des Gottesmannes, dessen Begräbniß am 2. Februar 1846 nach der einfachen Ordnung, die er selbst für Kornthal entworfen, vollzogen wurde.

Jugendleben und Schuljahre.

Das Bild des Vaters, welches in dem vorhergehenden Capitel gezeichnet ist, läßt uns schon erkennen, unter welchen Einflüssen das früheste Jugendleben des Sohnes verlief. In der priesterlichen Fürbitte, in der treuen Liebe und der Anziehungskraft seines frischen lebendigen Wesens, die den Vater, auch wenn er feierlich in Amtstracht mit dem damals noch bräuchlichen Zopf in Leonberg dem Rathhause zuschritt, zu dem allbeliebten Freund der auf dem Marktplatze spielenden Jugend machte, und in dem über die ganze häusliche Gemeinschaft ausgebreiteten Leben in Gottes Wort lag die Kraft der Erziehung. Von jener pedantischen Strenge im Pfarrhause von Ostelsheim war hier nichts zu finden, der Bürgermeister Hoffmann war vielmehr, zum Theil in Folge der eigenen trüben Erfahrungen in seinen Jugendjahren, handgreiflichen Strafen als Erziehungsmittel grundsätzlich abgeneigt.

Die Familie ging durch manches Leid. Die erste Gattin des Vaters Hoffmann, die geborene Flattich, war frühe gestorben, wie auch das einzige Kind dieser ersten Ehe. Seine zweite Frau geb. Löffler gebar ihm vier Töchter und zwei Söhne; Wilhelm war der ältere dieser beiden. Schon im vierten Lebensjahr verlor er die Mutter, welche nur als eine blasse leidende Erscheinung ihm in dem Halbdunkel kindlicher Erinnerung später noch vorschwebte. Zwei jüngere Geschwister gehörten zu den Erstlingen auf dem Kirchhof zu Kornthal, von welchen besonders eine Tochter ein dem Herrn frühe zugewandtes Kind war und im zehnten Jahre schon so entwickelt, daß der Vater kein Bedenken trug, eingedenk seines hausväterlichen Priesterthums, derselben vor ihrem Tode auf ihr inniges Verlangen selbst das heilige Abendmahl zu reichen. Was wirkt mächtiger auf ein kindliches Gemüth als solche Erlebnisse im Kreise einer Familie, die den Herrn fürchtet! Es war ein gar freundliches Familienleben, treu hingen die Geschwister aneinander und an den Eltern, und dieser selbe Geist waltete fort, als Hoffmann sich zum drittenmal verheirathete, aus welcher Ehe drei Kinder entsprossen.

Die Erlebnisse der frühen Jugend, das verborgene Keimen und Aufschließen der Knospe kann eigentlich nur ein in das

eigene Leben zurückgerichtetes Auge sehen und darum nur eine Selbstbiographie enthüllen. Ich füge deshalb hier das kleine Fragment einer solchen bei, wie es Wilhelm Hoffmann in einem Aufsatz der Christoterpe vom Jahre 1852 als Einleitung zu einigen Zeugenbildern aus der englischen Reformation gegeben hat, welches zeigt, wie die geistigen Bewegungen des Vaterhauses in dem jugendlichen Gemüthe die Saiten regten.

„Die Kinder stehen oder sitzen auf Schemeln um den ledernen Großvaterstuhl am Ofen, der sein eintönig Lied singt, sie horchen und betrachten sich inzwischen die Wappenschilder, Namenszüge und Jahrzahlen des schwarzen, eisengegossenen wärmenden Freundes. Dieser ragt noch heute tief in meine Gemüthswelt hinein mit seinem herzoglichen Fürstenhut und der Jahreszahl 1736. Von den Wappenbildern sprachen zwei mich lebendig an, die Reichssturmfahne im württembergischen Wappen, die mir immer als ein Ruf Gottes erschien, selbst einst mit die Hand an der Fahne zu haben, wenn sie aufbreche, um dem Herrn der Heerschaaren Land zu erobern zur Wohnung seines Namens für und für; und der Heide, der aber mit seiner beruhigt herabhängenden Zipfelmütze mir gar nicht heidnisch aussah, wenn er gleich die Herrschaft Heidenheim bedeutete.

Nach den Erzählungen hinter dem Ofen hätte er ganz anders aussehen müssen, zwar nicht weniger schwarz, aber doch nicht so schwäbisch zahm. Ich verbrannte mir einmal den Finger, als ich genau untersuchen wollte, ob eine kleine Gußblase in der Eisenplatte wirklich ein Nasenring des Heiden sei, was ich gar zu gern gesehen hätte, denn so wie er war, glich er ungebührlich viel dem Kübler T. Aber es half nichts, denn in der Stadtschreiberstube war auch so ein Ofen und die Blase fehlte an der Nase des Heiden. Genug aber, die Heiden und die Predigt unter ihnen, das Zeugenleben für Christum, die Verfolgung und das Märtyrerthum, der muthige Zug gegen die Feinde Christi und die damals in meinem Kreise so rege Erwartung des tausendjährigen Reichs, alles das mischte sich im Gemüth des sechsjährigen Knaben so wunderlich in einander, daß ich jetzt noch glauben muß, meine Gemüthswelt wärme sich an dem schwarzen, herzoglichen Ofen auf dem Marktplatze des uralten Städtchens Leonberg, wo mein Vater Bürgermeister war. Alles was Märtyrerthum hieß, schien mir in Fa-

milienverwandtschaft mit mir zu stehen, es wärmte mich von innen heraus, weil ich gehört hatte, daß der Urahn meiner Familie in Schlesien durch das Schwert als Zeuge der evangelischen Wahrheit starb und ich will nur gestehen, daß ich manchmal in meinen Träumen an meinen Kopf griff, weil ich von einem Enthaupteten abstammte. Dazu kam, daß mir eine alte fromme Großmutter oft vorrechnete, wie alt ich anno 1836 sein werde, wann der Herr komme und wie es die Jahre vorher ans Köpfen der Gläubigen gehen werde, und mich herzlich ermahnte, dann ein standhafter Bekenner Jesu zu sein. Mein Vater war der Mittelpunkt eines Kreises von Tausenden erweckter Seelen, die unter dem damaligen Unglück und Druck der Zeiten, der französischen Gewaltherrschaft, fast täglich sich durch Gespräche, Lieder und Gebete stärkten, welche fast alle auf das tausendjährige Reich sich bezogen und aus einer Fülle von mächtigem Glaubensleben hervorquollen. Ich hörte oft meinen Vater erzählen, wie zehn Jahre früher die Erregung noch viel stärker gewesen und die Alten noch viel sehnsüchtiger auf den Trost Israels gewartet haben. Da gingen sie in Schaaren am Sonntag nach Stuttgart, um den edlen Carl Heinrich Rieger predigen zu hören, der früher in Leonberg gelebt hatte. Und wenn sie zurückkehrten auf dem Wege, der über einen dicht bewaldeten Hügelzug hinlief, da wurde in dem grünen Walddunkel auf den grasigen Weitungen oft Halt gemacht und ein Lied der Sehnsucht nach dem Kommen des Herrn gesungen, in einem glühenden Gebet das „Amen! ja komm Herr Jesu!“ der Braut gesprochen, daß einmal der alte, vielgeübte Stricker M., von Begeisterung ergriffen, seine „Pudelkappe“ hoch in die Luft schleuderte mit dem Ausruf: „Herr Jemine, wär's no scho do!“ Wie oft erschütterte mich's beim Rollen der Donner eines Gewitters, meinen Vater das Leuchten des Blitzes anstatt des üblichen „Helf Gott!“ mit einem Seufzer „Komm Herr Jesu!“ begrüßen zu hören.

So waren die Geschichten der Märtyrer mir lebendige Thatsachen, nicht alte Historien. Ich lebte mich in ihre Situationen schon hinein, als ich halbblind in dem schon benannten ledernen Großvaterstuhl, durch Schirme aller Art vor der feindlichen Sonne geschützt, saß und in meiner stillen Gedankenwelt lebte oder auch betete:

Jesu gieb gesunde Augen,
Die was taugen,
Rühre meine Augen an.
Denn es ist die größte Plage,
Wenn am Tage
Man das Licht nicht sehen kann.

Als meine Augen geheilt waren, hatte sich schon eine innere Welt gebildet, auf deren Hintergrunde die Erzählungen aus dem ledernen Stuhl, die aber nicht aus dem Munde eines betagten Großvaters kamen, sondern begeistert von den Lippen eines rosigen Jünglings Namens E. quollen, sich scharf abzeichneten. Es waren Meldungen davon, wie „Himmel und Erde zittern," wenn ein Löwe brüllt, grell beleuchtete Leidensgeschichten edler Menschen, große Heldenthaten, aber alles wurde mir zu Märtyrergeschichten. Der brüllende Löwe war mir der des Propheten Daniel, im finstern Kerker saß der Apostel Petrus und der Held, der eine wuthentflammte Rotte von Feinden aus dem Wege warf, war ein Glaubensheld. Als ich älter wurde, blieben diese hehren Gestalten mir im Gemüthe und, wenn ich gleich schon als Knabe an dem tausendjährigen Reiche auf 1836 zweifelhaft wurde, so gab es doch ein Bild, das mir kommende große Umschwünge in der Welt als ganz möglich erscheinen ließ. Ein Bild, sage ich, ein Sinnbild war es, nicht ein Gedanke. Ich suchte, um mit meiner ernst-poetischen Traumwelt allein zu sein, die Einsamkeit einer halb verfallenen Stadtmauer, wo mir die beschränkte aber reizende Aussicht in ein enges Flußthälchen und auf einige Punkte der Umgegend gegeben war, an denen geheimnißvolle, alterthümliche Volkssagen hafteten. Auf der Stadtmauer trieb ein Seiler sein Geschäft, ein ehrwürdig, kahlköpfig, graubärtig alter Mann. Wenn er so sein Rad sich drehen ließ, gemahnte mich das an den Umschwung der Ewigkeit; wenn er seinen Faden lang, endlos lang hinausspann, so war mir das die Zeit, die aus der Ewigkeit sich gebiert; wenn plötzlich der Faden abschnurrte und das Rad doch fortlief, so schloß ich unwillkürlich die Augen, um es nicht endlich still stehen zu sehen, und öffnete sie erst wieder, wenn ich seinen schnarrenden Ton von Neuem hörte. Dieses Brechen des Fadens und Wiederanknüpfen, das waren mir die Momente der großen Erschütterungen, wie sie plötzlich kommen konnten, und sobald dies geschah, dachte ich mir, so wird

einst die große Zeit der Kirche sein mit ihren Kämpfen, ein Augenblick von Jahrhunderten, und nun war ich wieder tief in den Kämpfen und Siegen des Glaubens und der Gläubigen."

Hiermit bricht diese kurze Skizze ab, mit welcher er selbst etliche Wurzelranken aufdeckt, welche das sinnende Innenleben der Jugend trieb, und wir sind wieder darauf angewiesen, dem dünnen Faden zu folgen, den uns einzelne Erinnerungen in die Hand geben.

Die gewaltigen Zeitereignisse blitzten je und je in die Seele des Knaben hinein und hinterließen einen bleibenden Eindruck, wie der Untergang der großen Armee im Jahre 1812. Wie tief und allgemein muß die Bewegung beim Tod der edlen Königin Luise im Jahre 1810 in jenen Zeiten der Schmach und des Drucks gewesen sein, wenn er auch, wie Hoffmann erzählte, ihm dem Kinde in den Lebensjahren des allerersten Erwachens nicht verborgen blieb. Die großen Truppenmassen, welche sich nach Napoleons Niederlagen von Oesterreich her durch Süddeutschland wälzten, wurden noch aufmerksamer angestaunt und machten sich um so fühlbarer, da der Vater als königlicher Kommissar für die Truppenverpflegung durch jene Heereszüge in die unruhigste und anstrengendste Thätigkeit versetzt war.

Der Knabe besuchte in Leonberg zuerst die deutsche, dann die lateinische Schule. Auch nachdem die Familie nach Kornthal übergesiedelt war, verblieb er als Leonberger Lateinschüler im Josenhans'schen Hause. Schon damals war er lebhaften Geistes und eifrig im Lernen.; schnelle Auffassung und ein außerordentlich treues Gedächtniß, das ihm immer geblieben ist, ließen ihn anderen leicht voraneilen. Schüchternheit und große Gutmüthigkeit hielten aber die Geltendmachung seiner intellectuellen Gaben im Verkehr so sehr zurück, daß sie geringer taxirt wurden, als sie verdienten, und das innere Treiben der lebhaften Phantasie mag noch mehr dem Auge des Lehrers verborgen geblieben sein. Oftmals versicherte ihn wenigstens sein erster Lehrer im Latein, der spätere Oberstudienrath Klumpp, mit welchem er bis an dessen Ende verbunden blieb, daß er eine so reiche Entwicklung seiner Fähigkeiten und seines Wirkens ihm niemals zugetraut. Hoffmann konnte ihm dagegen erzählen, wie er sich in einer aufgezwungenen Selbstverleugnung als Schüler selbst herunter gesetzt habe. Einige größere und derbere Burschen der lateinischen Schule waren über die fehlerfreien Exer-

citien des kleineren und schwächeren so erbost, daß sie ihm mit Schlägen drohten, wenn er sie wieder zu übertreffen sich erdreistete, so daß er von da an weislich dafür sorgte, je und je einen Fehler stehen zu lassen. Der Präceptor führte ein strenges und originelles Regiment, und nur bei seiner unantastbaren Auctorität mochte das demokratische Verfahren zulässig sein, welches er einmal anzuwenden für gut fand. In einem Disciplinarfall, in welchem er zu viel gethan und dadurch das Zutrauen der Schüler geschädigt zu haben glaubte, berief er die ganze Classe zu Richtern über sich selbst, indem er ihnen die Ursachen der Bestrafung vorlegte, und sie aufforderte, jeder einzeln sein Urtheil schriftlich zu geben. Die Majorität fand damals die angewendete Bestrafung zu hart, aber des Lehrers Ansehen ward durch diese seltene und fast unpädagogische Herablassung nicht vermindert. Ihm verdankt Hoffmann die frühe Erweckung der Vorliebe für die Betrachtung der Länder und Völker der Erde und ihrer Geschichte. Von der Begeisterungsfähigkeit des Schülers zeugt folgender Zug. Nachdem er eben in der Schule über die Kraft des Hebels unterrichtet war, kam er stolz im Gefühl der neuen Erkenntniß und der großen Kraft des Menschen nach Hause, stellte sich gravitätisch vor seine ältere Schwester und rief begeistert aus: „Gebt mir einen Hebel, der lang genug ist, so hebe ich die Erde aus ihren Angeln!“ Seine Schwester kühlte den Enthusiasmus sicherlich ohne etwas von dem berühmten Wort des Archimedes zu wissen durch die Frage in gut schwäbischer Mundart: „Wo steht er no hi?“

Die Studien in Leonberg galten zunächst dem sogenannten Landexamen, welches er denn auch sehr wohl bestand. Er hatte damit das Privilegium erworben zur Aufnahme in eines der vier niederen Seminare; sein fernerer Unterrichtsgang war vom väterlichen Hause getrennt. Seine Confirmation hatte auf die Segenswirkungen des Vaterhauses zuvor noch ein festes Siegel gedrückt. „Mir war meine Confirmation ein Stern in allen Nächten meines Lebens. Es ging von ihr ein stiller zum Heiland hinziehender Einfluß aus, der sich auch in meinem weitesten Abirren von Ihm nie ganz verlor,“ so schreibt er später für diesen bedeutungsvollen Tag an eines seiner Kinder. Welche Wünsche und Gebete ihn aus der Heimath begleiteten, und wie von jenen Kreisen der Gemeinschaft der Studiengang eines künftigen Theologen angesehen wurde,

das möge aus einem aufbehaltenen Briefe seines frommen Pathen, des Barchetweber Conradt in Marbach erhellen:

... Ach lieber Wilhelm! Der zweite Umstand in Absicht auf Deine irdische Laufbahn liegt mir eben so sehr am Herzen. Solltest Du zu einem Theologen beim Examen eingetheilt werden, so schauert mir fast die Haut an meinem Leibe, wenn ich denken muß, Dein Dötle kommt anjetzo in einen Stall hinein, da eine ansteckende Seuche herrscht, und wo er sie mit der Luft einathmet. Zwar ist bei Gott Alles möglich, auch im Feuerofen kann Er retten und erhalten, und mitten unter einem verkehrten Geschlecht sollen seine Kinder als Lichter scheinen, damit daß sie halten ob dem Wort des Lebens — aber was für einen Ernst und Fleiß, was für Gebet und Wachsamkeit erfordert es, so durchzukommen, daß man nicht Schaden leidet an seiner Seele. Auf der andern Seite möchte ich es wünschen, daß Du ein brauchbares Werkzeug würdest im Reiche Gottes. Auch ist ein Diener am Evangelio in dem allerschönsten und vortrefflichsten Beruf, er mag unter der Christen- oder der Heidenwelt dem Heiland Seelen zuführen, so wird er dorten leuchten wie des Himmels Glanz und bei denen, die Viele zur Gerechtigkeit geführt haben, werden sie den Rayhen führen in der Herrlichkeit. Aber ach, wenn ich denke an einen untreuen Knecht, der die Seelen irre führt oder dem Heiland entführt, so möchte ich fast denken, es wäre besser, daß derselbe Mensch nicht geboren wäre. Darum, o lieber Wilhelm, es ist für Dich wirklich doppelt wichtig und nöthig, Deinen Weg zu bewahren in der Furcht Gottes, und meiden die Sünde, denn das ist Verstand. Womit ich Dich sammt Deinen lieben Eltern herzlich grüße. Dein um Dich seufzend und betend Sorge tragender Döte

12. April 1820. J. G. Conradt.

Die niederen Seminarien, diese specifisch württembergischen Vorschulen oder Gymnasien, früher wesentlich für künftige Theologen bestimmt, sind jedem Württemberger bekannt und haben auch im übrigen Deutschland als Bildungsschulen einen bewährten Ruf. Wie sich dieselben überall in alten Klöstern eingebaut haben, so waren sie auch aus der Umgestaltung der Klöster in Folge der Reformation hervorgegangen. Die Klosterordnung des Reformators Brenz vom

Jahre 1556, darauf gerichtet, die unthätigen Insassen der Klöster künftighin „zu dem Dienst und Aemtern der gemeinen christlichen Kirche“ zu erziehen, legte zu diesen evangelischen Klosterschulen den Grund. Im Jahre 1820, in welchem Hoffmann eintrat, bestand bereits im Wesentlichen die noch jetzt geltende Einrichtung, wonach in die vier gleichartigen, in verschiedenen Gegenden des Landes errichteten Anstalten durchschnittlich je dreißig Zöglinge im Alter von vierzehn Jahren aufgenommen und in einem vierjährigen Cursus für das theologische Studium auf der Universität vorgebildet wurden. Die Berechtigung zum Eintritt giebt, wie erwähnt ist, das glücklich bestandene Landexamen. Die dreißig Besten aus einer fast doppelt und dreimal so starken Concurrenz werden aufgenommen. Bei der großen Erleichterung, welche ein bis zum Abgang von der Universität fast kostenfreier und dazu methodisch geleiteter Studiengang gewährte, beherrschte die Tendenz, den Eintritt in die Seminarien für die Schüler zu erreichen, in bedeutendem Grade schon das Streben der lateinischen Präceptorschulen und das Examen, um das sich so viele Strebsame bewarben, hieß daher schlechtweg das Landexamen. Eine Gewähr, daß der Durchschnitt der Fähigsten in diesen Anstalten vereinigt wird, liegt in der beschränkten Auswahl, welche die Prüfung trifft. Die vier Seminarien alterniren in der jährlichen Aufnahme, so daß alle vier Jahre von jedem ein Seminarcoetus, „Promotion“ genannt, auf die Universität abgeht, die Hochschule dagegen jedes Jahr von je einem der vier Seminare eine Altersclasse empfängt.

Im Herbst 1820 fuhren Vater Hoffmann und sein Sohn Wilhelm mit dem kleinen Zweispänner, der an manchem Ort den Brüdern als das Vehikel des gern gesehenen Vorstehers von Kornthal bekannt war, der nördlichen Grenze des Württemberger Landes zu und bogen zuletzt in das Thal der Jagst ein, an deren Ufern das Kloster Schönthal jetzt der neunten Promotion seine Pforten öffnete.

In dem Alter, in welchem der Geist in jugendlicher Frische seine ersten Keime treibt, wie empfänglich und ahnungsvoll nimmt da die Seele auch die Eindrücke einer reichen und schönen Umgebung in sich auf! Das lebendige Anschauungsvermögen, die dichterische Kraft so manches Württembergers hat in diesen schön gelegenen stillen Klostersitzen ihre erste Anregung empfangen. Das

Kloster Schönthal kann zwar nicht wetteifern mit den prächtigen Bergumgebungen der Schwesterschulen am Fuße der schwäbischen Alb, ist aber nichts destoweniger reich durch seine lieblichen Berggelände und Thäler wie an geschichtlichen Erinnerungen. Hat doch einer der Altersgenossen Hoffmanns, der mit ihm in Schönthal die Jahre 1820—1824 als Schüler verlebte, dem Kloster und seiner Geschichte in einer ausführlichen Beschreibung ein begeistertes Denkmal noch in späteren Jahren gesetzt. —

Als der Ritter Wolfgramm von Bebenburg von dem unglücklichen Kreuzzuge unter Kaiser Conrad III unversehrt zurückgekehrt war, vollführte er das Gelübde, welches er, von der Kreuzpredigt Bernhards von Clairvaux ergriffen, schon vor Beginn des Kreuzzugs gethan hatte, und gründete im Umkreis seiner Besitzungen in Neusaß ein Cisterzienserkloster. Während er aber, so erzählen die alten Chroniken, mit den drei Mönchen von Maulbronn, welche den Anfang der Brüderschaft bilden sollten, in Maria Neusaß auf dem zum Kloster bestimmten Platze sich über die Ausführung des Baues berieth, stand plötzlich ein unbekannter alter aber sehr ansehnlicher Mann vor ihnen, der, als er ihre Absicht vernommen, zu ihnen sagte: „Verlasset diesen Platz und sehet bergwärts, dort unten ist ein schönes Thal," worauf er sich ihren Augen entzog. Sie zweifelten nicht, daß der Unbekannte vom Himmel gesandt sei und erinnerten sich der Regel des heiligen Benedict, nach welcher die Mönche nur in Einöden und Wüsten wohnen sollten, und faßten das einsame Waldthal für den Bau des Klosters ins Auge. Die Stelle gehörte zum Grundbesitz deren von Berlichingen und Wolfgramm von Bebenburg erlangte ohne Mühe für den frommen Zweck das Ackerfeld sammt dem anstoßenden Grund und Boden von der ihm verwandten Familie. Nur die Bedingung wurde hinzugefügt, daß den Herren von Berlichingen das Begräbniß in dem Kreuzgang des Klosters auf alle Zeiten gestattet werde.

Ueber den stillen Ort der Cisterzienser, welche mit der Zeit zu reichem Klosterbesitz gelangten, gingen später die Wetter des dreißigjährigen Krieges und die wilden Stürme des Bauernkriegs.

Noch verkündigen die alten Denksteine, die steinernen Rittergestalten mit den Grabinschriften im Kreuzgange des Klosters den wechselnden jugendlichen Geschlechtern die Geschichte vergangener Tage. Eine Statue, die Wolfram von Bebenburg im Conversenha-

bit vorſtellt mit der Aufſchrift: Anno Domini MCLVII Wolfram de Bebenburg fundavit hoc monasterium et postea induit habitum conversorum, cujus anima requiescat in pace erinnert an den Stifter des Kloſters.

In langer Reihe ſtehen die Steinbilder derer von Berlichingen mit ihren Wappenſchildern und Grabſchriften den Kreuzgang entlang, unter ihnen beſonders ausgezeichnet der Ritter mit der eiſernen Hand Götz von Berlichingen, der nach der ausführlicheren Gedenkſchrift als ein Greis von mehr als achtzig Jahren hier die Ruhe nach einem unruhigen Leben fand. Wie treu dieſe Anſchauungen ſich dem Inſaſſen des Kloſters einprägten, davon gab Hoffmann noch in ſpäteren Jahren einen Beweis, wenn er folgende wunderliche Grabſchrift citirte:

Der grimmig Tod sit quis, quaed, quod —
Kein Pracht noch Macht, kein Menſchen acht —
Droht auch ſchon dir, beatus vir, —
Der biß betracht und allzeit wacht. —
Schau auf dieß End, quam multi flent, —
Die nur gelacht, kein Zeit geacht. —
Hier iſt kein Statt, quae firma stat, —
Nach jener tracht, die ſelig macht —
All Augenblick sic tecum dic
Es iſt vollbracht, Adieu gut Nacht!
Herr Bauz hat dieß prae ceteris
Gar wohl bedacht, die Welt veracht.
Zletzt ſtarbe er feliciter
Sein Jahr er bracht auf zehnmal acht.

Einſam, abgeſondert von dem Weltverkehr lag dieſe Stätte der Bildung jugendlicher Geiſter. Rings von Bergen umgeben, ſtand das palaſtartige Conventgebäude neben den geringeren Bauten des älteren Convents, in ſeiner Mauerumfaſſung reiche Gärten hegend. Vom Götzenthurm herab auf der Höhe, dem Thürmchen, das Götz von Berlichingen einſt gebaut hat als Warte gegen ſeine Feinde, ſah man thalauf- und thalabwärts das ſchöne Gelände der Jagſt. Man ſchaute über ſchroffe Tuffſteinhöhen und ſteile Waldberge, zwiſchen welchen die Waldbäche zu der Jagſt hinab rauſchen. Zu den Füßen ſtiegen die vielen Thürme des Kloſters auf, der neuere prächtigere Bau von den Reſten des alten Kloſters im Halbkreis umgeben.

Mit Hoffmann traten am 20. October 1820 noch sieben und dreißig Seminaristen und sechs Hospites in Schönthal ein.

An der Spitze der Schule stand der ehrwürdige Prälat Abel, der in Tübingen als Professor noch Schellings und Hegels Lehrer in der Psychologie gewesen war, als erster Leiter des neu gestalteten Seminars im Jahre 1811 nach Schönthal berufen. Er ist in der Geschichte unserer deutschen Literatur genannt und bekannt als Lehrer Schillers auf der Karlsschule, welcher das jugendliche Dichtergenie zuerst auf Shakespeare aufmerksam machte. Als ein edler sanfter Greis stand er noch lebendig in Hoffmanns Erinnerung.

Die neben ihm lehrenden Professoren Hauber, ein hervorragender Mathematiker, kundiger Lateiner und Orientalist, Fischer, bekannt als der gewandte Uebersetzer von Voſſens Luise und Göthes Hermann und Dorethea ins Lateinische, Hermann, später Prälat in Ludwigsburg, der spätere Ephorus Wunderlich, als gewandter Mathematiker wie als umsichtiger Vorstand geschätzt, vereinigten in sich ein reiches Maß von Kenntnissen und Erfahrung, um die geschlossene Schülerzahl in dem geregelten vierjährigen Studiengang für den Uebergang zur Universität auszurüsten. Ein besonderes Denkmal der Liebe und Verehrung hat Hoffmann später seinem Lehrer Kern gesetzt, welcher kurze Zeit in Schönthal noch mit ihm zusammen war, mit dem er aber auch später in innerer Verbindung blieb und dessen einfach treffliche Predigten er als ein Gedächtniß an den Verstorbenen gemeinschaftlich mit L. Völter herausgab.

In der geregelten Bahn des Studienlaufes pflegen sich bald die Begabteren und Leistungsfähigeren hervorzuthun und es wurde dieß auch in den regelmäßigen Locationen nicht nur für die Lehrer, sondern auch für die Schüler mit jedem Semester aufs Neue constatirt. Hoffmann stand, obwohl er, wie die spätere Entwicklung hinlänglich zeigte, einer der Talentvollsten seiner Promotion war, nicht in den vordersten Reihen. Es ist dieß nicht etwa einer langsamern Entwicklung zuzuschreiben, die später ausgeglichen worden wäre, da er im Gegentheil schon frühe eine besondere Begabung und ein ungemein festes und glückliches Gedächtniß zeigte. Es trat aber schon damals ein Charakterzug hervor, welcher sich auf der Universität noch stärker geltend machte. Nicht von Allem, was

ihm im Unterricht geboten wurde, hinlänglich gefesselt und doch von einem großen und nach verschiedenen Seiten über die nothwendigen Schranken der Seminarordnung hinausgehenden Drang des Wissens und geistigen Aufnehmens erfüllt, suchte er sich schon als Seminarist seine eigenen Wege. Während er dem gemeinsamen Unterricht oft eine ungenügende Aufmerksamkeit zuwandte, las und trieb er um so mehr für sich selber. Charakteristisch ist dafür ein Erlebniß. Er hatte sich in einer öffentlichen Lection, anstatt an dem Lehrgegenstand theilzunehmen, in Klopstocks Messiade vertieft und wurde von einer der erhabenen Stellen dieses Epos so ergriffen, daß er, Alles um sich her vergessend, laut anfing zu schluchzen und ihm die Thränen aus den Augen liefen. Der Lehrer und die ganze Classe wurden darauf aufmerksam und der Moment höchster Begeisterung wurde auf eine beschämende Weise durch eine Rüge wegen mangelnder Aufmerksamkeit vernichtet.

Er selbst pflegte es als eine Wahrnehmung aus den Zeiten des „Klosterlebens“ hervorzuheben, wie Mancher, der damals durch eine gleichmäßige und dem vorgeschriebenen Gang sich gewissenhaft anschließende Thätigkeit unter den Vorderen glänzte, später zurücktrat und wie besonders das Studium der Philosophie in den ersten Semestern auf der Universität einen andern Maßstab an die Geister anlegte, als der war, welcher vorher gegolten hatte.

Leider sind über diese Zeit, welche man so gern mit den späteren Jahren der Reife vergleichend zusammenhält, keine schriftlichen Aufzeichnungen Hoffmanns vorhanden. Das Beste und Treueste hat der älteste Schönthaler Freund, Pfarrer Blumhardt in Boll, in einem herzlichen Nachruf überliefert, welchen er noch im Jahre 1873 im Christenboten dem Entschlafenen gewidmet hat, und ich beschließe diesen Lebensabschnitt Hoffmanns am besten mit der Wiedergabe dieser Mittheilungen:

„Als eine besonders gnädige Führung des Herrn für mich habe ich es immer angesehen,“ schreibt Blumhardt, „daß beim Eintritt ins Kloster Schönthal im October 1820, da wir vierzehn Jahre alt waren, meine erste neue Bekanntschaft eben der selige Wilhelm Hoffmann war. Schon unterwegs bei der Einlieferung, besonders auf der letzten Station sahen und besahen wir uns gegenseitig, ohne einander zu kennen, aus zwei verschiedenen Chaisen. Er fuhr mit seinem seligen Vater, von jenen bekannten zwei kleinen Rößlein

gezogen, meist dicht hinter meinem Wagen, auf welchen ich mit dem sel. Herrn Minister v. Schmidlin und seinem Sohne fuhr, der die Gewogenheit hatte, mir meine Reise zu erleichtern. In Schönthal angekommen, hatten wir einander gleich. Wir suchten uns Zimmer und Plätze, darin auch für die Zukunft nach dem Besten schauend. Da bekam ich die ersten, tiefer mich anregenden Eindrücke durch Wilhelms Vater. Der, wie er sah, wie wir so begierig suchten, sagte zu mir wie zu ihm, als ob ich auch sein Sohn wäre: „Wer's christlich machen will, sollte nicht für sich das Beste nehmen, sondern den Andern überlassen." Mit diesem Einen Wort war mir ein Grundton gegeben, der durch mein ganzes Leben bei mir nachhallte. Ich fand ihn auch in vielen Veranlassungen bei meinem lieben Wilhelm.

Wir wurden augenblicklich wirkliche Freunde zu einander, die schon auch Besseres und Höheres gegeneinander auszutauschen wußten. Die Freundschaft war eben deßwegen keine gewöhnliche, weil sie wirklich gegenseitig uns etwas Edleres bot, zumal der selige Vater Wilhelms, auch später in den Ferien, mit seiner außerordentlich großen, im Geistlichen so sehr aufs Praktische gerichteten Erfahrung das Bindemittel zwischen uns war.

Neun Jahre lang waren wir täglich Arm in Arm mit einander zu sehen. Weil er viel größer war als ich, einer der kleinsten in der Promotion, so schlug er immer den Arm um meinen Nacken und ich ihm dem meinigen um den Leib, und so schlenderten wir hin, meist ohne Kopfbedeckung, wie es damals oft die Studenten hatten, stets mit einander redend, auch disputirend, aber immer über etwas, das nach irgend einer Seite dem Geiste Nahrung gab. Der Stoff der Unterhaltuug, der uns Beide anzog und belebte, auch von Beiden festgehalten wurde, ging freilich bei meinem Freunde mehr nach dem Kopf, bei mir vielleicht doch mehr auch nach dem Herzen, wie er sich selbst wohl bewußt war. Aber da war es bei Beiden, ihn innerlich erfüllend wie mich. Nicht leicht werden zwei Freunde, die mit einander studiren, so viel einander gegeben haben, als dieß bei uns der Fall war; jedoch war es so, daß ich sagen muß, er war fast nur der Gebende, ich der begierig Annehmende und Empfangende. Sein sprudelnder Geist kam an alles Edle und zwar nach der Wahrheit, und zog mich mit ihm fort in Alles hinein, ohne daß unsere beiderseitigen Charaktere in einander über-

gingen oder sich in einander verloren. Wir behielten unsre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit jeder nach seiner Art. Aber der innere Kern war so festbindend, daß wir nie von einander ließen, und wenn je und je, namentlich in der mittleren Tübingerzeit, eine Weile ein von selbst nach der beiderseitigen Entwicklung sich ergebendes Auseinander eintrat, uns immer wieder mit gleicher Stärke einander vollkommen verstehend zusammenfanden. Mein Freund hatte Anlage zu Allem und war namentlich gut beschlagen in den Elementen der Sprache. So übten wir uns auch im Lesen griechischer und römischer Classiker, besonders der Dichter miteinander, und schon in den ersten Herbstferien im Jahre 1821, da wir elf Wochen lang, weil im Seminar gebaut wurde, Ferien hatten, die ich meist in Kornthal zubrachte, übersetzten wir sogar mit einander die Briefe und Satyren des Horaz schriftlich, da ich freilich immer nur an ihm hinaufzusehen hatte, wie geschickt und flink er Alles, was Horaz gab, zu packen und geistreich wiederzugeben wußte; denn mir selbst wäre es rein unmöglich gewesen, in ähnlicher Weise damals schon Horaz zu verstehen und aufzufassen. Noch in Schönthal begannen wir auch das Französische und Englische mit einander zu lernen und zu üben, und mein Freund eilte schnell mit mir in Schriftsteller hinein, mit denen wir uns oft in den Freistunden in Wald und Gras setzten, um zu lesen und zu studiren, dabei freilich er immer Alles, ich nur der Hinnehmende war. Je und je erging er sich auch in Gedichten mit jugendlicher Phantasie und was er mir mittheilte, zeigte mir genügsam, wie hoch er sich schwingen konnte, und wie wenig ich ihm da nachzukommen wußte. Andere Male hatten wir auch kleine, tief gehende, erbauliche Büchlein in der Hand und drückten daraus Manches tief in unsern Geist hinein. Sonst war er auch ein großer Freund der Literatur und was nur in einem Fache Großes vorhanden war, blieb ihm nicht unbekannt. Sein großes Gedächtniß ließ ihn im Nu die Namen aller Bücher, die ein Verzeichniß angab, behalten; er wußte schnell Geistreiches, tiefer Führendes, Originelles mit großer Bestimmtheit in den Büchern sich zu denken. Er suchte, ein und anderes zu bekommen, das ihm Licht gab auch über Anderes, das er nicht hatte; und oft kam mir's vor, als blitze schon aus dem Titel der Bücher deren Inhalt in seinen Geist hinein. Aus dem Allen, weil er gegen mich sehr mittheilsam war, zog ich für mich einen großen Gewinn, weil

auch mein Geist durch ihn immer nur zum Realen, Geistreichen und Originellen hingezogen wurde, wiewohl ers liebte, wenn mir je und je Einfacheres auch wohlgefiel, wenn's nur recht zu sein schien. Konnte ich in dem Allen nicht so nachkommen, wie er, so blieb mir doch von Allem ein Etwas, wofür ich ihm bis heute noch dankbar bin.

So war's schon in Schönthal, da die Zöglinge, weil der damalige Unterricht weniger genügend war, das Meiste vom Selbststudiren erhalten mußten; noch mehr in Tübingen, da Philosophie und Theologie uns beschäftigten."

Diese treu bewahrten Erinnerungen, welche freilich der Ergänzung bedürften, die uns zeigte, wie viel auch wieder Hoffmanns anschließende und empfängliche Natur solchen Jugendfreunden verdankte, haben uns schon theilweise in die folgende noch wichtigere Epoche seiner Studienjahre hinüberblicken lassen.

Die Jahre der Hochschule.

Hoffmann trat im Herbst 1824 mit seinen Schönthaler Studiengenossen in das theologische Stift zu Tübingen ein und ward der Leitung seiner zukünftigen Lehrer mit dem Zeugniß übergeben, ein guter Kopf mit guten Anlagen für die Wissenschaft zu sein, der sich aber nicht immer an die Ordnung binden mag.

Das altehrwürdige theologische Stipendium zu Tübingen, die fruchtbare Erziehungsstätte der württembergischen Geistlichen, Theologen und Philosophen ist von berühmten Federn wie von Dr. F. Strauß in Märklins Leben im Hinblick auf dieselbe Zeit, in welcher Hoffmann demselben angehörte, und neuerdings auch in den „Jugenderinnerungen eines Süddeutschen" aus einer wenig späteren Periode mit lebendiger Anschaulichkeit beschrieben worden. Von Hoffmann liegen schriftliche Erinnerungen an jene Jahre nicht vor, welche es ermöglichten, seinen Lebensgang in dieser entwicklungsreichen Zeit genau zu verfolgen.

Der Uebergang vom niederen Kloster in das Stift, obwohl dieses der Selbstständigkeit der nun achtzehnjährigen Studenten einen größeren Spielraum verstattete, war doch nicht der Eintritt in das

Reich der goldenen studentischen Freiheit. Die Haus- und Studienordnung war damals noch um ein Gutes strenger und peinlicher als heutzutage. Mögen sich andere besser in dieselbe gefunden haben, aus den Zeugnissen erhellt, daß Hoffmann, wie er, körperlich zu stattlicher Größe erwachsen, in jenes Stadium getreten war, in welchem die kräftig entwickelte Musculatur der sicheren Beherrschung spottet, so auch in einer gewissen ungebundenen Freiheitsliebe an den engen Schranken der Stiftsordnungen auf allen Seiten anstieß.

Zwar seine guten Fähigkeiten und ein angestrengter umfassender Fleiß mußten immer Anerkennung finden, aber sein Verhalten galt für „ungeordnet" und als die Verfehlungen gegen die äußeren Ordnungen in einem Semester die Zahl sechsundfünfzig erreichten, wurde er sogar mit dem Ultimatum bedroht, ohne daß er je, wie auch die ungünstigen Führungsatteste immer anerkennen, an den Ausschweifungen des Wirthshauslebens Theil genommen hätte, denn von Anfang an nahm sein Leben und Streben in Tübingen durchaus eine geistige und ideale Richtung.

Der Ephorus des Stifts, Prof. Jäger, war aber auch am wenigsten der Mann, um ungebundene Naturen durch sein Ansehen an die Regel zu fesseln, da er solchen, die mit einer gewissen Genialität sich über dieselbe hinwegsetzten, eigentlich hold war, und eine nur um so größere Befriedigung empfand, wenn er einmal einen der Gerechten und Musterhaften auf einer Ungesetzlichkeit ertappen konnte. Es sei dieß, so tröstete er dann schalkhaft, ein gutes Gegengift gegen die Gefahr der Selbstgerechtigkeit.

Die Ausschreitungen, durch welche sich die Noten unversehens häuften, um am Ende des Semesters durch ihre Menge ins Gewicht zu fallen, waren auch oft harmlos genug.

Eines Tages bestellte der Ephorus den Stiftler Hoffmann zu sich und erzählte ihm, er sei gestern Abend durch eine Donnerstimme erschreckt worden, welche von der Höhe des Neuen Baues, dem an den Schloßberg gelehnten hochüberragenden Theil des Stiftsgebäudes, in den Hof herniederschallte: „Josua, weck' mich morgen um vier Uhr!" Er habe auch keinen Augenblick zweifeln können, denn es gebe nur Einen im Stift, dem eine solche Stimme angehören konnte. Mit Anerkennung des frühen Fleißes, von dem diese Weisung an den Stiftsknecht „Josua" Zeugniß gebe, verband

er eine väterliche scherzhafte Ermahnung, von dem mächtigen Stimmorgan doch ins künftige einen gemäßigteren Gebrauch zu machen.

Doch wenden wir uns von diesen nebensächlichen Defecten zu dem, was das Leben des jungen Theologen in den fünf Jahren seines Studienlaufs im vollen Sinn des Worts ausfüllte, zu der wissenschaftlichen Arbeit.

Der Gang der Studienordnung führte zuerst in die Philosophie, welcher die zwei ersten Jahre vorzugsweise, wie der Theologie die drei folgenden gehörten. Dem philosophischen Studium im engeren Sinne ist in diesem Studiengang eine höhere Geltung zuerkannt als in der Praxis anderer theologischer Bildungsstätten, indem neben den Vorlesungen auf selbstständiges Studium und Verarbeiten der Quellen durch Repetitorien wie durch philosophische Aufsätze der Nachdruck gelegt wird, so daß anerkanntermaßen die philosophische Schulung der württembergischen Theologen anderen durchschnittlich erheblich voraus ist. Jeder Student war hier veranlaßt, selbst an Kants Critik der reinen Vernunft, an Fichte und Schelling sich zu versuchen, statt sich mit dem bequemeren Verstehen mundgerecht gemachter Vorlesungen zu begnügen.

Diese philosophischen Studien fielen in die Zeit, in welcher die Wissenschaft des reinen Denkens eben im Begriff war, in Hegel ihren höchsten Flug zu nehmen, und ihr das Zutrauen und die Begeisterung wissenschaftlich begabter und strebender Geister unter der Jugend wie kaum vorher oder nachher entgegenkam. Nachdem dieser Hochfluth des philosophischen Interesses längst die Ebbe gefolgt ist, vermögen wir Nachkommen eines realistischeren Zeitalters uns schon nicht mehr hineinzudenken in das Zutrauen, mit welchem man von der idealistischen Weltweisheit die Lösung der wichtigsten Fragen der Erkenntniß eigentlich für alle Gebiete erwartete. Aber unverkennbar gab dieses Interesse dem wissenschaftlichen Streben der Begabteren einen hohen Schwung. Hoffmann wurde, wie er selbst später hervorhebt, tief in die Lehren der Philosophen, besonders in Schellings Gedanken hineingezogen, und versenkte sich auch in die damals erscheinenden grundlegenden Schriften von Hegel.

Das gemeinsame geistige Interesse für Philosophie und die schöne Literatur machten ihn zum Mitglied eines Studentenkreises, welchem manche hervorragende und nachmals berühmt gewordene Mitglieder besonders aus der nächstjüngeren Promotion, darunter

D. Fr. Strauß, der Aesthetiker Vischer, Gustav Pfitzer, aber auch wieder der alte Herzensfreund Blumhardt angehörten. Am meisten ragte, nach Hoffmanns Schilderung, in diesem Kreise damals G. Pfitzer durch harmonische geistige Ausbildung und Ueberlegenheit hervor. Mit David Strauß hatte er eine Zeit lang noch ein anderes Interesse gemein. Er besuchte, wie dieser, die damals vielbesprochene Seherin von Prevorst, beide angeregt durch den Professor Eschenmeyer. Da aber Hoffmann den wunderbaren Aussagen der Somnambüle mit ebensoviel Mißtrauen zuhörte wie Strauß damals mit Begeisterung, so wurde er von derselben nur als der „Widerwärtige" bezeichnet und bekam von ihr nicht viel Merkwürdiges zu erfahren. Als Gegengift gegen die Geisterseherei war er es, der dem Studiengenossen Strauß Hegels Phänomenologie zum Geburtstag schenkte.

Neben der Philosophie zogen ihn insbesondere die naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien an, er hörte medicinische Vorlesungen, nahm an den Uebungen auf der Anatomie Theil und schwankte sogar eine Zeit lang, ob er sich der medicinischen Wissenschaft nicht ganz zuwenden sollte. Später beschäftigte ihn das Sanscrit und das Arabische, ohne daß er es hätte weit verfolgen können, und diese Sprachen sollten wieder nur dazu dienen, ihm in seinen ausgedehnten Studien über die heidnischen Religionen das Zurückgehen auf die Quellen zu ermöglichen. Schon nahm ihn ja auch die Erdkunde lebhaft in Anspruch, mit welcher er später schriftstellerisch auftrat. Die vorhandenen Collectaneen mit Auszügen aus allen denkbaren Schriften der genannten Gebiete zeigen, in wie verschiedene Richtungen sein Studium auseinander ging.

Besonders ungestört war ihm dieß umfassende Arbeiten vergönnt, als er im letzten Jahr in der Stadt wohnte. Das Studentenstüblein wird von solchen, die es kannten, als ein für den Uneingeweihten unentwirrbares Chaos von Gelehrsamkeit beschrieben. Schon damals legte er als nothwendiges Requisit so verschiedener Studien den Grund zu seiner schnellwachsenden Bibliothek. Die Mittel dazu konnten aber selbst nur durch Bücherschreiben gewonnen werden, und hauptsächlich wohl aus diesem Beweggrund wandte er sich eine Zeitlang unter großem Mißfallen des Inspectorats Uebersetzungen aus dem Gebiet der englischen Belletristik zu. So arbeitete er von der ersten Morgenfrühe bis in

die Nacht. Vom Studiertische eilte er wohl, seinen kleinen Hund, welcher das Thor nicht passiren durfte, häufig in der Rocktasche bergend, an den Mittagstisch des Stifts, um nach dem obligaten kurzen Spaziergang die Studien wieder aufzunehmen. — Die besorgte Mutter und Schwester mahnten vergeblich in Briefen, in der Arbeit nicht zuviel zu thun. Es blieben auch Krankheiten nicht aus, und eine Zeitlang litt er und sein Freund K. Fischer zugleich, beide offenbar in Folge von Ueberarbeitung, an der hypochondrischen Furcht, sie seien schwindsüchtig. Sie resolvirten sich aber in fröhlichem Jugendmuth, es auf eine Probe ankommen zu lassen. Wenn es ihnen gelänge, die steile wohl eine kleine halbe Stunde betragende Lustnauer Steige in Trapp zu nehmen, so wollten sie sich als gesund erkennen — und die Probe gelang.

Dagegen war es ihm doch nicht möglich bei so vielartigen selbsterwählten Studien, dem vorgeschriebenen Studiengang so, wie man es von ihm erwartete, gerecht zu werden.

Je mehr er arbeitete, desto mehr lag er auch im Kampf mit den Anforderungen, die der auf andre Ziele gerichtete Studiengang an ihn stellte. Am meisten trat dieß hervor, als es nun hineinging in die Theologie. Zögernden Schrittes folgte er, noch immer in den weiten Vorhallen sich umschauend, in das Heiligthum.

Die Männer, welche die theologischen Lehrstühle in Tübingen inne hatten, übten auf die begabteren und selbstständig strebenden Schüler keinen stark anziehenden Einfluß aus. Steudel, der als ein gelehrter und edler Vertreter der bisher vorherrschenden Theologie voran stand, übte ihn nicht mehr, die jüngeren wie Baur und Kern waren eben erst in das Amt theologischer Lehrer als ein ganz neues eingetreten. Schmid, der tüchtige Lehrer des Praktischen, kam für die Theologen erst zuletzt an die Reihe. Die beständigen Widerlegungen des Rationalismus, die gehäuften Vertheidigungsgründe für den kirchlichen Glauben, welche Steudel vortrug, machten Hoffmann, wie er oft erzählte, den Eindruck, als wenn der Kirchenglaube demnach nur noch in der Defensive sich halten könnte. Steudels theologische „Ansichten", welche den Offenbarungsthatsachen der Schrift vorzugsweise nur die Bedeutung zuerkannten, Anknüpfungspunkte für die Lehre zu bieten und den übernatürlichen Charakter der christlichen Lehre zu beglaubigen, erschienen als eine halbe und schwächliche Abwehr des herrschenden Vernunftglaubens, denn sie wurden ja

selbst dem nicht gerecht, als was die Offenbarung der heiligen Schrift sich giebt. Vorzugsweise beschäftigt, den Glauben auf seine Haltbarkeit zu prüfen, konnten sie denen keinen Halt geben, deren Glauben, von den philosophischen Eindrücken mehr oder weniger erschüttert, eines festen Zusammenschlusses bedurfte. Die abstracten Grundgedanken, nach welchen man Gedankensysteme wie das von Hegel und Schelling jetzt zu rubriciren pflegt, waren es, das ist vielleicht nicht überflüssig heute zu erinnern, ja auch damals nicht, welche so captivirend auf die Jugend gewirkt haben, sondern die bezaubernde Macht einer scheinbar in sich geschlossenen Weltanschauung, zusammengeknüpft durch eine große Virtuosität in der Handhabung abgezogener Begriffe aber auch durch eine Fülle neuer und tiefgreifender Gedanken. Dieser Zug, das Ganze zu begreifen, hatte sich der Gemüther bemächtigt.

Wie weit nun auch mancher jugendliche Schüler von Schelling oder Hegel damals mochte von einer klaren Durchbildung seiner Erkenntniß entfernt sein, genug, die geistige Stimmung für die Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, war nicht mehr vorhanden. Die Lehrer standen auf einer etwas schwankend hochbeinigen Brücke und wollten hinüberführen. Die zuversichtliche Jugend stürzte sich in den wirbelnden Strom und erreichte bald das linke, bald das rechte Ufer. Doch kam manchem unsicheren Schwimmer ein Boot entgegen, in das er sich retten konnte. Schleiermachers damals noch nicht lange erschienene wissenschaftliche Darstellung des christlichen Glaubens, den Philosophen ebenbürtig in der Geschlossenheit des Denkens, die christlichen Grundgedanken mit den Wurzeln, die sich ins Gemüth einsenken, in sich aufnehmend, zeigte auch Hoffmann die Bahn durch das Labyrinth des theologischen Studiums.

Wie er sich zurechtzufinden suchte, davon zeugt noch ein lateinischer Aufsatz aus dem Jahre 1828 über die Prädestinationslehre. Er bekennt sich hier zu derselben in ihrer strengen calvinischen Auffassung, wie denn dieselbe nach seiner Ausführung von Paulus im Briefe an die Römer unzweifelhaft geltend gemacht, in den übrigen Schriften des N. Testaments nicht ausgeschlossen sei, und sieht die Lösung der sittlichen Widersprüche, welche dieser Lehre entgegengehalten werden, nach Schelling in der Annahme einer über allen einzelnen zeitlichen Handlungen des Menschen stehenden ur-

sprünglichen zeitlosen Selbstentscheidung jedes Menschen und eines endlichen Aufgehens alles Bösen in der Harmonie mit Gott.

Ob wohl selbst in jener Zeit, wie er bekennt, noch nicht hindurchgedrungen zu dem festen Boden des Glaubens, der ihn hernach durchs Leben getragen hat, war er doch schon damals durch seine schnelle und klare Auffassung wie durch seine frische Mittheilsamkeit auf philosophischem und auf theologischem Gebiet eine Persönlichkeit, von der andere sich gern leiten oder doch wissenschaftlich ergänzen ließen. Dieß muß wohl der Fall gewesen sein, da drei überlebende Freunde aus jener Zeit, die auf verschiedenen Gebieten hervorgetreten sind: Ludwig Völter, der Pädagog, der Philosoph K. Fischer und Blumhardt, der Jugendfreund, ihm darin ein gleiches Zeugniß ausstellen.

Manche seiner früheren und späteren Freunde gingen schon damals durch die Schwankungen, welche das erste Angreifen tiefgehender Probleme der Erkenntniß hervorbringt, auf einem einfacheren und sichereren Weg hindurch, auf dem Weg, der Hoffmann vom väterlichen Hause her gewiesen war. Man konnte wohl von einem Sohne des bekannten Hoffmann in Kornthal erwarten, daß er sich dem Kreis der Frommen anschließen würde, welche schon damals in regelmäßigen Erbauungsstunden sich sammelten, aber er that es nicht, doch ohne sich zu denselben in einen Gegensatz zu stellen. Aber von den Einflüssen des Vaterhauses kam er innerlich doch nicht los.

In Kornthal gab man auf die Wissenschaft, die der Student in der Musenstadt einsog, eben nicht allzuviel, und das Urtheil der dortigen Brüder lautete schon damals wohl, wie später einer derselben gegen Hoffmann sich äußerte in einem Gespräch über die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, „der Herr Vicar werde das schon einsehen, wenn er mehr Licht kriege". Der Vater trug, wie manches kurze Wort seiner sonst sachlich geschäftlich gehaltenen Briefe zeigt, seine Kinder betend auf priesterlichem Herzen, aber er griff nicht widersprechend ein, denn er wußte, daß die höchsten Fragen durch Gottes Geist auf innerlichem Wege zur Entscheidung kommen müssen. Nur einmal provocirte der Sohn selbst ein väterliches Urtheil. Er hatte in Tübingen mit Fischer anonym eine kleine Schrift über die Offenbarung Johannis, eine Geschichte und Kritik der Auslegung derselben, ausgehen lassen, welche nicht nur einer Geldnoth

der beiden jugendlichen Theologen ein willkommenes Ende machte, sondern auch so viel Anklang fand, daß der Verleger mit Gewalt eine zweite Auflage veranstalten wollte. Hoffmann fragte seinen Vater, was er von dem Buche halte, ohne sich dazu zu bekennen. Dieser hatte es nur angesehen und meinte, was von Bengel darin aufgenommen sei, wisse er schon, und auf das andere gebe er nicht viel. Die Autoren hatten selbst das Gefühl, daß sie zuviel unternommen und widerstanden der zweiten Auflage.

Eine erschütternde Erfahrung, welche Hoffmann in der letzten Zeit in Tübingen machte, konnte auch nicht ohne tiefen Eindruck vorübergehen.

Eine innere Unruhe trieb ihn noch am Morgen, ehe er im Stift zu predigen hatte, seinen innerlich mit sich zerfallenen Freund N. zu besuchen. Er fand die Thür verschlossen. Mit der ihm eigenen Körperkraft drückte er, als nicht geöffnet wurde, dieselbe ein, da sah er zu seinem Schrecken den Freund eben im Begriff, die geladene Flinte gegen sich abzuschießen. Er schleuderte die Flinte weg und sprach kräftige aber auch aufrichtende Worte, und der Freund, nachher ein gesegneter Pfarrer jenseit des Weltmeers, war gerettet. Von da eilte er auf die Kanzel und hielt seine Predigt.

Noch habe ich des Herzensbundes Erwähnung zu thun, welchen Hoffmann als Einundzwanzigjähriger in Tübingen schloß mit Wilhelmine Beck, der Tochter des Bäckermeisters Wilhelm Gottlieb Beck. In dem Hause, in welchem der oben erwähnte Studentenkreis, zu dem Hoffmann gehörte, sich versammelte, der sogenannten Beckbeckei, lernte er seine künftige Gattin kennen. Den Vater, „der sich von seinem langen Aufenthalt in Zürich her einen geistlichen Sohn Lavater's nannte, ein ernster, gemüthvoller, äußerst bestimmter Mann, dem seine Kinder über alles am Herzen lagen und der mit Gebet und Flehen trachtete, ihnen Muster und Wegweiser zum Himmel zu werden," hatte sie schon im Jahre 1824 verloren und stand nun in dem vielbewegten Geschäfte mit drei Schwestern der verwittweten Mutter zur Seite. Diese, in New-York geboren, wohin ihr Vater, Caspar Nestel, als Jüngling im Jahre 1774 ausgewandert war und ein Grundstück am Mohawkflusse erworben hatte, aber in Württemberg aufgewachsen, war eine Frau von altem Schrot und Korn, schwäbisch derb und gerade, regierte sie ihr Hauswesen mit fast männlicher Kräftigkeit. Die

Charakterisirung der Tochter gebe ich mit den Worten, in welche sie an ihrem Grabe von dem überlebenden Gatten in die Jugendzeiten zurückschauend gefaßt wurde: „Ihr Lebensgang war ein äußerlich ruhiger und gleichmäßiger, innerlich aber sehr bewegter. Denn tief und innig ergriff sie jeden Gegenstand ihrer Liebe, ganz war sie mit ihrer gemüthvollen Seele in dem, was sie für das Ihrige hielt, äußerst zart war und blieb ihr Gefühl für jegliche Verletzung dessen, was ihr heilig oder ehrenwerth galt, ein starker Wille bildete sich unter den Anforderungen des Lebens in ihr aus, der das für recht Erkannte auch im Widerspruch von außen festzuhalten entschlossen war. Man ahnte nicht in der schüchternen Jungfrau den entschlossenen Geist, nicht in der schweigsam Zurücktretenden die Klarheit und Tiefe des Gedankens und die feine Menschenbeobachtung, nicht in der kräftig Handelnden die weibliche Zartheit und Stille des Herzens. — Viel Dank bin ich ihr für den Segen schuldig, den ihr kindlich fester Glaube mir, dem mit Zweifel Ringenden brachte. Ich konnte auf allen Stufen meines geistigen Lebens in jedem Kampfe des Glaubens Alles mit ihr theilen und manche Errungenschaft war ununterscheidbar die ihrige und die meinige.“

Der Herzensbund mit dieser frommen und in früher Jugend zu klarer Selbstgewißheit des Glaubens gereiften Braut war also nicht das schwächste Band, das den geistig Ringenden zu dem Frieden des Vaterhauses zurückzog.

Der Eintritt in das geistliche Amt.

Hoffmann hatte kaum das mit Ehren bestandene Examen hinter sich und den damals verlangten Revers, daß er keinen unerlaubten geheimen Verbindungen angehöre, unterzeichnet, als auch schon Pfarrer Nonnenmacher in Heumaden sich an den Vater wandte, um den jungen Theologen zum Gehülfen zu erhalten. Im December 1829 trat Hoffmann als Vicar in Heumaden ein.

Das reiche, weit ausgreifende geistige Leben der Hochschule war mit einem Male auf einen bescheidenen Kreis verengt. Aber es ließ sich gut wohnen in dem stillen Dörflein am Abhang der

Filderhochebene mit reizendem Ausblick in das Neckar- und Remsthal, hinüber nach den Eßlinger Höhen und weiterhin nach den langen Bergrücken der schwäbischen Alp, die das Auge vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern verfolgen konnte. Die berufliche Thätigkeit in dem etwa fünfhundert Seelen zählenden Dorf war für ihn neben dem kränklichen aber nicht unthätigen Pfarrer eine wenig ausgedehnte und für eigene Studien Muße genug. Doch brachte dieser erste Eintritt in den hohen Beruf kein ruhiges Stillleben, sondern eine bewegte und entscheidende Zeit.

„Als ich", so erzählt er selbst, „in Heumaden in die regelmäßige Verkündigung des Evangeliums eintrat, fand ich bald, in welch bedenklicher Stellung gegen Gott und Menschen ein unbekehrter Prediger sei. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich in dieser Lage mich befinde und da erst in dem schmerzlichen Kampfe, den die Predigt des Lebenswortes mit einem noch nicht vom Tode zum Leben hindurchgedrungenen Herzen verursachte, fand ich den Heiland also, daß er mir wurde, was er mir jetzt ist, und ewiglich bleiben soll, mein Licht, mein Friede, meine Stärke und mein Trost." Etwas zu predigen, wovon er selbst nicht fest und freudig überzeugt war, schien ihm nicht nur ein Unrecht, sondern eine innere Unmöglichkeit. Er klagte seine Noth seinem alten Pfarrer und dessen feingebildeter, geistig sehr gehaltreicher Frau. Sie sprachen ihm ermuthigend zu, meinten, er werde doch so viel Glauben haben, daß die Gemeinde sich an seinen Predigten erbauen könnte, und wenn er auch nur Moral predigen würde, so sei ja auch das noch anregend. Aber alles war umsonst. In schweren inneren Anfechtungen trug er sich mit dem Gedanken, dem geistlichem Beruf zu entsagen und sich dem Lehramt oder auch der Schriftstellerei zuzuwenden. Auf seinen Spaziergängen irrte er oft trostlos umher und seufzte um Erleuchtung und um Friede für das unruhige Herz. Aber er befolgte, wozu sein frommer Pfarrer und dessen lebendig christliche Frau ihn ermahnten, er betete. Und der Herr erhörte ihn. Als er einmal im Religionsunterricht den Kindern das Evangelium Lucas erklärte, war's ihm auf einmal, als ob eine Stimme ihm ins Ohr riefe: „Deine Sünden sind Dir vergeben, sei getrost!" Alsbald überströmte ihn eine unbeschreibliche Seligkeit, er konnte nicht mehr bleiben, bat den Lehrer um Fortsetzung des Angefangenen und eilte ins Freie und ins Kämmerlein und that, was er lange nicht mehr

gethan, er beugte seine Knie vor dem Herrn, lobte und dankte und eignete die volle Versöhnungskraft des auch für ihn gekreuzigten und auferstandenen Heilandes sich an und war von dem Tage an ein neuer Mensch, hochbegnadigt und beseligt, die Liebe Gottes war ausgegossen in sein Herz durch ein reiches Maß des heiligen Geistes. Jetzt war es ihm hohe Freude zu predigen, er bekannte vor der Gemeinde, was der Herr an ihm gethan und nun ruhte reicher Segen auf seinem Zeugniß an den Erwachsenen und an der Jugend. — Ich habe dieses tiefgreifende Erlebniß, welches er so ins Einzelne gehend Wenigen oder nur Einem anvertraut zu haben scheint, am liebsten mit den Worten wiedergegeben, mit welchen der ihm bald nach jener Zeit eng verbundene Freund Kapff, als aus dem Munde des Erlebenden, es geschildert hat.

Zur seligen Erfahrung des Friedens mit Gott gelangt, den festen Boden unter den Füßen, freudig seines Predigtamtes waltend, konnte es ihm nicht allzu schwer werden, sich auch in dem zurechtzufinden, was seine Stellung in dem Pfarrhause nicht leicht machte. Nonnenmacher war ein edler und frommer Mann, aber ein Original, wie es auch damals selten angetroffen wurde, hitzig, leidenschaftlich, durch ein langjähriges quälendes Leiden beständig krankhaft gereizt, dabei ein eifriger, energischer Pastor, der die ganze Gemeinde in seinem Bann hatte. Alles mußte nach seinem Willen gehen. Widerspruch konnte er nicht vertragen. Derb und massiv sagte er von der Kanzel seinen Bauern die Wahrheit, mit denen er oft im Streite lag, dabei war er im höchsten Grade wohlthätig gegen die Armen, und wenn er erkannte, wo er zu weit gegangen, wahrhaft genug, dieß offen einzugestehen und oft auf rührende Weise seine Gemeinde um Verzeihung zu bitten. Furcht und Liebe haben sich gleich tief in die Herzen derselben eingegraben, so daß sein Gedächtniß heute noch in Heumaden alle, die nach ihm gekommen sind, überragt. Wenn er der Gemeinde gegenüber oft in hartem Streit seine Herrschaft behauptete, so war er in dem eigenen kinderlosen Hause der unumschränkte Gebieter. Auf dem armen Vicar aber ruhte das doppelte Scepter der amtlichen wie der häuslichen Auctorität. Mit manchem, der sich dem nicht fügte, war es zu immer neuen Mißhelligkeiten gekommen, und der Brief, welcher bei Hoffmanns Vater um den Sohn anhielt, sprach die Erwartung aus, „daß der letztere das zum Besten der Kirche geordnete Ver-

hältniß zu achten wisse." Es darf wohl als ein Zeugniß für eine wahre innere Umwandlung des Herzens gelten, daß Hoffmann, in diesem Hause wie ein Sohn geliebt, nach seinem Scheiden sehnsüchtig vermißt, mit seinem Pfarrer zeitlebens in der herzlichsten Gemeinschaft verbunden blieb und an ihm wie an dessen Gattin die treuesten Freunde und Berather gewann.

Ohne Proben ging es freilich nicht ab, und im Anfang konnte es dem jungen Vicar wohl widerfahren, daß er den leicht entzündbaren Zorn des Pfarrers arglos in Brand setzte. Nonnenmacher nahm an den damaligen politischen Bewegungen in Frankreich, welche mit der Vertreibung von Carl X. endigten, lebhaften inneren Antheil und zwar stand er ganz auf Seiten des unconstitutionellen Königs. Ueber Tisch kam es zum Disput und der Vicar trat mit Wärme für das Recht der Kammer und des Volks gegen die Ordonnanzen ein, durch welche der König die bisherige Verfassung umgestoßen hatte. Da steht der große, hagere Mann plötzlich ingrimmig auf und verläßt das Zimmer. Die vortreffliche und kluge Pfarrerin wies den Vicar zurecht. Sie haben Unrecht gethan, belehrte sie, ihm zu widersprechen, Sie kennen ihn noch nicht. Er hat diese politischen Bewegungen innerlich längst auf seine eigenen Verhältnisse übertragen. Er ist Carl X., in dem französischen Volk sieht er seine widersetzlichen Bauern, und darum nimmt er jeden Widerspruch hierin persönlich auf. Hoffmann, weit entfernt sich selbst als den Gekränkten anzusehen oder seine Selbständigkeit geltend machen zu wollen, eilte zum Pfarrer und bat ihn für die zu starken Worte, die er möchte gesprochen haben, um Verzeihung. Der alte Mann fiel ihm mit Thränen um den Hals und klagte sich selbst seiner thörichten Einbildungen an, denn es war so, wie die durchschauende Gattin vermuthet hatte. — Von da an war die Freundschaft besiegelt.

In Heumaden nahm nun aber auch die schon in den Studienjahren begonnene literarische Thätigkeit ihren vollen Aufschwung. Das lebhaft bewegte Gemüth trieb in dieser Zeit zuerst zu dichterischer Production. Eine ergreifende Familiengeschichte aus der Leonberger Heimath, in welcher ein göttliches Gericht durch mehrere Geschlechter hindurch in wundersamen Verschlingungen sich verfolgen ließ, gab ihm den ersten Anstoß und den Stoff für einen Roman, in welchem an Stelle der heidnischen Idee des Schicksals die

bibliſche der göttlichen Gerechtigkeit treten ſollte. Das Product befriedigte aber den Urheber nicht und wanderte ins Feuer.

Der um neun Jahre jüngere Bruder Chriſtoph, damals Gymnaſiaſt, welcher eine längere Zeit bei dem älteren in Heumaden ſich für die Univerſität vorbereitete, führte auch zu claſſiſchen Studien zurück, obwohl deſſen früh entwickeltes Talent ſich ſelber den Weg bahnte und wenig Leitung bedurfte. Nach wie manchen Seiten ſich das Intereſſe Beider bewegte, davon zeugt noch eine Sammlung aus dem Däniſchen überſetzter Poeſien bibliſchen Inhalts, theils aus Wilhelms, theils aus Chriſtophs Feder, wobei aber der ältere für den jüngeren zugleich als Corrector fungirte.

Möge als Erinnerung an dieſen jugendlichen Sängerſtreit ein kurzes Gedicht von Chriſtoph mit wenigen Correcturen des älteren Bruders hier Platz finden, eine poetiſche Uebertragung vom 1. Kön. 19, 11. 12.

Es ſpricht der Vorzeit Wort ſo inhaltſchwer,
Jehovah ging vorbei, und vor ihm her
Ein mächtger Sturm ſich Bahnen bricht;
Der Berge Schooß im Tiefſten ſpaltet er.
Doch war Jehovah in dem Sturme nicht.
Der Sturmwind ſchwieg. Erdbebens Donnergang
Die Ebene hin und unter Wogen klang;
Doch war Jehovah im Erdbeben nicht.
Und als ſchon ferner weg ſein Dröhnen zog,
Die Flamme roth aus Erdenritzen flog,
Doch war Jehovah in der Flamme nicht.
Ein Sauſen hört man durch die Luft ſich heben,
Ein ſanfter Ton, ſo wie wenn Bäche ſäuſeln,
Wie in der Sommernacht die Winde gehen
Und durch das Meer in leiſem Tanze ſchweben,
Wenn ſie am Strande kleine Wellen kräuſeln;
Im ſanften Sauſen war Jehovas Wehen.

Der theologiſchen Wiſſenſchaft gehören aus dieſer Zeit mehrere Abhandlungen über vom Decanat gegebene Fragen und eine beſonders eingehende auf bedeutenden Studien ruhende über das Gebet, deſſen Weſen auch religionsgeſchichtlich durch die heidniſchen Religionen verfolgt wird. Doch erſcheint dieß alles faſt nur als Nebenwerk neben der Hauptſchrift, mit welcher Hoffmann den Boden einer Wiſſenſchaft, die er ſchon lange gepflegt, nun auch öffentlich betrat.

Er begann hier seine „Beschreibung der Erde, wie Hand- und Lesebuch für jeden Stand."

Die Liebe zur Geographie datirt schon aus seiner frühen Jugend, und seit Jahren hatte er sich in das Gebiet der Erdkunde eingelebt, sonst hätte er ein solches Unternehmen auch nur so weit, als er es selbst innerhalb zwei bis drei Jahren förderte, nicht ausführen können. Das geographische Lehrbuch, soweit es ihm angehört, umfaßt außer dem ausführlichen, allgemeinen Theile die Beschreibung von Asien und Africa. Umfangreiche Vorarbeiten für Europa kamen nicht mehr in den Druck. Auch abgesehen von der späteren Fortsetzung von Pahl und Pfaff schließt aber Hoffmanns zweibändiges Werk auf 1240 enggedruckten Seiten ein gewaltiges Material in sich, es ist das umfangreichste, welches überhaupt aus seiner Feder geflossen ist. Dasselbe geht, wie leicht zu ersehen ist, keineswegs nur auf secundäre Quellen zurück, sondern auch auf eine reiche Benutzung der damals neuesten Reisewerke. Ist der hier niedergelegte Inhalt geographischen Wissens im Zeitraum von mehr als vierzig Jahren vielfach erweitert und überschritten und bezeichnet der Verfasser selbst in einem Artikel vom Jahr 1871 das Werk als eine Jugendarbeit, so verdiente es doch sicherlich den Erfolg, der ihm bei seinem Erscheinen geworden ist, indem dasselbe in kurzer Zeit in sechstausend Exemplaren verbreitet wurde.

Zu der Auffassung der Geographie, wie sie in diesem Werke vorlag und welche, wenn es auch an Kritik von Fachgenossen nicht fehlte, einen anerkannten Fortschritt gegen das Bisherige bezeichnete, hatte der Begründer der deutschen wissenschaftlichen Geographie in unserem Jahrhundert Carl Ritter den Antrieb und das Vorbild gegeben. Er hatte es zuerst unternommen, eine höhere, geistige Anschauung auf das Gebiet der Erdkunde, bei welcher es bisher sich nur um eine reine Auffassung des Thatsächlichen zu handeln schien, zu übertragen, indem er die weite Erde als Product der bildenden Natur, als organisch gegliedertes Ganze, als den mit den Menschen in vorsehungsvoller Wechselwirkung stehenden Wohnplatz derselben, mit dem Apparat des umfassendsten geschichtlichen und geographischen Wissens ausgestattet, beleuchtete. In der Anordnung des Einzelnen freilich hat sich Hoffmanns Lehrbuch nothwendig von Ritters Weise entfernt, in dessen Darstellung die Ue-

versichtlichkeit ganz der wissenschaftlichen Rücksicht geopfert ist, dem natürlichen Gliederbau, den Flußgebieten oder Erhebungssystemen zu folgen. Wenn auch Ritters erster Band der vergleichenden Erdkunde schon im Jahre 1817 erschien, so darf jedenfalls die Erdbeschreibung von Hoffmann zu den frühesten Werken zählen, die in den Spuren des neuen Meisters der Erdkunde zu wandeln unternahmen. Sie habe ihm, so sagt der Verfasser selbst im Jahre 1871 in einer Abhandlung über die Geographie als deutsche Wissenschaft, die freundliche Beurtheilung des vollendeten Carl Ritter, dessen damals noch nicht so reich veröffentlichte Anschauungen ihr zu Grunde lagen, als besten Erfolg eingebracht und sei die Brücke zu einem Freundschaftsverhältniß zu dem edlen Mann geworden.

Die Nennung der Abhandlung, aus welcher diese Aeußerung stammt, vierzig Jahre nach der Erdbeschreibung von Hoffmann verfaßt, zwei Jahre vor seinem Tode, genügt, um zu beweisen, daß er mit dem Jugendwerke eine Bahn betrat, die er nicht wieder verlassen hat. Seine Geographie ist keine von seinem späteren geistigen Leben abgesonderte Leistung geblieben. Nicht nur insofern als er immer wieder zu dem liebgewordenen Felde zurückkehrte, als er die Anschauung von dem vorsehungsvollen Ineinandergreifen der Natur und der Geschichte nun auch in dem Gange des Reiches Gottes auf Erden verfolgte — sondern überhaupt in der Art seines productiven Denkens. Der Blick auf das Ganze, der Trieb von einem überschauenden Gesichtspunkt große Stoffmassen zu bewältigen, war wohl der eigentliche stärkste Zug seines Geistes, der ihn zu immer neuen großangelegten Planen anregte, von denen schon damals in Heumaden viele nur unvollendete Entwürfe geblieben sind.

Die göttliche Leitung seines Lebens aber sorgte dafür, daß die praktische Gabe, schon damals hervortretend in der lebendig frischen Mittheilsamkeit seines Wesens, in dem nachdrucksvollen Zeugniß vor der Gemeinde, in der gewinnenden Sicherheit im Umgang mit den Menschen, die ihn umgaben, den Vorrang erhielt.

Zunächst erwiesen sich schon in Heumaden die Folgen der Ueberspannung des Bogens, vor welchen der väterliche Nonnenmacher vergeblich warnte. Hoffmann hatte mit peinlichen Nervenzuständen zu kämpfen, die ihn auch gemüthlich beengten und sich bis zu Hallucinationen steigerten. Wenn er allein arbeitete, so sah er einen Mann neben sich stehen, der nicht weichen wollte, und erst

nach längerer Zeit verlor sich diese quälende Erscheinung, die er sich selbst als eine krankhafte Täuschung erklärte. Sein Leiden kam in einem Blutsturz zu einem gefährlichen Ausbruch. Auch an diesen knüpfte sich ein ungewöhnliches Erlebniß. Seine Braut saß in Tübingen in ihrem Zimmer, als die an der Wand hängende Guitarre plötzlich einen vollen Accord anschlug. Von banger Ahnung durchzuckt schrieb sie sofort an ihren Bräutigam, was ihm zugestoßen sei. Der Brief traf ihn als die Gefahr vorüber war, aber beide constatirten, daß diese Gehörvision in dem Augenblick wahrgenommen worden, als er in seinem Blute lag und zwischen Tod und Leben schwebte. Er pflegte dieß später je und je anzuführen als einen Beweis für die Möglichkeit einer unmittelbaren, nicht durch die Sinneswerkzeuge vermittelten Berührung der Seelen, welche dann, weil wir nach einer organischen Nothwendigkeit unbewußt solche seelische Berührung sinnlich verdichten, uns als objective Sinneserscheinung gegenüberstehe, denn er habe, so versicherte er, in dem Augenblick des Anfalls zuerst lebhaft an seine ferne Braut gedacht. —

Nun aber traf ihn auch, als er noch mitten in Asien weilte, das unter seinen Händen zu einem mächtigen Band anschwoll, die Berufung zum Repetenten in Tübingen. Wo sollte die Geographie bleiben? Die Subscribenten warteten, und nun ging es wieder in ein neues Amt hinein, in dem es galt, in Philosophie und Theologie auch als Lehrer und Leiter der theologischen Studenten seinen Mann zu stellen.

Seine Eltern begleiteten ihn nach Tübingen, nicht ohne die Besorgniß, der Sohn möchte durch die Wissenschaft wieder zu sehr eingenommen werden und in der Kraft des inneren Lebens nachlassen. Doch waren sie froh, daß er im Lande blieb und nicht nach Marburg gekommen war, wohin er als theologischer Professor war vorgeschlagen worden.

In Tübingen trat er wieder ein, ein Anderer als da er es vor drei Jahren verlassen hatte, damals noch die Ausgleichung suchend zwischen dem Glauben und der Wissenschaft, in die er sich mit voller Begeisterung vertieft hatte, jetzt ergriffen von der Gnade Gottes in Christo Jesu, die er an sich selbst erfahren, stehend auf der Wahrheit des Evangeliums, von welcher aus alle Wissenschaft nun erst ihm das rechte Licht empfing. In dem Kreis, in den er

als Repetent zunächst gewiesen war, im Repetentencollegium, fand er frühere Freunde und Studiengenossen wieder, aber die gegenseitige Stellung war eine andere geworden. David Strauß nahm durch seine philosophischen Vorlesungen in ungeahnter Weise die Gemüther gefangen und übte mit seinen nun bereits scharf in kritischer Richtung ausgebildeten Hegelschen Anschauungen stark auf die von seinem Wissen und seiner außerordentlichen Darstellungsgabe hingerissenen Studenten. Dem Einfluß, den er und andere auf dem Boden der neuen Philosophie stehende Repetenten, wie Binder, Märklin, Vischer übten, standen auf der andern Seite besonders Kapff und Hoffmann, welche sich innig an einander anschlossen, gegenüber, indem sie unbeirrt durch den Spott der Straußianer die christlich angeregten Studenten um sich sammelten. Im Repetentencollegium selbst trat der tiefe Gegensatz zwar je und je bei principiellen Verhandlungen, aber nicht als eine Störung des collegialischen Verkehrs hervor. Das enge tägliche Zusammenleben brachte ja schon nothgedrungen ein gegenseitiges Entgegenkommen oder Ausweichen mit sich; die alten Bekannten sagten sich auch manches offene Wort, wie denn Kapff und Hoffmann dem Collegen Strauß besonders seine orthodoxen Predigten als eine Unredlichkeit vorhielten, worauf er einwendete, das verstehen sie nicht, so lange das Volk philosophisch nicht gebildet sei, müsse man eben in seiner Vorstellung reden, später werde das schon anders werden. Wo man sich in dem Allerwesentlichsten nicht verstand, konnte von einer innerlichen Gemeinschaft nicht mehr die Rede sein, aber freundschaftlicher Verkehr und auch wissenschaftlicher Austausch wurde dadurch nicht aufgehoben. Hoffmann machte von dem Recht, akademische Vorlesungen zu halten, keinen Gebrauch, hatte er ja doch mit der Geographie vollauf zu thun, dagegen wirkte er mit, um seinen besonders durch das Interesse an der Philosophie mit ihm verbundenen Universitätsfreund K. Fischer, nachmaligen Professor der Philosophie in Erlangen, welcher eben von Schelling's und Oken's Vorlesungen in München zurückkehrte, zur Habilitation in Tübingen zu bestimmen. „Er war es," so schreibt der würdige Gelehrte darüber, „der die philosophische Begabung und Richtung, welche sich als Liebe zum Wissen oder zur Weisheit in der denkenden Erforschung der Wahrheit erweist und erprobt, in mir erkannte und einsah, daß ich in keinem andern Beruf meiner Be-

stimmung oder Mission so viel möglich entsprechen konnte, als in der eines akademischen Lehrers in der Philosophie." Es leitete ihn aber nicht nur das persönliche Interesse für den Freund und die von ihm betretene Bahn einer offenbarungsgläubigen Philosophie, sondern auch die Absicht, der durch Strauß so mächtig wirkenden Hegel'schen Philosophie dadurch ein Gegengewicht in Tübingen zu verschaffen.

Schon nach einem Jahre wurde Hoffmann, nach dem gewöhnlichen Gang, den die Repetenten zu nehmen pflegen, zum Stadtvicar in Stuttgart berufen, wo seine frischen und lebendigen Predigten einen aufmerksamen Zuhörerkreis um sich sammelten. Unter diesen Zuhörern war auch nicht selten ein Mann mit heilig ernstem Angesicht in der Amtstracht des vorigen Jahrhunderts, dessen Freundschaft Hoffmann als den größten Segen seines kurzen Stuttgarter Wirkens betrachtete, der Stadtpfarrer Dann. Das fast schwermüthig ernste Wesen dieses erfahrenen und gewaltigen Predigers der Gerechtigkeit, welcher in Stuttgart auch damals noch als fünfundsiebzigjähriger Greis die tiefste Wirkung übte, erhellte sich gern an der jugendlichen Frische des jungen Freundes, und dieser hat immer mit besonders ehrfurchtsvoller Erinnerung auf den bald nachher hingeschiedenen väterlichen Freund zurückgeblickt, der ihm als das Vorbild einer unerschrockenen Zeugengestalt und eines Seelsorgers voll aufopfernder Liebe noch auf kurze Zeit wie ein göttlicher Wegweiser an die Seite gestellt war, als er nun das erste selbstständige Amt an einer Gemeinde antreten sollte.

Das Pfarramt in Winnenden.

Nach einer nur halbjährigen Vicariatszeit in Stuttgart wurde Hoffmann im Frühling 1834 als Diaconus nach Winnenden berufen. Gegen seine Neigung kam, wie er sagt, diese erste dauernde Anstellung an ihn heran. Hatte er sich doch so vielfach durch bereits begonnene literarische Arbeiten verpflichtet und belastet, daß jede neue größere Aufgabe ihm bange machen konnte, so wenig er auch sonst vor großer Arbeit erschrak.

Das Amt, in welches er eintreten sollte, war ein umfangreiches. Von den neun Filialen, welche sich um das ansehnliche Städtchen lagerten, waren fünf dem Helfer zugetheilt, lauter kleine Ortschaften von je mehreren hundert Seelen, die zusammen zweitausend Einwohner zählten. Ein Drittel der Stadtbevölkerung war gleichfalls seiner seelsorgerlichen Pflege übergeben. Während der Stadtpfarrer Heim neben seiner Gemeinde die Paulinenpflege, eine große Anstalt für Verwahrloste und Taubstumme unter seiner Obhut hatte, war für den zweiten Geistlichen nun das noch bedeutendere seelsorgerliche Amt an der eben erst neu begründeten Irrenheilanstalt Winnenthal hinzugetreten. Der Arbeit war viel, aber auch das Feld war reif zur Ernte. Die Gemeinde gehörte unter die empfänglichsten des schwäbischen Vaterlandes: „das flotte Leben wie in andern Städten ist hier noch nicht zu finden, es ist," so schrieb der Stadtpfarrer Heim an Hoffmann vor seinem Amtsantritt, „hier gemüthlich wohnen, weswegen nicht leicht Jemand den Ort wieder verläßt, wenn er die Wahl hat zu bleiben." — Die liebliche Gegend mit ihrem weiten Ausblick in fruchtbare Fluren, mit ihren Hügelwellen und bewaldeten Bergzügen, eines jener Panoramen, an denen Württemberg reich ist, ohne großartige Contraste, aber mit einer sanften Gewalt das Gemüth an sich fesselnd, lag abgeschieden von der großen Heerstraße und doch waren alle theuren Stätten so nah. In Kornthal auf wenige Meilen Entfernung waren die Eltern und Kapff, der von der Repetentenzeit her doppelt verbundene Bruder, in nächster Nähe in Waiblingen stand Wilhelm Hofacker in den ersten Anfängen seiner frischen Wirksamkeit. Von der Hauptstadt kamen oft an schönen Sonntagen Freunde und Brüder herübergefahren.

Vor Allem aber konnte jetzt das eigene Haus gebaut werden.

Am 22. April schloß Hoffmann, nach siebenjähriger Brautschaft, den Ehebund mit Wilhelmine Beck. Sie brachte ihm für die Begründung des Hausstandes jene in der einfachsten Erziehung entwickelte Fähigkeit zu, mit den äußeren nach damaligem Maßstab genügenden, aber doch immer bescheidenen Mitteln hauszuhalten, welche seiner zwar anspruchlosen aber freigebigen und in Handhabung des Geldes immer großartig gerichteten Natur nicht eigen gewesen ist. Sie trat ihm aber auch mit jener geistigen Empfänglichkeit an die Seite, welche seinem mittheilungsfreudigen

Geiste immer Bedürfniß war, so daß ihm schon die erste Freude geistigen Producirens gemindert schien, wenn er nicht eine Seele an seiner Seite hatte, aufmerksam und verständnißvoll für seine Gedanken. Die Wohnstätte muß wohl recht bescheiden gewesen sein. „Ich erinnere mich wohl", schreibt Hoffmann später an einen mit seiner irdischen Behausung unzufriedenen Missionar, „wie ich in Winnenden zwei Jahre lang mit Frau und Kind in einem Stübchen von zwanzig zu zehn Fuß schlafen, essen und wohnen mußte und nur noch ein zweites zur Arbeit und für Gäste und Besuche, deren sehr viele waren, besaß und doch hat Niemand an Entsagung und Verleugnung gedacht. Ich mußte mich darein schicken und war mir innig wohl dabei."

Der Amtsantritt in Winnenden war der fröhliche Anfang einer reicheren Gestaltung des Lebens im eigenen Haus, zugleich die fruchtbare, keimkräftige Zeit der ersten Mannesjahre. Hier, wo neben den hundert Geisteskranken noch zwei- bis dreitausend Beichtkinder in sechs verschiedenen Wohnorten ihm aufs Herz gelegt waren, und die Forderungen des Amts ihn nicht allein nöthigten, seine theologischen und geographischen Studien fortzusetzen, sondern auch naturwissenschaftliche Kenntnisse zu suchen und in die Seelenkunde mit der Leuchte der christlichen Wahrheit tiefer hineinzugehen — an diesem Orte war es, so spricht er selbst, wo ihn das tägliche Bedürfniß lehrte, die Zeit auszukaufen und all sein Thun und Lernen in die möglichste Verbindung mit dem Herrn selbst und Seinem Werke zu setzen, damit er nicht in der Zerstreuung untergehe. — Aus dieser inneren Concentration auf den Mittelpunkt, den er unter Angst und Bangen erst im Vicariatsstüblein auf den fern gegenüberliegenden Höhen, von denen Heumaden herabwinkte, gefunden hatte, quoll die reichste Frucht der Arbeit. Keiner der angesponnenen Fäden ward fallen gelassen — neue Aufgaben knüpften sich an.

Neben dem umfangreichen mit der ganzen Liebe des Herzens und Frische des Geistes in Angriff genommenen Amt als Geistlicher und Seelsorger ward mit dem jüngeren Bruder Christoph über eine Charte von Palästina und Jerusalem zu dem mit Frörer in deutscher Uebersetzung herauszugebenden „Jüdischen Krieg" des Josephus verhandelt. Albert Knapp mahnte in Distichen, die Geschichte von Bar Kochba für die Christoterpe zu liefern, oder

sandte die Entwürfe zur Verbesserung des württembergischen Gesangbuchs zur Begutachtung zu. Die Geschichte der Stadt Jerusalem, die auf ein so bedeutendes archäologisches und geographisches Material zurückweist, entstand in jener Zeit. Von Hofacker in Waiblingen, oder auch von Kapff in Kornthal kam ein Mahnbrief um den andern, um eine baldigst zu liefernde Predigt für das von ihnen im Verein mit Andern herausgegebene Predigtbuch, wobei über dem, da es etwas Ganzes und Rechtes werden sollte, eine keineswegs laxe Kritik über die Brauchbarkeit der dargereichten Producte entschied. Mit dem Buchhändler Lesching trat Hoffmann in den letzten Winnender Jahren noch für anderweitige schriftstellerische Unternehmungen in Verkehr. Eine Herausgabe des Neuen Testaments mit Anmerkungen war schon bis nahe zur Verwirklichung gediehen, das Büchlein über Taufe und Wiedertaufe, den Freunden Wilhelm Hofacker und Albert Knapp gewidmet, ging, zwar erst von Basel aus, aus dieser Verbindung hervor. Schon im ersten Jahre hatte Hoffmann ein Gebiet wieder aufgenommen, dem sein erster theologischer Versuch zugewandt gewesen war, dem auch ein ungedrucktes Manuscript aus der Vicariatszeit zugehört, indem er Bengels Erklärung der Offenbarung Johannis herausgab mit einer die immer gültigen Grundgedanken Bengelscher Schriftauslegung ins Licht setzenden Einleitung zu diesem Buche. Es war als eine Mahnung den Gläubigen zugedacht, nicht wankend zu werden und nicht irre an dem geisterfüllten Lehrer der Württemberger Gemeinschaften, wenn nun trotz der Bengelschen Rechnung, die auf das Jahr 1836 wies, der Herr doch verzog.

Vor allem aber erhob er in einer ausführlichen Schrift, für Theologen und Nichttheologen bestimmt, seine Stimme gegen Straußens Leben Jesu in einer eingehenden Widerlegung.

Auch die nächsten Mitarbeiter an der Gemeinde traten mit hinein in dieses rege Streben und Arbeiten. Stadtpfarrer Heim, der spätere Herausgeber der vortrefflichen Bibelstunden über das erste Buch Mose, vereinigte sich mit dem Collegen zur Herausgabe der vier großen Propheten mit der Auslegung der Reformatoren. Auch der, Hoffmann von der Universität her befreundete Vicar, der im Oberstübchen des Helferhauses als ein treuer Hausfreund wohnte, der später als pädagogischer Praktiker und Schriftsteller in weiteren Kreisen bekannt gewordene L. Völter ging mit diesem Strome.

Den Tag über ging (so erzählt er) ein fast telegraphischer Verkehr zwischen Unten und Oben. Die Abende nach dem Nachtessen saß man im Schlafrock beisammen, der Antistrauß ward Abschnitt für Abschnitt besprochen, beide Hausgenossen vereinigte das Interesse für Geographie. „So war Hoffmann es auch," theilt der überlebende Freund mit, „der an meiner Geographie von Württemberg Schuld ist. An einem Sonntag Abend machten wir einen Spaziergang und ich äußerte den Gedanken, wie sehr ein Lehrbuch der Geographie von Württemberg Bedürfniß wäre, das in religiösem Geiste geschrieben wäre. Es sei zu fürchten, daß in nächster Zeit ein Buch von zweifelhaftem Werth geboten würde. Ich dachte an nichts weniger als daran, selbst das Buch zu schreiben; plötzlich aber sagte er zu mir: Das mußt Du schreiben! und dieses Wort schlug wie ein Blitz bei mir ein, so daß ich mich noch denselben Abend hinsetzte und die Einleitung schrieb, wie sie noch jetzt in meiner Geographie steht. — So hatte er mich in seiner Gewalt."

Manches Werk aus den verschiedenen Gebieten, in welchen sich Hoffmanns Forschen bewegte, wurde zum Gegenstand der Recension gemacht, sei es für Rheinwalds Repertorium oder für Tholucks Anzeiger. Für die Jenaische Literaturzeitung war er seit 1835 als ständiger Recensent für Geographie gewonnen.

Man wundert sich billig, daß er in jener Zeit, wie es scheint, im Zusammenhang mit den palästinensischen Studien noch den Gedanken faßte, sich mit der in der Studienzeit nur angefangenen Erlernung der orientalischen Sprachen zu befassen, und sich darüber brieflich den Rath Tholucks erbat. Der Rath, dahin lautend, daß Tholuck ihm dazu keine Aufmunterung geben möchte, weil es gar so viele Kräfte erfordert; da er schon Capitalien genug habe, so rathe er, daß er nicht an Erwerbung von neuen denke, sondern diese zu der Kirche Erbauung auf Zins lege, ist, wie Hoffmann auch später je und je erwähnte, entscheidend geblieben.

Die Rührigkeit und Freudigkeit zu zeugen in Wort und Schrift, zu wirken so lange es Tag ist, hatte eben nicht nur in der eigenen Lust dazu, in einem aus sich selbst geschöpften Drang ihren Grund. Auch in den Gemeinden war, besonders seit Strauß mit seinem Angriff auf das Fundament des Christenglaubens den Grund aufgerührt hatte, eine bewegte Zeit. Es war ein hoffnungsreiches, fröhliches Schaffen, aber geleitet von der Frage an den König der

Gemeinde: was thut Noth? und so gings frisch an die Arbeit. Von Kornthal kamen oft die kurzen Briefe des Vaters Hoffmann in körnigem Lapidarstyl mit lauter Angelegenheiten des Reiches Gottes und der Liebesarbeit, großen und kleinen. Alb. Knapp wandte sich mit seiner Christoterpe an die Gebildeten. Wie Hoffmann gegen Strauß aufgetreten war, so stieß Hofacker bald darauf gegen Märklin in die Posaune. Zwischen die Mittheilungen der ersten Elternfreuden, wenn in Winnenden oder im Pfarrhause in Kornthal ein Knäblein geboren war, und die Theilnahme der Brüder, wenn Hofacker an dem Grabe dieser ersten Freude stand, tönte der Ruf zum Streit.

„Unsere Zeit ist eine Sichtungszeit," schreibt Hofacker, „die Halben kommen nicht mehr weit. Wenn ich an den Haller Streit zurückdenke, mit dem im Februar 1830 das Jahrzehnt begann, so muß ein Blinder sehen, daß damals ein alternder Feind auf dem Plane stand, jetzt einer mit frischerem Muthe und größerer Haltung. Aber auch die Freunde des Evangeliums wissen mehr, auf was es ankommt, mit einem Wort, es geht entschiedener zu, und es ist wirklich merkwürdig, daß in allen Theilen Deutschlands das Feuer brennt und gleichsam jeder Landstrich seine Crisis durchlaufen muß. Es wird gewiß noch dicker kommen und wir müssen auf allerlei gefaßt sein."

Die kräftige Thätigkeit nach außen war zugleich beständig angefrischt durch reiche Erfahrungen in der Gemeinde. Die Gemeindeglieder sammelten sich zahlreich um Predigten und Bibelstunden des Helfers, auch auswärtige Freunde fanden sich wohl Sonntags ein, und Freund Hofacker konnte in seinem fröhlichen Humor den Nachbar anfahren: Man habe es wohl gesehen, wie letzten Sonntag ganze Wagen mit Stuttgartern an seiner Ecke vorbei nach Winnenden gefahren seien, die freilich vielleicht öfter noch in Waiblingen hängen blieben. Die schönste Krone seelsorgerlichen Wirkens, daß Manche durch des Predigers Wort den Weg zum Leben fanden, fehlte gerade hier seiner Arbeit nicht, und es waren ihm in seinen Filialgemeinden die ernst Gerichteten herzlich zugethan. Ein schönes Andenken an dieses Wirken, von dem sich ja das Beste der Mittheilung und Ueberlieferung entzieht, besonders von der Art, wie er kleinere Kreise zu Gebetsgemeinschaften zu sammeln vermochte, sind einige Collectivbriefe der Glieder eines solchen Krei-

ses, die Hoffmann noch nach Basel nachfolgten. Die einfachen Worte treuer Liebe und Anhänglichkeit machen dadurch nur um so mehr Eindruck, daß sie des Schreibens und des schriftlichen Ausdrucks nicht sehr gewohnte Verfasser aus dem Bauer- und Handwerkerstande bekunden.

Neben dem Licht fehlte es aber nicht an den dunkelsten Schatten. Ein Mann aus der Gemeinde war auf dem durch den Wald führenden Weg auf räthselhafte Weise ermordet worden. Die Vermuthung deutete auf Urheber an Ort und Stelle, welche um einer Erbschaft willen an der Beseitigung des Ermordeten ein Interesse hatten, und ein Anderer, den man irgendwie für betheiligt hielt, sollte Aeußerungen haben fallen lassen, daß er mehr um die Sache wisse, als die Gerichte, die vergeblich den dunkeln Thatbestand aufzuhellen suchten. Nicht lange, so wurde auch dieser ermordet gefunden, und die Aufregung in der Gemeinde stieg begreiflicher Weise aufs Höchste. Trotz dieser Unthaten gelang es der gerichtlichen Untersuchung nicht, die Thäter zu ermitteln. Nach längerer Zeit starb ein Mann, den das Gerücht mit den schwarzen Verbrechen in Verbindung brachte, ohne während seiner kurzen Krankheit von seinem Geistlichen, das war Hoffmann, besucht worden zu sein, da dieser seine Erkrankung erst mit der Todesnachricht erfuhr. Es bekümmerte ihn, diesem Sterbenden, der dessen so sehr bedurft hätte, nicht mehr nahe gekommen zu sein und er konnte sich nicht enthalten, einem von der Krankheit Unterrichteten, dem es als Pflicht am nächsten gelegen hätte, Vorwürfe zu machen, daß er ihm keine rechtzeitige Nachricht gegeben habe. Dieser gestand ihm, der Sterbende habe, um noch ein Beichtbekenntniß auszusprechen, dringend nach dem Seelsorger verlangt, aber die Angehörigen seien wie Drachen um sein Bett hergestanden und hätten jeden, der sich entfernen und Kunde nach außen geben würde, mit dem Schlimmsten bedroht. Dadurch hatte er sich einschüchtern lassen, und das schaurige Dunkel ist für immer unaufgehellt geblieben. Die Reden, die Hoffmann bei der Leichenfeier der beiden Ermordeten gehalten, abgedruckt in Palmer's Casualreden, des bekannten jüngst verstorbenen Lehrers der praktischen Theologie, welcher auch aus Winnenden stammt, geben Zeugniß davon, wie er, Angesichts dieser Ausbrüche der Sünde die Gewissen der Gemeinde zu wecken und zu erschüttern vermochte.

Auch mit dem unter dem Volk so stark verbreiteten Aberglauben gab es manchen Kampf. Ein weißes Gespenst, das nächtlicher Weile an einer bestimmten Stelle wiederholt gesehen wurde, setzte die Einwohner in Schrecken. Dießmal ließ man sich's nicht ausreden, daß man's gesehen hatte. Der Helfer ging in später Stunde vom Filiale nach dem Städtchen zurück und richtig, eine räthselhafte weiße Erscheinung wandelte feierlich über die Straße und entfernte sich langsam.

Hoffmann fragte den Besitzer des anliegenden Obstgartens im Vertrauen nach der Bewandtniß der Sache, die er ahnte. Ich wills nur gestehen, erwiederte dieser, ich habe mir nicht mehr zu helfen gewußt, alles mein Obst haben sie mir gestohlen, und so hab' ich zu diesem Mittel gegriffen; seit dem bin ich sicher.

Ein eigenartiges Feld seelsorgerlicher Wirksamkeit bot sich Hoffmann dar in seinem Amt als Geistlicher an der zugleich mit seinem Eintritt in Winnenden eröffneten Heilanstalt für Geisteskranke, welche in dem dicht bei der Stadt gelegenen hofkammerlichen Schloß Winnenthal eingerichtet wurde und während seiner Amtsführung durchschnittlich hundert Kranke zählte. Zum Director derselben war der bis heute in unterbrochener Thätigkeit an derselben Anstalt stehende, als einer der hervorragendsten Irrenärzte weithin bekannte Dr. Zeller berufen. Hoffmann fand hier an der Seite des bewährten Leiters der Anstalt eine so bedeutende Stätte seines Wirkens, und zugleich gewann sein mit seelsorgerlicher Liebe wie mit Forscherſinn in die Tiefen der Seele blickender Geist eine so reiche Fülle von Anschauungen, die sich mit seinem philosophischen und theologischen Erkennen verknüpften, daß ich versuchen möchte, einen genaueren Einblick in dieses Wirken zu geben.

Die leitenden Grundsätze in der Führung der Anstalt, im Bericht über die Wirksamkeit der Heilanstalt von ihrer Eröffnung im Jahre 1834 bis 1887 von Dr. Zeller entwickelt, lassen schon in dem Verfasser den Mann erkennen, der mit einem im Gebiet des geistigen Lebens geübten tiefdringenden Denken der irren Seele in ihren labyrinthischen Gängen, auf ihren Wegen der Dämmerung nachzugehen verstand, und mit dem nüchternen Festhalten an den Ergebnissen medicinischer Erfahrung im Gebiet des leiblichen Lebens den Einblick in das höhere Leben des innern Menschen verband.

„Die Heilmethode, sofern sie die psychische Behandlung der Kranken betrifft, bestand", so schreibt Zeller, „nicht in einzelnen witzigen Kunststücken, unfruchtbarem Disputiren, gewaltsamen Erschütterungen der Phantasie und des Gemüths, oder in dem gefährlichen, verwerflichen, im besten Falle verderblichen Versuche, Wahn mit Wahn zu tödten oder zu bannen, wie man z. B. keinen, der sich besessen wähnt, in diesem Wahn zu bestärken sucht dadurch, daß man ihm scheinbaren oder gar wirklichen Glauben schenkt und gegen unnatürliche Leiden zu unnatürlichen Mitteln greift, sondern in der Zauberkraft der Wahrheit, in der vernünftigen Ordnung des Ganzen, der Alle sich fügen müssen, deren Einfluß sie sich nie ganz entziehen können, die aber für jeden Einzelnen nur wieder den Grundtext für seine specielle psychische Behandlung abgiebt, in der Erfassung der ganzen geistigen Persönlichkeit der Kranken, in der Beruhigung oder Belebung des Gemüths, von dessen Zuständen die Klarheit der Erkenntniß so unendlich abhängig erscheint, in der beständigen, ungesuchten, ernsten und liebevollen Erinnerung an ihre eigene Vernunft, in der Erweckung einer wahrhaft sittlichen Freiheit und Selbstbeherrschung, die die Angriffe der leiblichen Störungen auf das Seelenleben immer kräftiger zurückweist, in der Gewöhnung oder Wiedergewöhnung an eine vernünftige Thätigkeit, frei von allen schon in gesunden Tagen eingewurzelten oder erst in kranken aufgestiegenen Leidenschaften, Verstimmungen und Verwirrungen der Seele, indem besonders darin der Nutzen der psychischen Behandlung auf die Hebung des der Seelenstörung zu Grunde liegenden leiblichen Leidens zu beruhen scheint, daß ein gesunder, vernünftiger Gebrauch des Seelenorgans am meisten dazu beitragen kann, dieses selbst wieder gesünder zu machen, von den schädlichen Einwirkungen der übrigen afficirten Systeme zu befreien, und ihm seine höhere Stellung gegen diese wieder zu sichern. — Vernünftige Thätigkeit war daher das wirksamste und allgemeinste Mittel bei der Behandlung auch unsrer Kranken, wie es sich nach tausendfältiger Erfahrung an andern Orten erprobt hat."

Ein System freier, dem Stande der Bildung vor allem der krankhaften Verfassung angemessener Beschäftigung, ein, so viel es möglich war, zwangloser geistiger Verkehr mit Benutzung der Fähigkeiten der Kranken selbst war darauf angelegt, die Leidenden anzuleiten, ihre Kräfte, leibliche und geistige, die sich in zerstören-

der Krankheit an sich selbst zerrieben, wieder in das Geleise harmonischen Zusammenwirkens zu bringen. Neben der medicinischen Diät ging als wesentliches Mittel die geordnete Diät der Seelen her. Unterricht, an welchem Hoffmann den thätigsten Antheil nahm, nicht etwa ausschließlich religiöser, wirkte wesentlich dazu mit. Vor allem war und ist es der geistig leitende und gewinnende persönliche Einfluß des Meisters der Anstalt, welcher das Irrenhaus, gegen welches damals noch allgemeiner als jetzt das unglückselige Vorurtheil, ein Ort der Schande zu sein, verbreitet war, zu einer Stätte gemacht hat, welche Hunderten zur zweiten geistigen Heimath, zur Geburtsstätte eines gesunderen Lebens geworden ist, an deren Leiter sie oft mit bleibender Anhänglichkeit und Verehrung haften blieben.

In der für die Behandlung wesentlichen Beurtheilung der letzten Ursache der Seelenkrankheit ging Zeller von Anfang an von dem Satze aus, welchen auf Grund der übereinstimmenden medicinischen Erfahrungen jetzt auch die Psychologen (Ulrici) nicht bestreiten, daß alle Seelenstörungen Krankheit sind und auf körperlichen Störungen beruhen, die entfernteren Ursachen derselben mögen nun sein, welche sie wollen, und daß die verschiedensten Erscheinungsweisen derselben auch bei der tiefsten Mitleidenschaft der Seele doch nur Symptome dieser leiblichen Veränderungen seien.

Bei einer solchen Betrachtung der Seelenstörung, die den erfahrungsmäßigen ursächlichen Zusammenhang so klar festhielt, aber auch immer auf die Erfassung der ganzen menschlichen Persönlichkeit gerichtet bleibt und nicht dazu herabstieg, die höheren geistigen Kräfte des Menschenlebens materialistisch zu ignoriren, die die Kranken mit dem Auge der ächten Liebe anblickte, hatte auch die tiefste heilende Einwirkung auf die Seele, die religiöse ihre nothwendige Stelle in dem Heilverfahren, und ich kann mich nicht enthalten, auch die schönen Worte wiederzugeben, mit welchen sich Zeller, damals schon im Rückblick auf das mehrjährige Zusammenwirken mit Hoffmann hierüber ausspricht.

„Bei weitem in den meisten Geschichten der Geisteskranken läßt sich ein tiefer, den ganzen Menschen durchdringender, entweder mit plötzlicher Gewalt über ihn stürzender oder lang und tief an ihm nagender und seine Kräfte verzehrender Schmerz, als die Mutter aller kranken Erscheinungen erkennen. Er entspringt entweder

aus dem Verlust eines wirklichen oder vermeintlichen Guts, das die Welt eines Menschen ausmacht, sei es nun äußerer materieller Besitz oder Ehre, Liebe, Freundschaft, Unschuld, Friede, gutes Gewissen, oder aus Furcht, es zu verlieren, oder der Verzweiflung darüber, daß man dieses Gut sich nie zu eigen machen kann, oder dem Verzagen an Hülfe in irgend einem Unglück. Dieser Grundton der meisten Seelenstörungen, diese schmerzliche Stimmung, in der unangenehme, peinigende leibliche Empfindungen zu allgemeiner Traurigkeit der Seele und damit zur Trübung der geistigen Klarheit führen, hallt auch in den meisten Fällen durch alle selige Trunkenheit der Wahnsinnigen nach; ja es ist der Wahn von unendlichem Glück meist nur das Wiederspiel desselben, in das die Seele nach dem ihr angeborenen Triebe, glücklich zu sein, überspringt. Soll daher eine Genesung gründlich erfolgen, so müssen in der Regel nicht allein alle, die Seelenstörungen begleitenden oder mit bedingenden, körperlichen Störungen gehoben sein, sondern eben dieser schmerzliche Zwiespalt des Innern. An die Stelle der verlorenen Welt muß ein Gut gesetzt werden, das nicht geraubt werden kann. Man muß dem Unglücklichen Hülfe zeigen und nichts kann sie mehr zeigen und geben als eben die Religion." — „Nur die Religion löst die tausendfachen Mißtöne des Lebens in feierliche Harmonie auf und zeigt dem zerrissenen Herzen und dem verzweifelnden Geiste die feste ewige Ordnung und die ewige Liebe. Die Unmacht des gewöhnlichen Trostes hat der Kranke genugsam kennen gelernt, so manches bunte Farbenspiel ist ihm verbleicht, sein eigener und seiner Leidensgenossen tiefer Jammer hat seinen Blick in die Nichtigkeit der Welt so geschärft, sein Verlangen nach einer tieferen Befreiung und Befriedigung so erhöht, daß ihm nur das Höchste und Gewisseste genügen kann. Daß aber auch die Wahrheit, die dazu geschaffen ist, den Geist frei zu machen, verkannt und zu Fesseln und Trug mißbraucht werden, und der Wahnsinn sich auch der Religion, wie jedes andern Gebietes des menschlichen Lebens bemächtigen kann, ohne daraus entsprungen sein zu müssen, und kein Heilmittel nüchterner und vorsichtiger angewandt werden muß als dieses, ist natürlich."

Die hier ausgesprochenen Grundsätze des leitenden Arztes in der edlen Sprache des Urhebers zusammengestellt, haben nicht nur, wie sie gedruckt vorliegen, sondern wie sie in gemeinsamem Zusam-

menwirken sich beständig und in mannigfaltigster Anwendung aussprachen und in That umsetzten, einen so erkennbaren Einfluß auf Hoffmanns Anschauungen über wichtige Gebiete des inneren Lebens geübt und sind von ihm wieder eigenartig umgeprägt und weiter entfaltet worden in der Sphäre seines Wirkens, daß ich eben darum sie in diesem Umfang mitzutheilen nicht unterlassen konnte. Die beiden in der rüstigsten Kraft stehenden Männer, der Arzt und der Seelsorger, waren sich, ehe sie eine gemeinsame Arbeit an den unglücklichsten Leidenden zusammenführte, nicht nahe gekommen. Sie maßen sich bei der ersten Begegnung mit den Augen, wie sie wohl mit einander fertig werden möchten, beide in den Grundanschauungen des Lebens innerlich festgewurzelt und nicht bereit, dieselben einander aufzuopfern. Hoffmann galt als „Pietist", Zeller war wesentlich von dem Schleiermacherschen Geiste beeinflußt, aus dessen Sphäre auch seine edle Gattin aus dem Reimerschen Hause stammte. Aber bald schloß sich zwischen den für jedes Gebiet der Wahrheit in gleicher Art empfänglichen Seelen, als sie sich im Wesentlichsten eins finden durften, der Freundschaftsbund, welchem später ein gleiches Leid die festeste Schleife hinzufügte, und der sie durch ihr ganzes Leben verknüpft hat.

Die geistige Vielseitigkeit und Ueberlegenheit des Seelsorgers bewährte sich an den aus allen Bildungsstufen und Ständen vereinigten Kranken der Anstalt und die gewonnene innere Festigkeit des Glaubens ließ ihnen eine geheiligte Macht des Willens gegenübertreten, der sie sich beugten. Wird doch in keinem Gebiet seelsorgerischer Einwirkung die Macht der Persönlichkeit so sehr beständig in Anspruch genommen als ein Träger des Worts, wie bei denen, welche sie selbst verloren haben, in welchen eben, weil die geschlossene Einheit des inneren Lebens gebrochen ist, die Triebkräfte der Seele wild und schrankenlos durcheinandergähren. Hier übte und erprobte sich die Schlagfertigkeit, welche dem Denken und Wollen des Andern beherrschend zuvorkommt, oft in den schwierigsten Augenblicken, welche Hoffmann auch bedrohlicher Wildheit der Kranken gegenüber die Ueberlegenheit bewahrte. Als er mit dem Director und Oberwärter zusammen einmal den Durchgang bei den Kranken hielt, brachte, da sie eben im Zimmer eines sehr aufgeregten Kranken waren, ein Wärter die Nachricht, ein Kranker habe einen Schlaganfall bekommen. Der Arzt und der Wärter eilten

hinaus und die Thür fiel hinter ihnen zu, die von innen nicht zu öffnen war. Hoffmann war mit dem Kranken allein. Dieser ergriff einen Stuhl und drang drohend auf ihn ein. „Wie, sind Sie denn ein Narr?“ rief ihm Hoffmann zu. Da stellte er den Stuhl wieder hin. „Nein, ein Narr bin ich nicht, wenn ich gleich im Irrenhaus bin,“ und ließ sich in ruhiger Unterhaltung geistig niederhalten, bis der Director wieder kam.

Die Behandlung der Kranken war, wie wir vernommen haben, mit Verschmähung aller gesuchten und künstlichen Mittel, auf Wahrheit gegründet. So trat Hoffmann auch mit der Wahrheit des göttlichen Worts ohne Umschweife an die kranken Seelen heran.

Wie sehr er die Seelsorge bei den Geisteskranken zu einem eingehenden Studium gemacht hat, davon zeugen eine Reihe von Krankheitsberichten, welche die ganze innere Lebensgeschichte besonders merkwürdiger und schwierig zu behandelnder Kranken, ihre innere Entwicklung in der Anstalt, die Art, wie er sie anzufassen suchte, in abgerundeten Lebensgemälden ergreifendster und wieder schaurigster Art zusammenstellen. Diese Bilder, nicht skizzenhaft entworfen, sondern, ein Beweis der Liebe und des Ernstes, mit welchem er sich in das Leben seiner Kranken vertiefte, auch stilistisch abgerundet, entziehen sich in ihren genauen persönlichen Zügen der Oeffentlichkeit, wenn auch diejenigen, welche darin abgemalt sind, alle längst zu den Gestorbenen gehören. Ich kann aus dem reichen Material leider nur einige allgemeine Charakteristiken herausheben, um erkennen zu lassen, in welcher Weise die Heilversuche des geistlichen Arztes sich zu Grundsätzen der geistlichen Seelenpflege an den Irren gestalteten.

Eine schaurige Geschichte sittlicher Verirrungen, ein Weg vom Verbrechen zum Wahnsinn liegt hinter dem zuerst geschilderten Krankheitszustand. In diesen selteneren Fällen, da Kranke, an deren sittlicher Zurechnungsfähigkeit man zweifelte, aus den Händen der Criminaljustiz in die Heilanstalt überliefert wurden, fand die seelsorgerliche Einwirkung den härtesten Boden. „Dieser Kranke,“ sagt Hoffmann, „ist auf eine so vernünftige Weise wahnsinnig, oder vielmehr er giebt sich so sehr alle erfinnliche Mühe, vernünftig zu scheinen, daß er diesen Zweck auch bis zu einem ziemlichen Grade erreicht. Er berechnet klug, hält seine doppelte sich widersprechende Einsperrung (zuerst in der Strafanstalt, dann in der Irrenanstalt) für

unsinnigen Widerspruch, das ganze Verhalten gegen ihn für einen Justizmord und meint, er sei in die Heilanstalt gebracht, um ohne Rumor freigelassen werden zu können. Ja, er bietet der Heilanstalt seine Dienste an und hofft, an derselben Lehrer werden zu können. Musik hält er für ein souveränes Heilmittel, weil der Ton allein nicht von der Sünde vergiftet, unmittelbar göttlich geblieben sei. Sein Benehmen ist ruhig, höflich, sogar fein, aber alles wohlberechnet, um den Eindruck der Vernünftigkeit zu machen. Er zeigt großes Verlangen zu lernen, zunächst Sprachen. Lateinisch hält er für die unumgängliche Fundamentalsprache. Ich bot ihm eine Lection an, die nun täglich von fünfundeinhalb bis sechsundeinhalb gegeben wird. Ich führe ihn streng in die Schule, er mag sich anstrengen und zerarbeiten, damit im Lernen stets ein Gegengift gegen gelehrten Hochmuth gegeben sei. Er zeigte sich durchaus aufmerksam, verständig, faßte sehr leicht. Nur einmal tauchte seine Verwirrung auf, als wir in der Grammatik an's neutrum kamen und ich die Bemerkung machte, daß mehrere moderne Sprachen ein solches nicht haben, was ohne Zweifel aus ihrem reflexiven Charakter entspringe, vermöge dessen sie nur die zwei genera als Gegensätze anerkennen und ein mittleres für ein Unding halten, während dem phantasiereichen Alterthum ebenso sehr die Uebertragung persönlicher Verhältnisse auf Sachen, als diese in ihrer sich unterscheidenden Eigenthümlichkeit natürlich seien. Hier bemerkte N.: „Es ist ein großer Fehler, wenn eine Sprache kein neutrum hat; denn es giebt Dinge, die weder weiblich noch männlich sind.“. Ich: „Ja, Dinge, von denen kein Geschlecht ausgesagt werden kann, weil sie tiefer stehen als die organischen Naturreiche und die geistige Welt, in welcher solche Unterscheidung der genera erst beginnt.“ N.: „Es giebt aber wenigstens Ideendinge, die neutra sind und doch keinen so niederen Rang einnehmen. Ja, es wird eine Zeit kommen, wo das Geschlechtslose eine große Rolle spielen wird.“ Ich: „Nun, lassen wir das, denn die Sprache ist für Gegenwart und Vergangenheit, also für das Wirkliche. Die Zukunft mit ihrem Einfluß auf Begriffe und Sprachen kennen wir nicht. Es ist aber schwer anzunehmen, daß die Umwandlung derselben so groß sein wird.“ Hier deutete N. auf das von ihm verheißene Reich hin, in welchem besonders die physische Zeugung eine große und heilige Stelle einnehmen soll. Man sieht, daß ihm der

Wahnsinn zur Entschuldigung und Theorie — durch Lüste in Irrthum — seiner früheren praktischen Verirrungen dient, oder wie Zeller sich schön ausdrückt, „nur die Krone seiner Verbrechen ist.“ In den Augen dieses Kranken blickt einem die schauerliche Tiefe seines Verderbens entgegen. Der bestimmte erzwungene, aber in der Tiefe wollüstige und lauernde Blick erschreckt mehr als alle die hülfsbedürftigen Angst blickenden Kranken. Bei diesen spricht die arme Menschheit, dort die Entmenschung.... Die Arbeit, welche das Erlernen der lateinischen Sprache ihm machte, ließ N. auf eine Aenderung seiner Theorie bedacht sein. Er ergriff die nächste Gelegenheit, sobald er einmal sah, die Sache gehe nicht so schnell und leicht als er meinte, sich loszumachen. Er bedürfe keiner Sprache. Die Ursprache, welche im Reiche Gottes gelte, liege in ihm und brauche nicht gelernt zu werden.

Somit hatte die Sache ein Ende. Bald darauf fingen die geographischen Conversationen mit einem Theil der Kranken an, an welchen auch N. den eifrigsten Antheil nahm. Für die vielen naturwissenschaftlichen, historischen, mathematischen Fragen, welche dabei gelegentlich zur Sprache kamen, interessirte er sich vorzüglich dann, wenn sich die Unterredung in philosophische Speculation hinüberspielen ließ. Hier glänzte nun auf einige Zeit sein Scharfsinn, er nahm immer an der Unterredung lebhafteren Antheil als alle Andern, sprang aber in seinen Folgerungen nicht selten auf eine Weise von Glied zu Glied über, welche mir doch weniger die Folge ungeübten philosophischen Denkens als einer Störung auch in diesem scheinbar in seiner Integrität gebliebenen Gebiete seines Seelenlebens zu sein schien. Je länger ich ihn betrachtete, desto klarer wurde mir, daß er zwar einzelne tiefere Gedanken mit großer Klarheit festzuhalten vermochte, aber sie mit anderen durch seine phantastisch-irren Vorstellungen und Pläne auf eine sonst Niemandem einfallende Art verknüpfte. Es geht eine Falschheit durch sein ganzes Denken und Anschauen durch. Ging man tief mit ihm ein, so stieß man immer zuletzt auf ein praktisches Interesse, das ihn so und nicht anders sprechen ließ und zwar eines, welches mit seinem Wahn, Messias unserer Zeit, Schöpfer eines neuen physisch-geistigen Reiches Gottes zu sein, in näheren oder entfernteren Connex von ihm gesetzt wurde.“

Wir verfolgen diesen, in unheilbares Siechthum auslaufenden

Krankheitsproceß nicht weiter, da das Mitgetheilte hinreicht, theils um in die verwickelten geistigen Zustände solcher Kranken einen Einblick zu geben, theils um die freie und vielseitige Art kennen zu lernen, mit welcher Hoffmann auf allen Gebieten des geistigen Lebens, die dem Kranken nur zugänglich waren, auch solchen Verworfenen unter ihnen nahe zu kommen sich mühte.

Die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, jedes heilungs- und heilbedürftige Gemüth aus seiner Lebensgeschichte und in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu erfassen, war ihm durch seine eigene geistige Weite, auch den verwickelteren Fällen geistiger Verschrobenheit, welche gerade bei Gebildeten häufig sich zeigten, gegenüber erreichbarer als manchem andern. Mit dem Allem aber war es ihm doch nur darum zu thun, auf den Kern zu dringen und als Seelsorger die innerste Selbsterkenntniß und das Erlösungsbedürfniß der Seelen zu wecken.

Wie er die Seelenstörungen nach ihrem ursächlichen Zusammenhang, in wesentlicher Uebereinstimmung mit den leitenden Grundsätzen des Directors, aber auch in selbstständiger originaler Auffassung beurtheilte, davon mögen andere Beispiele Zeugniß geben, in welchen die Seelenstörung noch mehr den Charakter religiösen Wahnsinns angenommen hatte.

„Auch wieder ein Fall", so wird die Krankheitsgeschichte eines armen Taglöhners eingeleitet, „in welchem der Kranke sich die fremde Macht, welche sein Leib für ihn geworden war und die er eben nicht in Schmerzen des Leibes empfand, als positive Einwirkung fremder geistiger Kräfte natürlich erklärte. Nur sprach er nicht von Besitzung, wahrscheinlich weil er nicht so sehr fühlte, wie tief im Innern der Sitz seines Uebels sei, sondern nur von Verzauberung."

„Tiefer ins Seelenleben hatte die Krankheit bei einem andern gegriffen und richtete Störungen an, die nur schwer und langsam zu heilen waren. Die früheren Thatsachen, sein Leben vor der Krankheit und der Anfang derselben war leider zu wenig bekannt. Erfahrene Mißhandlungen von Seiten seiner Kameraden schienen den nächsten Anlaß zu ihrem Ausbruch gegeben zu haben. Seine Verschlossenheit und sein Mißtrauen, das sich nicht selten zum feindseligen, wiewohl öfters verhaltenen Grimm steigerte, machten den Kranken für mich ziemlich unzugänglich. — Was er auf die an

ihn gerichteten Fragen äußerte, mag in Folgendem ausgedrückt sein: Früher schon besuchten ihn, als er Weinberghüter war, in der Nacht böse Geister bald als Thiere, bald in undeutlicher Gestalt, zuweilen auch als Menschen. Er fühlte wohl, daß eine Veränderung mit ihm vorging und daß diese durch feindseligen Einfluß böser Menschen (Hexenmeister) entstand. — Aber damit begnügte er sich nicht, sie fuhren sogar in ihn. Er war von den Seelen noch lebender Menschen besessen. (Ein wichtiger Punkt, verglichen mit dem Weinbergischen Dämonismus. Der Kranke sprach ebenso hell und klar, aber auch ebenso abgerissen, nur meistens viel ruhiger als jene Besessenen). — Vorstellungen hierüber fanden natürlich bei ihm keinen Eingang, im Gegentheil schien er dadurch nur mißtrauischer zu werden. Es wurde zwar stets versichert, daß keinerlei Zweifel an seiner Wahrheitsliebe zu denselben veranlaßten, sondern nur der Wunsch, ihn von einer aus seiner Krankheit hervorgehenden Täuschung befreit zu sehen. Dagegen behauptete er, völlig gesund zu sein und wollte von einer Krankheit nichts wissen, die nicht mit schmerzhaften Empfindungen im Leibe verbunden sei. Er berief sich darauf, daß ja noch jetzt immer dieselben wunderbaren Dinge mit ihm vorgehen, indem er jede Nacht bald da bald dort sich aufzuhalten, umherzugehen und zu arbeiten durch die fremde Macht boshafter Menschen gezwungen werde. Die Einwendung, es seien dieß Träume, wie sie jeder Mensch habe, nur von so lebhafter Art und so ins wache Leben hinüberlaufend, da er als Kranker die Grenze und den Unterschied nicht merke, beantwortete er nicht, oder fragte mit scheuem, seltsamem Blick, ob wir ihn nicht bald befreien wollten. — Von Anfang an habe ich mich bemüht, ihm die Unwahrheit seiner Vorstellungen von der religiösen Seite zu zeigen. Ich wurde aber bald überzeugt, daß ein religiöses Leben bei ihm nie recht cultivirt worden war und er nur allgemeine unbestimmte Begriffe habe und die Religion mehr als ein Mittel der Hexerei denn als Herzenssache werth hielt. Er schwieg meistens und war höchstens zu einer nichtssagenden Antwort zu bewegen, wenn ich ihm Fragen über den Zustand seines Herzens vorlegte. Freundlich hörte er einigemal zu, wenn ich ihn auf die allgemeine Gnade Gottes hinwies und ihm zusprach, Vertrauen in dieselbe zu setzen. Aber zu eng war und blieb der Kreis seiner Vorstellungen und zu schwer drückte ihn innerlich sein Seelenleiden.

er war auch wohl durch Gewohnheit und durch mißverständliche Versuche wohlmeinender Frommen so tief in seine eigene Betrachtungsweise seines Zustandes hineingerathen, daß die Anwendung tröstlicher Lehren des Evangeliums auf ihn und sein Leiden, daß Belehrung über die allgegenwärtige Bewahrung und Hülfe Gottes von ihm gar nicht mehr auf ihn selbst applicirt wurde. — In diesem Zustand wurde er wegen seiner körperlichen Krankheit ohne viel Hoffnung der Herstellung seiner Seele entlassen, denn auch bei ihm (wie in andern Fällen, die eben darum als wenig Hoffnung übriglassend, bezeichnet werden) kam der irre Zustand nicht als ein fremder, gegen bessere Momente abstechender in Perioden zur Aeußerung, sondern er blieb sich gleich, nahm Stelle und Form des vernünftigen Lebens an, veränderte sich auch, wenn er am zugänglichsten war, gar nicht, selbst nicht unter stärkeren körperlichen Leiden, und nur die heftigen Paroxismen der Tobsucht waren vorübergehend. Sein Zustand war eben eine vollkommene Monomanie und offenbarte in der Sache selbst gar keine Schwankungen. Stimmungen wechselten bei ihm, aber nie seine inneren Vorstellungen oder der Glaube an die Wahrheit derselben. — Sein ganzes Leben hatte sich um den einen dunklen Punkt, seinen Wahn zusammengezogen, über Alles verbreitete sich dieselbe trübe Farbe." —

Wenn aus diesen in größerer Ausführlichkeit mitgetheilten Krankheitsbildern, bei denen die Gestalt des Leidens dem nahe trat, was man Besessenheit nennt, schon durchleuchtet, wie Hoffmann auch solche Erscheinungen nur als eine Form der mit körperlichen Leiden zusammenhängenden Seelenstörungen betrachtete, so war er denn auch weit entfernt, dieselben in besonderer Art als etwas Besonderes behandeln zu wollen. Grundsätzlich verwarf er das Verfahren, das, was der Kranke von sich als seinen Zustand aussprach oder auch thatsächlich darzustellen schien, wie z. B. Besessenheit, als das Wirkliche zu nehmen, und es so zu bekämpfen, vielmehr ging er darauf aus, in der einfachsten Weise, den Kranken auf seinen Irrthum und Wahn und auf die körperlichen und sonstigen Ursachen desselben hinzuweisen. Er spricht es zwar selbst oft aus, daß durch Widerlegung ein Wahn, der oft so tiefe Wurzeln im körperlichen Leiden, in der Seelenstörung, in der kranken Gewohnheit hat, nicht beseitigt werden kann, aber bei beginnender Genesung werden auch Vernunftgründe wieder wirksam und es mußte

zwischen dem Kranken und dem Seelsorger die volle Wahrheit herrschen.

Die Leidenden im Gewissen anzufassen, den Faden ihres inneren Lebens, da wo ein solcher vorhanden war, aufzufinden und daran anzuknüpfen, war sein Bestreben, darum schon war die Lebensgeschichte, auch die frühere, so wichtig, und wie viel kam ihm darauf an, den richtigen Punkt zu treffen, wo bei falscher geistiger Behandlung der verworrene Knoten leicht noch fester gezogen statt gelöst wird. Eigentlich geht auch hier die Heilung des inneren Menschen darauf aus, das Gesunde, das noch reactionsfähige Leben hervorzusuchen, zu wecken und zu heben. Der Keim des für die Ewigkeit geschaffenen Menschen ist auch in dieser seelischen Nacht nicht erstorben. Die seelsorgerliche Beurtheilung versucht durch die trüben Wasser des krankhaft bewegten Seelenlebens auf den Grund zu schauen und verfährt nach denselben Normen, wie bei jedem Gesunden, die sittlichen und religiösen Beweggründe sind dieselben, nur die richtige Anfassung und Anwendung muß von dem liebenden Auge des sorgsamen und geduldigen Beobachters geleitet werden. Wie viel mag hier auch in der geistlichen Medicin durch eine falsche Diagnose und eine Behandlung, die oberflächlich bei den Symptomen stehen bleibt, verfehlt werden.

Hoffmann durfte es an manchem Kranken sehen, wie auch unter der Hülle des Wahnsinns, der allen Zusammenhang des innern Lebens gestört zu haben schien, doch im Verborgenen das Gewissen erwacht, das geistige Leben unter dem Zuspruch aus Gottes wort erstarkt war und in geförderter Gestalt ans Licht trat, als die Hüllen fielen oder sich doch etwas lüfteten.

So schildert er einen Kranken, in welchem der Größenwahnsinn sich ausgestalten wollte. Anfangs trat aus der gepreßten Hemmung seines geistigen Lebens, die sich schon in dem bleichen, schlaffen Gesichte, der gefurchten Stirn, dem glanzlosen, gesenkten Auge, der entfärbten Haut, dem schleppenden Gang aussprach, bereits der Ansatz zu einem monomanistischen Wahn hervor. Er däuchte sich manchmal zu etwas Großem, Außerordentlichem bestimmt zu sein, dasselbe, so oft sich wiederholende Widerspiel der wirklichen Lage mit dem Wahne des Kranken. Je unglücklicher er sich in der Wirklichkeit durch die kranke Auffassung derselben fühlt, desto höher hinauf sucht er sich in die Traumwelt zu flüchten, wo

er sich jede Größe und Herrlichkeit zutheilen kann, die seinen Wünschen genügt. Doch hatte sich in ihm die Flucht vor der traurigen Erfahrung noch nicht zur Fertigkeit ausgebildet. Er war noch nicht überzeugt, etwas Großes zu *sein*, sondern er *wagte* nur, sichtlich zaudernd und unsicher die Vermuthung, er möchte wohl den Beruf dazu haben. Hier fanden daher Gegenvorstellungen noch einen Eingang, die gesündere Lebensordnung, so wie klare Darstellung seines Krankheitszustandes brachten ihn von dem Wahne zurück. Aber nun war erst das primäre Leiden zu bekämpfen, die mit seinem Unterleibsleiden zusammenhängende Melancholie. So sehr auch, fährt später die Schilderung fort, Krankheit ein Hauptfactor in seinen Bußstimmungen blieb, es war doch nicht zu verkennen, daß sein geistiges Leben unter denselben an wahrhafter Lauterkeit und Innigkeit gewann. — Mit dem Freiwerden der gebundenen Seele wuchs aber das leibliche Leiden zu einem zerstörend wirkenden Grade. War auch die trübe Farbe der Melancholie nicht aus seinem Innern weggewischt, so hatte er sich doch mit erhöhter geistiger Kraft in den Willen Gottes ergeben und starb daher wirklich bedeutend in seiner psychischen Genesung gefördert.

Eine Scene, in der das Hervorbrechen des innerlichsten tiefsten Gefühls mitten aus einem in dem widernatürlichsten und abschreckendsten Thun sich äußernden Wahn sich kund gab, hat Hoffmann manchmal erzählt. Der Kranke, welcher für alles Edle, für alle Liebe das Gefühl verloren zu haben schien, wurde von Hoffmann am Todestage seines Vaters an diesen erinnert, er verstummte, eine große Thräne trat aus jedem Auge und von jener Stunde an war es, als wenn der Bann gebrochen wäre, er ging langsam und sicher der Genesung entgegen.

Wie oft konnte er beobachten, daß alle dieselben Eigenheiten, Verschrobenheiten, Unarten, welche das natürliche Menschenherz auch bei Gesunden aus sich gebiert, nur daß dieselben hier in gewissen Schranken gehalten bleiben, in Kranken gesteigert und von der Fähigkeit verlassen, dieselben äußerlich zu bemeistern, hervortraten. Besondere Zustände krankhafter Empfindsamkeit in religiösem Gewand, die oft in der ganzen Erziehung und Lebenslage ihre Ursache hatten, forderten ein klares und festes Entgegentreten.

Und wiederum konnte in einzelnen Fällen eine niemals wirklich aufgegebene Wahnvorstellung in so milder Gestalt sich geltend

machen, und so sehr von einer sonst wieder das Leben beherrschenden natürlichen Verständigkeit verdeckt werden, daß der Ungeheilte als gesund in seine früheren Lebensverhältnisse zurückkehrte. Ein Mann dieser Art, der sich für Napoleon hielt und in Winnenden von Hoffmann besucht worden, versah hernach noch Jahre hindurch sein früheres Amt. Ein späterer Besuch Hoffmanns, der schon in Basel war, machte ihm die größte Freude. Sie verkehrten längere Zeit in freundschaftlichster Weise. Erst beim Abschied hielt N. den früheren Seelsorger noch einmal zurück. „Aber ich bin er doch," flüsterte er ihm ins Ohr. Von Hoffmann eindringlich ermahnt, dieß wenigstens Niemandem sonst zu sagen, weil er sonst wieder in die Heilanstalt zurückgehen müßte, scheint er auch diesen Wahn dauernd für sich behalten zu haben.

Am wenigsten Hoffnung auf Heilung und Einwirkung irgend welcher Art boten nach den Erfahrungen des Irrenarztes wie des Seelsorgers immer diejenigen Kranken, die mit ihrem Wesen im Reinen waren, deren Seelenkräfte ganz in den Dienst der Krankheit getreten und daher in eine Art von krankem Gleichgewicht übergegangen erschienen, wo denn auch oft die leibliche Gesundheit keinerlei Störung mehr erlitt. Gewaltsame und heftige Erregungen, bei denen aber Licht und Dunkel noch auseinandertraten, konnten ein Hoffnung erweckendes Zeichen sein, während an dem Zustand eines verknöcherten Wahns alle menschlichen Versuche wirkungslos abprallten.

Welche Einblicke in die das Innerste zerstörende Gewalt der Sünden gewähren jene ernsten Blätter, aus welchen ich nur Weniges mittheilen konnte! Der beständig beobachtende Umgang mit diesen Kranken wurde für Hoffmann eine Schule seelsorgerischer Menschenkenntniß und das Hineinschauen in diese Seelentrümmer gab ihm ahnungsvolle Lichtblicke in den geheimnißvollen Organismus des seelischen Lebens.

Es stellte sich für den Bibelforscher von selbst die Frage, wie sich die gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen zu den Erscheinungen verhalten, welche in den Evangelien als Besessenheit durch böse Geister beschrieben werden, und welche der Heiland aller Krankheiten selbst so beurtheilt. Daß die Zustände der Dämonischen in der evangelischen Erzählung mit den verschiedenen Formen der Geisteskrankheit eine durchgehende Analogie zeigen, ist

nicht zu verkennen. Wenn der von Hoffmann bekämpfte D. Strauß sagt, daß entweder alle solche Krankheitserscheinungen nach Art der neutestamentlichen aufgefaßt, oder alle natürlich erklärt werden müßten, so kam Hoffmann zu der Ueberzeugung, daß dieses beides sich nicht ausschließt.

Bei der Entwicklung der Versuchungsgeschichte in der Schrift gegen Strauß weist er auf psychologische Wahrnehmungen hin, welche auch auf solche Zustände ein Licht werfen. „Hier, in der dunklen Werkstätte der Gedankenbildung kann nicht mehr das eigene Bewußtsein, welches nicht bis in die ersten Elemente des Seelenlebens zurückreicht, entscheiden, was Eigenes, was Fremdes sei, gerade wie bei höchster Stärke unsere Vorstellungen wieder mit einer Macht auftreten, die sie nicht mehr recht als die unsrigen erkennen läßt, sondern ihnen den unheimlichen Charakter eines selbstständigen Lebens, einer uns bestimmenden Gewalt giebt, so daß etwas Dämonisches bald im guten bald im bösen Sinne darin geahnt wird. So sehr wir dabei immer das Bewußtsein haben mögen, daß ihr Dasein an eigene Zustände angeknüpft, durch freies Wirken sogar zum Theil bedingt ist, immer bleibt uns das Gefühl, wir seien nicht die Schöpfer solcher gewaltigen Vorstellungen. Und wirklich kann auch von den guten Gedanken des Menschen mit Wahrheit gesagt werden, daß sie dem Reiche des Geistes der Wahrheit angehören und der Einzelne, der sie eben hat, nicht der Urheber, sondern nur ihr Organ sei, wiewohl ein freies, bewußtes Organ. Warum nicht ebenso auf der finstern Seite des psychischen Lebens?“

Eine ausführlichere Darlegung seiner Ansicht über die Dämonischen, die aber nur als ein Erklärungsversuch gelten will, und zeigen soll, wie wenig man berechtigt sei, jene Krankheitsschilderungen und Heilungen von vorn herein als ungeschichtlich, als auf falschen Zeitanschauungen ruhend zu verwerfen, findet sich in derselben Schrift.

„Die Urtheile psychisch kranker Personen über die Ursachen, ja selbst über die Beschaffenheit ihres Zustandes können zwar uns selten als unbefangene gelten, indem gerade das Wahrnehmungsvermögen die stärksten Färbungen von der Krankheit erhält. Aber eines ist sicher, schon weil es alle, wenigstens die über die Ursachen nachzudenken gewohnten Seelenkranken versichern, daß

nämlich dem psychisch Leidenden etwas Fremdes in sein Wesen eingedrungen zu sein scheint, das er nicht zu sich selbst rechnen kann.

Dieses Fremde erregt ihm Vorstellungen, Antriebe, ganze Reihen von solchen, es muß demnach, weil es geistig wirkt, ein Geist sein. Es wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt, mit einer Macht, die der Kranke sonst nie an sich wahrnahm, folglich ist es ein Geist, der mehr vermag, als der Kranke. Die Empfindung seines Daseins und Waltens ist schmerzhaft, ein Uebel, es stört den Kranken nicht selten, am meisten dann, wenn er die höchsten Geistesgeschäfte vollziehen, wenn er religiös nachdenken und beten will. Folglich ist es ein böser Geist. So argumentirt auch der Wahnsinnige, den nur diejenigen für unfähig solcher Argumente halten können, die noch keinen solchen Leidenden zusammenhängend beobachtet haben. . . . Der Nuancen und Uebergänge der Vorstellungen sind hier unzählige, je nach Stufe der Bildung, Kraft der Individualität, nach der Stärke und Farbe seiner physisch-psychischen Empfindungen. — Niemand wird glauben, die Sache verhalte sich wirklich so, weil der Kranke es sagt, weil er sich selbst seinen Zustand dadurch erklärt oder ihn Andern damit anschaulich macht. Aber Niemand wird auch von bloßer Einbildung dabei reden dürfen, sondern höchstens an ein Hypostasiren natürlicher Zustände zu übernatürlichen Urhebern denken, während die Empfindung an sich und die Nöthigung sie so darzustellen eine wirkliche ist. Die fremde Macht, welche der Kranke wirklich empfindet, ist die im gesunden Zustand ungekannte Macht des eigenen Leibes, die in psychischen Krankheiten nicht mehr in der wahren naturgemäßen Identität mit der Seele verharrt, sondern in relativer Selbstständigkeit auftritt. Somit ist wirklich das Band zwischen dem Selbstbewußtsein und den leiblichen Organen gelockert. — Thatsache ist es, daß in diesen Zuständen psychische Aeußerungen sich hervorthun und Kräfte auftreten, die dem Gesunden völlig fremd waren, daß die dunklen Regionen der Seele auch in sittlicher Hinsicht zu Tage kommen und bald zusammenhängender, bald abgerissener ganze Reihen von Vorstellungen und Handlungen dämonischer Art entstehen. Jetzt ist der Kranke schon darum genöthigt, ein fremdes Individuum in sich vorauszusetzen, weil die Macht seiner Vorstellungen und Antriebe als eine übermenschliche, die Art derselben, da er sie selbst verabscheut, als eine unmenschliche er-

scheint. Ein fremdes Bewußtsein tritt momentan so übermächtig in ihm auf, daß er selbst spricht, handelt, sich geberdet wie ein Anderer. Was er vorher noch objectiv dachte, das wird jetzt zum Subject, was vorher nur in ihm war, das ist jetzt er selbst. Wie könnte er bei etwas hellerem Bewußtsein anders, als sich für besessen erklären. Soweit wäre nun Alles natürlich und man denke sich die Zustände gesteigert, wie man will, sie bleiben es immer. Gewiß waren es in dieser Weise auch die leidenden Dämonischen zur Zeit Jesu."

„Sobald wir aber jene Hervorkehrung einer terra incognita der menschlichen Seele, einer Nachtseite des psychischen Lebens zugeben, wie wir es nach der Erfahrung müssen, und erkennen, daß von dort eine im gesunden Leben ungeahnte Gewalt finsterer Gedanken und Antriebe hervordringt, so hört zunächst alles weitere Erklären auf."

Es wird hier darauf hingewiesen, wie die Möglichkeit offen bleibe, wenn überhaupt ein Reich der Finsterniß zugegeben wird, und wenn alle Krankheit mit der Zerrüttung des Menschen durch die Sünde zusammenhängt, daß wo die gesunde Gebundenheit des irdischen Daseins aufgelockert ist, das menschliche Individuum mehr denn sonst der Beherrschung fremder Geistesmächte unterworfen sei. Je weniger die körperlichen Bedingungen mehr gegeben seien, um mit der entsprechenden Kraft des individuellen selbstbewußten Lebens dergleichen Eingriffe von sich abzuwehren, desto tiefer könne die Seele solchen Mächten anheim fallen, die wohl auch sonst, wenn auch in leiserer Erscheinung sich kundgeben. Wenn auch, so glaube ich den aus diesen Ausführungen zu ziehenden Schluß verstehen zu müssen, der Kranke selbst sich die Ursache seines Leidens personificirt, so daß die körperliche Erkrankung als die Ursache, der dämonische Zustand als Wirkung zu betrachten ist, so weist doch die Thatsache, daß der Kranke auf einer gewissen Stufe des Leidens gar nicht anders kann, als sich unter einem fremden persönlichen Einfluß zu denken, in ein geheimnißvolles Gebiet unseres leiblichen und geistigen Lebens hinein, welches wir nicht weiter aufhellen, in welchem wir eine Grenze zwischen eigenen und fremden geistigen Einflüssen nicht mehr ziehen können. Dieser Erklärungsversuch hebt also die biblische Beurtheilung dieser Krankheitserscheinungen nicht auf.

Wir sind hiermit schon auf die oben erwähnte größere theologische Arbeit hingeführt, hervorgerufen durch das Erscheinen jenes umfassenden Angriffs auf den ganzen Bestand des bibelgläubigen Christenthums, welcher in den dreißiger Jahren von David Friedrich Strauß in seiner kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu unternommen wurde. Hoffmann wußte um die Entstehung dieser Schrift schon aus der mit Strauß gemeinsam im Stift verlebten Repetentenzeit her. Wenn auch in ihren Ueberzeugungen bereits gänzlich geschieden, lebten sie doch beide damals in collegialischem und wissenschaftlichem Verkehr. Hoffmann war eines Tags in Straußens Zimmer getreten und hatte ihn sehr verstimmt gefunden. Als er sich nach der Ursache erkundigte, warf ihm Strauß einen Brief hin, das Begleitschreiben, mit welchem eine Recension von Strauß zurückkam, die er hatte wollen in die Hegelschen Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik einsenden. Er hatte schon Einiges für jenes Blatt geschrieben und war darum sehr belobt worden. Dieß mal aber war er den Herren allzusehr mit der Sprache herausgerückt und M. schrieb ihm einen Brief voll von Komplimenten, der darauf hinauslief, es ginge wohl, aber es geht nicht; was für die Wissenden gut ist, das ist für die Vorstellenden eine zu starke Speise. Nun, was sagst Du dazu? fragte Strauß, als Hoffmann den Brief zurückgab. Daß es eine Spitzbüberei sei, antwortete dieser. Das sage ich auch, erwiederte Strauß, und jetzt sollen sie es als ganzes Buch haben, was sie als Recension nicht leiden wollten, es ist Zeit, daß dem falschen Versteckspielen ein Ende gemacht werde. — Wenn auch nicht mit diesen Worten, mit welchen sie ein andrer Gewährsmann auf Grund mündlicher Mittheilung Hoffmanns erzählt hat, aber wesentlich gleichen Inhalts, habe ich dieß ihn selbst berichten hören, welcher überdem als Bibliothekar des Stifts Strauß für sein kritisches Unternehmen die einschlagenden Schriften lieferte und so den Gang des Werkes gleichsam nothgedrungen verfolgte.

Es war begreiflich, daß das kritische Leben Jesu von Strauß, gegen welches Theologen wie Ullmann, Neander, Tholuck u. A. in die Schranken traten, auch speciell innerhalb der württembergischen Kirche, aus der es hervorgegangen war, laute Zeugnisse und eingehende wissenschaftliche Widerlegungen wider sich hervorrief. Neben Kern, Osiander, Steudel u. A. betheiligte

sich, von Freunden dazu aufgefordert, auch Hoffmann an diesem Kampfe in einer Kritik der Straußischen Schrift, welche nicht nur die allgemeinen Fragen in Betreff dieses neuen und radicalen kritischen Verfahrens erörterte, sondern die ganze Darstellung des Kritikers im Einzelnen Hauptstück für Hauptstück verfolgte unter dem Titel „das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen von W. Hoffmann." Die Aufgabe, welche sich Hoffmann stellte, bezeichnet er dahin: Das Unzureichende der bestrittenen kritischen Behandlung des Lebens Jesu in allen Hauptpartien dieses Lebens an einer gehörigen Zahl von Beispielen aufzuzeigen und überall das derselben zu Grunde liegende Princip ans Licht zu ziehen und kritisch zu beleuchten. Er will nicht unternehmen, alle Disharmonien der evangelischen Berichte zu lösen, — sondern hat genug gethan, wenn ihm der Beweis gelingt, daß auch der Lösungsversuch des Verfassers nicht auf festeren Füßen stehe als die von ihm bestrittenen älteren Ansichten und so die Sache auf ihren alten Standpunkt zurückzustellen. Mitunter werden sich dann freilich auch Aussichten auf etwas Besseres eröffnen lassen.

Diese Worte der Vorrede versprechen weniger als die Schrift selbst in mancher Richtung geleistet hat, und es möchte Manchem das so bezeichnete Ziel als zu niedrig gesteckt erscheinen. Vielmehr aber ist diese Aussage ein Beweis, daß der Verfasser den Umfang der wissenschaftlichen Streitfrage übersah, bei welcher es zunächst darauf ankam, für den christlichen Bibelglauben in der ganzen Breite der Schlachtlinie die Positionen zu behaupten. Neue Lösungsversuche vorhandener Differenzen in den geschichtlichen Urkunden konnten hier nicht die Hauptsache sein, sondern es mußte sich die bisher geglaubte thatsächliche Zuverlässigkeit derselben in allen wesentlichen Stücken gegen Straußens Auflösungsversuche erweisen lassen oder die Widerlegung war nicht gelungen.

Da diese Schrift die ausführlichste theologische Schrift Hoffmanns geblieben ist, so viel er auch im Fortgang seines Lebens über Theologisches gedacht und literarische Arbeiten in dieser Richtung beabsichtigt hat, und da dieselbe auch im Wesentlichen den Stand bezeichnet, den seine theologische und christliche Ueberzeugung behauptet hat, so will ich wenigstens einige Hauptpunkte aus derselben hervorheben, um so mehr, als jener Gegensatz der auflösenden Kritik

und des Bibelglaubens noch in gleicher Schärfe vorhanden ist, wenn auch die wissenschaftliche Erörterung von der negativen Seite aus nicht durchweg von denselben Voraussetzungen ausgeht, wie seiner Zeit Strauß.

Die von Strauß behauptete Abgelebtheit der rationalistischen und der supranaturalistischen Ansichten in Betreff der biblischen Urkunden giebt Hoffmann Veranlassung, den Gang der Theologie zu überschauen und sich zu derjenigen gläubigen Theologie zu bekennen, welche die Ausgleichung über den streitenden Ansichten, statt wie bisher auf der Ebene zwischen ihnen, zu vollziehen sucht. — „Im Unterschiede von der vorigen Behandlung der biblischen Bücher wurde es der neuen Anschauung der Person und Geschichte Jesu wesentlich, der geschichtlichen Vermittlung, Vorbereitung und damit auch theilweisen Erklärbarkeit der Erscheinung Jesu, dem Zusammenhang seiner Person und Lehre mit den zu seiner Zeit vorliegenden historischen Fäden Platz zu geben. Nach ihr geht zwar das Ewige, wenn es zeitlich erscheint, durch eine dem gewöhnlichen Gang der Geschichte analoge Vermittlung hindurch, aber sein inneres Wesen als des Ewigen (wenn man will Uebernatürlichen) wird dadurch so wenig verwischt, daß vielmehr die Geschichte selbst außer ihrer rein menschlichen noch eine höhere Bedeutung und Werth erhält, daß sie durch dasselbe zur heiligen Geschichte verklärt wird. Solche heilige Geschichte der Profangeschichte, d. h. der gemeinen Geschichte der Welt gleichzustellen und aus ihr zu deuten, ist eine Verkehrtheit, vielmehr bietet jene allein den Schlüssel zum tieferen Verständniß der letzteren. Statt in der Erscheinung Jesu nur einzelnes Wunderbares, gleichsam ein Repertorium von Wundern zu suchen, erkennt sie nur Ein, aber ein Universalwunder in seinem ganzen Sein und Werden; sie sieht ein, daß er zeitlich *wurde*, was er ewig *ist* und *war*. Es stört sie nicht, daß er als der Fleischgewordene an den zeitlichen Bildungselementen sich entwickelte.... Sie denkt sich die Natur nicht als etwas dem Geiste so völlig Fremdes, daß es einer Durchbrechung und Störung bedürfte, wenn er in derselben sich thätig aussprechen will. Vielmehr findet sie das Wunder, wenn die Macht des Geistes in der Fülle hervortritt, wie sie in Jesu erschien, ganz *natürlich*, ja das Fehlen von Wundern ganz *undenkbar*. Sie begnügt sich nicht mit der Erklärung desselben aus dürftigen historischen Vor-

ausſetzungen und phyſikaliſchen Geſetzen und Zufälligkeiten, ſondern erklärt es natürlich aus der Macht des Geiſtes, der die tiefere Stufe des Seins, die Natur nothwendig beherrſcht, ſie läßt es ebenſowenig in ſeiner Einzigkeit und Unbegreiflichkeit als todten Stoff für den Glauben ſtehen, ſondern ſie erkennt ſeinen Zuſammenhang mit allem Thun und Lehren des Gottmenſchen. — Dies iſt denn eine Lehre und Behandlungsart der evangeliſchen Geſchichte, die ein nicht gar hellſichtiges Auge ſchon unterſcheiden kann von der rationaliſtiſchen wie von der ſupranaturaliſtiſchen der vergangenen Zeit. Sie iſt gläubig und wiſſenſchaftlich, in ihr iſt die alte Orthodoxie ihrem weſentlichen Gehalte nach ebenſowohl bewahrt, als um zwei Stufen fortgegangen. Der durch die göttlichen Anregungen in der Zeitgeſchichte wachſende religiöſe Geiſt ebenſo ſehr, als die Förderung der ſpeculativen Wiſſenſchaft haben ſie in dieſer Form zu Tage gebracht."

Der tiefſte Punkt des Gegenſatzes wird da berührt, wo die Behauptung von Strauß zur Sprache kommt. „Die Geſchichte kann als ſolche aufgegeben ſein, die darin ſymboliſirte Wahrheit bleibt, was ſie iſt. Genug, daß ſie in der Menſchheit einmal zum Bewußtſein gekommen. Fort alſo mit der Schaale, worein dieſer Kern gehüllt war!" Was iſt der Kern des chriſtlichen Glaubens? — das iſt in der That die Kernfrage in dieſem Streit, ſofern auch der Gegner behauptet, nicht das Chriſtenthum mit ſeinem kritiſchen Verfahren zu negiren.

„Nicht die Wunder, nicht die Sittenlehre, nicht die in der Geſchichte Jeſu dargeſtellten Ideen ſind der Kern des Evangeliums," erwiedert Hoffmann, „vielmehr iſt die ganze Vergleichung mit Kern und Schale unrichtig; alle jene Seiten der evangeliſchen Geſchichte ſind gleich unentbehrlich. Die ewigen Ideen tragen die Geſchichte nicht als ihre Schaale um ſich, ſie ſind vielmehr, wenn man vergleichen will, die Seele, deren Leib dieſe bildet. Wie der Leib ohne die Seele ein Leichnam, ſo iſt die Seele ohne Leib ein bleicher markloſer Schatten. Gerade die hiſtoriſch verwirklichten, nicht blos ſymboliſch dargeſtellten Ideen bilden das Weſen und den inneren Beſtand der chriſtlichen Lehre."

Ich hebe noch einmal dieſen Kernpunkt heraus, da, wo Hoffmann im weiteren Verlauf als Abſchluß der von ihm der Straußiſchen Darlegung gegenüber entworfenen Entwicklung der falſchen und

wahren Religion und der Stellung des Mythus in ihr zu dem Abschluß kommt. „Nach den bisher gewonnenen Resultaten erlaubt uns das richtige Verständniß des Heidenthums und der religiösen Entwicklung der Menschheit überhaupt durchaus nicht, Mythen im Alten oder Neuen Testamente zuzugeben. . . . Gerade nur die Angst vor der concreten Gestaltung der Geschichte und die Verzweiflung daran, seine eigenen oder von Andern angeeigneten Gedanken mit ihr zusammenreimen zu können, ist von jeher die Quelle eines Verfahrens gewesen, wie „das kritische Leben Jesu“ ihm seinen Ursprung verdankt. Wenn wir von Erzeugung der Thatsachen durch die Idee sprechen, so verstehen wir unter letzterer freilich nicht jeden noch so lebenswarmen Widerschein der durch die ganze Weltgeschichte hindurchgehenden göttlichen Idee, nicht jede individuelle und subjective Form des Volksgeistes, sondern eben jenen Weltgeschichtsgedanken Gottes selbst, wie er im Christenthum eine eigentlich centrale Verwirklichung hat. Das eben macht den bedeutenden Unterschied göttlicher Gedanken und blos menschlicher, zeitlicher Vorstellungen und Ideen, daß jene nicht in bloßen Mythen und Erzählungen, sondern in concreter Realität, in Thatsachen sich aussprechen.“

Es kann hier nicht der Ort sein, mehr ins Einzelne verfolgen zu wollen, wie besonders in dem Schlußabschnitt und sonst an vielen Stellen darauf hingewiesen wird, in welches Chaos sittlicher Widersprüche die Ursprünge des Christenthums durch Straußens Kritische Voraussetzungen über dieselben zurückgeworfen werden, welche größten Räthsel der Entstehung ungelöst bleiben, und wie „jener Hegelsche Schlüssel der ganzen Lehre von Christus, daß Alles, was die Kirche Christo zuschreibt, der Menschheit zukomme, der Menschheit jedoch nur in ihrem Gesammtumfang, welcher ein dem Einzelnen unerkennbarer bleibt“ uns aus dem klaren Gebiete historischer Bestimmtheit hinauswirft in ein nebelhaft unsicheres Gebiet nicht des Begriffs, sondern der nie völlig bestimmten Vorstellung, wo das Gemüth steuerlos wie auf weitem Meere umherirrt. — „Weicht einmal die sinnliche Geschichte vor dem Geiste zurück, so hat er seinen Haltpunkt verloren und keine geschichtlose Speculation wird ihm denselben wieder schaffen.“

Da Strauß selbst auf die historischen Einzelnachweise seiner Kritik das größere Gewicht gelegt wissen wollte und sich dahin

ausspricht, daß, wenn es in der Spezialkritik gelingt, die Wirklichkeit von Mythen im Neuen Testamente nachzuweisen, die vorläufige Aufzeichnung ihrer Möglichkeit, zu etwas Ueberflüssigem herabsinkt, so folgte ihm die Prüfung auch auf dieses Gebiet. Es waren unter den zahlreichen Widerlegungsschriften die wenigeren, welche dieses Detail im Ganzen zu bearbeiten unternahmen.

Manche eigene und originelle Auffassung einzelner Parthien der evangelischen Geschichtserzählung wird hier beigefügt, ohne aber darauf das Gewicht der Widerlegung beruhen zu lassen.

Andrerseits scheute sich Hoffmann nicht, noch ungelöste Schwierigkeiten, oder auch nicht auszugleichende Disharmonien der Berichte anzuerkennen und je und je ein non liquet auszusprechen.

Das Resultat bei jedem einzelnen historischen Abschnitt des Lebens Jesu ist das, daß die Geschichte sich durchaus gegen die mythische Behandlung sträubt und dagegen die historische Auffassung derselben keinen wesentlichen Schwierigkeiten begegnet.

Es sei nur noch auf jenen Hauptpunkt hingewiesen, den Strauß in den Worten zum Ausdruck bringt: „Wer diese Ansicht von dem Hintergrunde des messianischen Planes Jesu bloß deßwegen scheut, weil er durch dieselbe Jesum zum Schwärmer zu machen glaubt, der bedenke, wie genau diese Hoffnungen den langgehegten Messiasbegriffen der Juden entsprachen und wie leicht auf dem supranaturalistischen Boden jener Zeit und in dem abgeschlossenen Kreise der jüdischen Nation eine für sich abenteuerliche Vorstellung, wenn sie nur Nationalvorstellung war und sonst wahre und großartige Seiten bot, auch einen besonnenen Mann in sich hineinziehen konnte. — „Hiemit ist," erwidert Hoffmann, „die historische Grundlage, welche der Kritiker von vorn herein noch übrig zu lassen schien, völlig untergraben und der messianische Eindruck, welchen die Person Jesu machte, dieser alles vermögende Hebel der Mythenhypothese, hat zu seinem Unterstützungspunkte einen armseligen Selbstbetrug erhalten."

In Straußen's Leben Jesu sind besonders die kritischen Analysen der ihm vorliegenden theologischen Erklärungsversuche oft glänzend, die Art, wie er „eine Ansicht durch die andere aufreibt," die verschiedenen Standpunkte contrastirt, um sie so zu neutralisiren und seine Tendenz als die nothwendige Lösung oder vielmehr Auflösung erscheinen zu lassen, machen nicht selten den Eindruck

einer überlegenen Virtuosität, aber an der schlichten Einfalt der evangelischen Erzählung selbst wird seine Kunst zu Schanden und vermag nicht wie jene den Eindruck innerer Wahrheit zu machen, an der inneren Einheit und ungetrübten Wahrheit der Person Jesu und gegenüber der innerlich wahrhaften lebendigen Verbindung der Jüngerschaft der Gemeinde mit ihrem auferstandenen Haupt, von dem sie zeugt, konnte der Versuch nicht gelingen, diesen festen Zusammenhang in ein nebelhaftes, aus Wahrheit und Dichtung gemischtes Gebilde aufzulösen.

Dieses zu zeigen war auch das Wesentliche der Aufgabe, die Hoffmann sich gestellt, und welche er mit Absicht in so beschränkter Fassung ausgesprochen.

Seine Schrift fand damals bei Gleichgesinnten, wie z. B. in dem Urtheile Tholucks gebührende Anerkennung, nur daß die Beurtheilung dasselbe andeutete, was auch Hoffmanns Freunde urtheilten, daß Nichttheologen, für welche dieselbe mitberechnet war, in das gelehrte Detail, welches sie darbietet, schwerlich werden folgen wollen. Daran mochte zum Theil die Eile schuld sein, mit welcher in Mitten des Dranges anderer Arbeit diese Schrift eines reichgedrängten Inhalts, die zuerst heftweise erschien, von ihm fertig gestellt werden mußte, so daß, wie sein damaliger Vicar Völter erzählt, der Bote, der das Manuscript nach Stuttgart mitnehmen sollte, oft wartete, bis der betreffende Bogen vollends fertig geschrieben war. Denn eine auch für den Laien zugänglichere Darstellung hätte jedenfalls eine sich weiter ergehende, weniger voraussetzende Breite der Behandlung erfordert.

Strauß selbst spricht sich in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Lebens Jesu über diese Schrift, über die Sucht, dem Gegner überall gar nichts gelten zu lassen, gereizt und mißmuthig aus und weist darauf hin, daß er die Entgegnungen bald zu erwiedern hoffe. In seinen hernach erschienenen Streitschriften zur Vertheidigung seines Lebens Jesu ist jedoch auf Hoffmanns Antikritik nur sehr sporadisch Rücksicht genommen, obwohl er ihr das Zugeständniß nicht versagte, daß er aus derselben Manches gelernt habe.

So gingen die fünf Jahre in Winnenden in reicher Arbeit dahin, durch verschiedene vorläufige Anfragen von Altenburg, von Marburg, von dem fernen Dorpat, die Hoffmann für einen theo-

logiſchen Lehrſtuhl oder ein geiſtliches Amt gewinnen ſollten, nicht ernſtlich unterbrochen, als von Baſel der Ruf an ihn erging, das durch Blumhardts Tod verwaiſte Inſpectorat der dortigen Miſſionsgeſellſchaft auf ſich zu nehmen. Dieſe Anfrage traf ihn in einer Zeit, da er allerdings ſelbſt auch den Gedanken eines Wechſels gehegt hatte, um ſich einen minder aufreibenden Wirkungskreis zu ſuchen. Dieſe Ausſicht eröffnete die Leitung der Miſſionsgeſellſchaft ſicherlich nicht. Der Schritt aus dem heimathlichen Württemberg in das damals noch drei Tagereiſen von Stuttgart entfernte Baſel war ein großer, und ſo vertraut ihm auch die heilige Sache der Heidenmiſſion war, deren erſte Eindrücke ihm in früher Jugend im väterlichen Hauſe geworden waren, ſo dachte er doch am wenigſten an ein Wirken in dieſem Gebiet, und am allerwenigſten an Baſel. Die herzlich ernſte Anſprache Seitens der Basler Comitee, welche ſich vorher zweimal vergeblich an Dr. Barth in Calw gewandt hatte, von dieſem zweimal auf Hoffmann hingewieſen war, die Worte: „Nach einem mit Einſtimmigkeit im Aufblick auf den Herrn gefaßten Beſchluſſe berufen wir Sie in Seinem Namen zu einem Inſpector der hieſigen evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft“ — entwaffneten ſeinen anfänglichen Widerſtand. „Es war merkwürdig,“ ſagt er ſelbſt, „daß Alle, auf deren Stimme ich in dieſer Sache zu hören hatte, Eltern, Freunde, Vorgeſetzte in dem Einen Gefühl zuſammenſtimmten: Du ſollſt gehen! während vorher ſchon bei verſchiedenen Berufungen ins Ausland immer irgend eine gewichtige Stimme oder ein nicht zu überſehender Umſtand für das Bleiben entſchieden hatte.

Im Frühling des Jahres 1839 fuhr die Familie des Helfers, die Eltern und drei Kinder gemächlich in einer großen Kutſche durch die Breite des Württemberger Landes und über den Schwarzwald der Schweizerſtadt zu, eine Reiſe im alten Stil, welche die Wendung im Leben ſchon durch ihre mehrtägige Dauer fühlbar machte, und die noch in den dunkelſten Umriſſen in der Erinnerung des Schreibers dieſer Zeilen haftet.

Der Missionsmann.

Im Mai 1839 trat Hoffmann in das neue und große Amt ein, welchem er elf Jahre seines kräftigsten Manneslebens gewidmet hat, und welches man, obwohl ihm noch eine Reihe von Jahren umfassenden Wirkens in kirchlich bedeutenden Amtsstellungen folgte, als die reichste Zeit seines irdischen Wirkens im Weinberge des Herrn bezeichnen möchte. „Das Amt eines Missionsinspectors," so schreibt er selbst im Rückblick auf die elf Jahre in der Mission, „ist das herrlichste, was ich bekleidet habe und je bekleiden werde," und er hat dieses Urtheil nie zurückgenommen. So lange innerhalb Deutschlands die Mission an vielen Orten nur von einem kleinen Kreise gläubiger Christen als ein wesentlicher Theil des Christenberufs erkannt wird, so lange wird auch die auf diesen Zweck gerichtete Arbeit Vielen nur als ein auf der Seite liegendes Nebenwerk oder gar als ein bedenkliches und zweifelhaftes Unternehmen erscheinen. In manche christliche Familie klingt noch bis auf diesen Tag die Kunde von der Mission nur wie etwas Fremdes und Abenteuerliches herein. Und doch ist darin seit fünfzig Jahren schon ein mächtiger Umschwung zum Besseren geschehen. Wie anders sah es noch aus in Hoffmanns Jugendzeit. Nur die altbewährte Brüdergemeinde und Jänicke's Missionsinstitut in Berlin konnten da und dort die Blicke der evangelischen Christenheit auf die Heidenwelt richten und es waren nur die Blicke eng geschlossener kleiner Gemeinschaften. Noch Schleiermacher, selbst doch in der Brüdergemeinde, dem alten Missionsheerd, aufgewachsen, erkannte zwar den allgemeinen Missionsberuf der Christenheit an, kam aber in seiner theoretischen Entwicklung der Sache zu dem Schluß, „daß nur die Kirchengemeinschaften in den Seestaaten, nicht die mittelländischen zur Organisation großer Missionsanstalten geeignet seien, und wir unseres Orts uns bei der Stellung, die jetzt noch die verschiedenen Kirchengemeinschaften gegen einander einnehmen, an der Ausbreitung des Christenthums nach dem Gesetze der Continuität (also innerhalb eines bereits dargebotenen Zusammenhangs) genügen lassen müssen."

Hoffmann hatte schon von früher Jugend an andere Eindrücke empfangen. Die württembergischen „Frommen" waren von Anfang

an die Träger und Förderer des Missionswerkes geworden, jemehr die Mission in Basel, deren Gründung im Jahre 1816 ja selbst von Württembergern ausgegangen war, die Blicke der in der Zeit ihrer Stiftung so sehnsüchtig und bewegt nach den letzten großen Entwicklungen des Reiches Gottes ausschauenden Gläubigen auf sich zog. Im väterlichen Hause vor Allem herrschte jener weitherzige Reichsgottessinn, der an Allem lebhaften Antheil nahm, was für den Bau dieses Reiches auf Erden als wichtig erkannt wurde.

„Die Missionssache war mir von Kind auf eine heilige gewesen," schreibt Hoffmann, „indem mein seliger Vater, damals in Leonberg, nachher an der Spitze der von ihm gegründeten Gemeinde Kornthal, dieselbe mit der ihm eigenen feurigen Begeisterung längst ergriffen hatte und betrieb, und mein elterliches Haus in Leonberg, in welchem noch die Familie Josenhans wohnte, deren Kind mein Kollege und jetziger Amtsnachfolger Inspektor Josenhans ist, eine rechte Missionsheimath war. Nicht nur war in demselben der erste eigentliche Hülfsverein in Württemberg für die neu entstandene Anstalt zu Basel von unsern beiden Vätern gegründet worden, nicht nur hörte ich schon in meinen Knabenjahren die schriftlichen Nachrichten vorlesen, und sah mit geheimnißvollem Gefühl der Ehrfurcht die gelb umschlagenen Hefte des Magazins anlangen, die ich nachher selbst dreizehn Jahre lang herausgab, sondern ich hatte oftmals die Freude, Zöglinge der Missionsanstalt bei ihren Familienbesuchen im elterlichen Hause zu erblicken, oder Jünglinge aus dem Kreise meiner Heimath sich zum Eintritt in die Anstalt vorbereiten zu sehen.

Hörte ich auch in der Schule, wie es damals stand, nie ein Wort von der Mission, so daß mir diese, die dennoch da war, so recht als eine der Welt fremde heilige Sache erschien, vergaß ich auch selbst dieß Gefühl, als mich in den Seminarien zu Schönthal und Tübingen gar keine oder nur flüchtige Kunde davon erreichte, so blieb mir doch die Mission mit den süßesten Jugenderinnerungen verwachsen, und es war mir ein heimathlicher Hauch, der mich in den späteren Mannesjahren jedesmal anwehte, wenn ich ein Missionsblatt in die Hand nahm:"

„Erst als ich bei einem höchst würdigen mir Zeitlebens und auch für die Ewigkeit noch theuren Manne, dem längst entschlafenen Pfarrer Nonnenmacher zu Heumaden als Vikar eintrat,

kam ich dieser mir so jugendlichen Sache des Reiches Gottes wieder näher. Ich las Missionsschriften und hatte in den Häusern zweier theuern, vielgekannten aber in weiterem Kreise, weil sie still wirkten, weniger genannten Männer zu Stuttgart, der seligen Väter Häring und Enslin und im Umgang mit meinem edlen Vater, dem Stadtpfarrer Dann Gelegenheit, den warmen Herzpuls der Mission zu fühlen und selbst inniger von ihr ergriffen zu werden. — Eine Anknüpfung für mein eigenes Missionsinteresse hatte mir bis dahin die besondere Neigung zu ethnographischen Studien gegeben. Ich las, wenn auch mit Mühe, etwas in morgenländischen Sprachen, unter denen mich besonders Sanscrit um der indischen Religionsbücher willen angenehm beschäftigte, ich erfaßte die Geschichte des Heidenthums mit lebhafter Wärme und seine erste Entstehung wie der Stufengang abwärts, durch den endlich das wurde, was der Missionar jetzt vor sich hat, zog meinen jugendlichen Forschungsgeist aufs stärkte an. Es ist begreiflich, daß mir neben den Werken ausgezeichneter Reisender die Berichte der Sendboten des Evangeliums als Quellen dienten und ich auch dadurch mich mehr in die Mission hinein lebte." Desgleichen erwähnt er die in ihm immer stärker entwickelte Neigung füc die Erdkunde. „Alle diese Impulse liefen mir selbst unbewußt, zuletzt in einer Hinneigung zum Missionswesen zusammen, die es mir noch heute unbegreiflich macht, daß ich einen Antrag des seligen Blumhardt, als Lehrer in das Missionshaus zu Basel einzutreten, der sehr dringend gefaßt war, auf fast wehthuende Weise zurückwies. Ich hatte nämlich zugleich mit einer herzlichen Missionsliebe ein bedeutendes Vorurtheil gegen das Missionshaus in Basel in mir ausgebildet, das theils in einer gewissen gleichförmigen Art sich geistig und sogar physisch zu halten und zu bewegen herrührte, die ich an seinen Zöglingen bei gelegentlichem Zusammentreffen wahrgenommen zu haben glaubte, theils in der (nach meinem damaligen Urtheil) mehr oberflächlichen als gründlichen wissenschaftlichen Ausrüstung derselben seinen Grund hatte, die meinem noch so überwiegend theoretischen Wesen nicht zusagte."

Als Hoffmann nach Winnenden kam, war die Theilnahme an der Heidenmission in Württemberg schon im Fluß. Sein ältester Freund Blumhardt war als Lehrer an die Missionsschule zu Basel gegangen, er selbst war in Winnenden durch Missionsstunden, die er

sowohl in der Kirche als vor einem engeren Kreis im Hause hielt, für diese Sache in rege Thätigkeit getreten. — Dieß alles waren sichtbare göttliche Hinleitungen zu dem Beruf, zu dessen entschiedener Wahl, als die Anfrage an ihn kam, alles zusammengestimmt hatte.

In besonderer Weise war er aber auch nach seiner ganzen Individualität und seinen geistigen Anlagen zubereitet für dieses damals innerhalb der deutschen evangelischen Kirche noch recht vereinzelte Amt. Die Macht persönlicher Auctorität mit einer freilassenden Weitherzigkeit gepaart, ohne Neigung sich bis ins Kleine geltend zu machen, ohne Anflug pedantischer Strenge, ein Charakterzug, den man ein Erbstück des Vaters nennen könnte, war für die persönliche Leitung der Missionsschule wie der Missionare draußen was man bedurfte; eine früh entwickelte Sicherheit und Gewandtheit im Umgang mit Menschen verschiedenster Art machte ihn zum geeigneten Vertreter des viel angefochtenen und auf Erweckung persönlicher Theilnahme mit seinem ganzen Bestande ruhenden Werks. Sein praktischer Sinn führte zu so manchem glücklichen Griff bei der durch beständige Versuche fortschreitenden oft mit so fernen und fremdartigen Verhältnissen kämpfenden Arbeit, welche nicht, wie so manche heimische kirchliche Thätigkeit den Marksteinen einer durch Geschlechter bewährten Tradition folgen konnte. Seine feurige Phantasie, die angeborene Neigung zu großartigen Entwürfen, eine Anlage, die schon für manchen Missionsarbeiter gefährlich geworden ist, machte sich nur als immer lebendige Triebkraft des Wirkens geltend, weil er nicht über das Erreichbare hinwegsah.

Acht bis neun Wochen war Hoffmann in Basel, als er bei dem jährlichen Missionsfest auch bei der dabei sich versammelnden größeren Missionsgemeinde von dem Präsidenten Pf. Laroche eingeführt wurde. Schon da konnte Barth mit Freuden berichten, wie er sich überzeugt habe, daß der neue Inspector in den wenigen Wochen seit seinem Eintritt ins Missionshaus schon völlig eingearbeitet sei. „An den Herzen aller Brüder", so schrieb einer der Festgäste, „ist der liebe Hoffmann legitimirt, und alle freuen sich mit Dank gegen Gott, ihn an diesem wichtigen Posten zu sehen, auf den er durch augenscheinliche Leitung des Herrn gekommen ist."

Mit feiner Hand hat einer der bewährtesten Arbeiter der Basler Mission Ostertag in seiner Geschichte der Entstehung derselben die göttlichen Führungen und Zusammenfügungen vor Augen gelegt,

aus welchen dieser fruchtbare Mittelpunkt erwuchs. Den ersten Keim hatte die deutsche Christenthumsgesellschaft gelegt. Durch das Zusammenwirken einiger von heiliger Liebe getriebener, für die Ausbreitung des Reiches Gottes begeisterter Männer, war diese Missionsgesellschaft, nach der Hallischen und der Brüdergemeindemission die erste selbständige für das evangelische deutsche Volk, entstanden. Württemberger und Schweizer reichten sich bei der Gründung die Hand. Spittler, aus der Schreibstube seiner württembergischen Heimath in den Dienst der Christenthumsgesellschaft in Basel übergegangen, faßte den ersten Gedanken, Candidat Steinkopf trat hinzu, und diese Beiden wurden die Urheber des Planes, in Basel eine Missionsgesellschaft zur Bekehrung der Heiden zu stiften, setzten denselben in Verbindung mit gleichgesinnten Basler Brüdern ins Werk und riefen den mit ihnen in einem Geist verbundenen Pfarrer Blumhardt an die Spitze. Kirchlichen Behörden war damals ein solches Unternehmen noch so fremd, daß Blumhardt bei dem Austritt aus seinem württembergischen Pfarramt als einzige Vergünstigung erlangen konnte, die spätere Rückkehr in die Heimath solle ihm nicht verwehrt werden. Zu einer möglichen Rückkehr in ein heimisches Amt wurde jede Zusage abgelehnt.

Das Ganze entstand als ein freies Werk evangelischer Christen und erwuchs aus einem Geist des Glaubens, der damals nur in kleinen Kreisen erwacht aber durch keine politischen Grenzen und kirchliche Sonderung getheilt war, sondern mit allen Jüngern Jesu sich verbunden wußte. Dieses Gepräge eines umfassenden weiten Christensinnes fand auch in der nicht sowohl absichtlich getroffenen als durch die Umstände jener Zeit selbst gebotenen Wahl des Ortes seinen Ausdruck. Die evangelische Schweiz und das evangelische Deutschland verknüpften sich im Missionswerke, Lutheraner und Reformirte wirkten einträchtig zusammen, neben Württemberg als dem wahren Stammland dieser Mission wurde nicht nur Baden sondern auch das französische Elsaß mit der Zeit herangezogen. Die Evangelischen französischer Zunge in der Schweiz und zum Theil auch in Frankreich, wandten sich diesem neuen Mittelpunkt mithelfend zu, und mit England, welches in der Wiederaufnahme des Missionsberufs abermals am Anfang des Jahrhunderts wie in alten Zeiten großartig vorangegangen war, bestand von Anfang an eine enge Verbindung. Dieser Geist, in dem die Anstalt

gepflanzt ward, ist derselben als ein segensreiches Erbtheil bis heute geblieben, und wenn Hoffmann, wie er selbst bekennt, früher Vorurtheile gegen dieselbe genährt hatte, so lagen sie sicherlich nicht auf dieser Seite. Denn diese christliche Weitherzigkeit war ganz nach seinem wie nach des Vaters Sinn.

Als Hoffmann in Basel eintrat, hatte die Missionsanstalt längst die erste Stufe einer bloßen Missionsschule, welche die Zöglinge für aussendende Missionsgesellschaften vorbildete und an solche abgab, überschritten. Es war zuerst 1820 eine Mission auf russischem Gebiet an den Ufern des kaspischen Meeres in Transkaukasien mit dem Blick auf die weiter südwärts und ostwärts liegenden muhammedanischen Länder unternommen worden, aber durch Verbot des seinem Vorgänger so ungleichen Kaisers Nicolaus nach einigen Jahren sistirt, eine Mission in Persien ward vorübergehend unterhalten. In Africa war die dänische Goldküste von Baseler Missionaren betreten, die aber fast alle rasch nach einander dem mörderischen Klima zum Opfer fielen. Nachdem im Jahre 1833 in Indien der Eintritt auch nicht englischer Missionare auf englischem Colonialgebiet gestattet worden, standen seit 1834 dort dreizehn Sendboten auf drei Stationen unter dem canaresischen Volk und die Begründung einer Mission in Bengalen wurde in Folge der Aufmunterung durch englische Erfolge von zwei vorher in Persien thätigen Missionaren Pfander und Kreiß versucht.

Weiter noch war der Kreis der von Basel ausgegangenen im Dienste anderer Gesellschaften wirkenden Arbeiter, welche durch regelmäßige Berichte mit der Pflanzschule in treuer und enger Verbindung blieben. In Abessynien hatte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft die ersten bahnbrechenden Versuche in deutsche Hände gelegt, in Neu-Holland mühten sich solche auf dem am wenigsten versprechenden Arbeitsfeld an den auf der niedrigsten Stufe stehenden Eingeborenen. Ein Basler stand in holländischem Dienst seit Jahren zäh und einsam auf einer der Molukkeninseln, eine größere Anzahl sammelte in verschiedenen Gegenden der nordamericanischen Freistaaten die nach Gottes Wort verlangenden und die ihm entfremdeten deutschen Ansiedler. So manche ferne Länder, welche Hoffmann durch seine erdkundlichen Studien schon seiner Anschauung näher gezogen hatte, boten nun Stätten der Arbeit da, für die er leitend und sorgend mit einzutreten hatte.

Vor allem aber erforderte die Leitung des durch Blumhardts Tod so fühlbar verwaisten Missionshauses seine erste kräftig eingreifende und ausfüllende Arbeit. Die zwei theologischen Lehrer des Hauses Ostertag und Staudt hatten, noch unterstützt von dem für das Missionsfeld in Indien bestimmten Candidaten Weigle, den Unterricht fortgeführt, und der Erstgenannte in Verbindung mit einem Ausschuß der Comitee die interimistische Führung der Inspectoratsgeschäfte übernommen. Ein zweiter Todesfall, der des bewährten Oeconomen des Hauses Büchelen, legte dem Neuangekommenen und seiner Gattin nun auch noch die große Last der ökonomischen Verwaltung des umfangreichen Hauswesens auf, welche dieselben acht Jahre lang getragen haben.

Man macht wohl am meisten bei solchen Anstalten, welche der höchsten und heiligsten Bestimmung entgegenzubilden unternehmen, bei welchen man die Voraussetzung hegt, in einer Gemeinschaft von lauter entschieden gläubigen Christen zu sein, die Erfahrung, daß die Wirklichkeit hinter idealen Vorstellungen zurückbleibt. Es ist dieß natürlich, weil gerade die Tüchtigsten sich so selten geradlinig und ohne Anstöße entwickeln, und weil hier die Leitung nicht nur auf Entwicklung der geistigen Fähigkeiten sondern auf die innerliche Bewährung des ganzen Menschen beständig gerichtet sein muß. Es wird darum nicht Wunder nehmen, wenn Hoffmann von der durch den edlen Vorgänger so ernst und treu geleiteten Missionsschule sagt, der genauer erkannte Stand derselben habe seinen Idealen nicht entsprochen. Der äußere und innere Gang hatte nach Blumhardts Tode nicht seine gewohnte ruhige und stille Entwicklung einhalten können. Manche Verbesserungen waren bis auf den Eintritt des erwarteten Inspectors verschoben worden, und gerade in der inneren Leitung der ihm anvertrauten Anstalt hatte er daher theils in verlassene Geleise wieder einzulenken, theils neue Wege zu bahnen.

Der Geist, der im Ganzen in den Zöglingen damals waltete, gefiel ihm nicht und manche Einrichtungen sprachen ihn ungünstig an, wenn er auch die ganze Anlage und Grundrichtung der von Blumhardt getroffenen und bis dahin beibehaltenen Ordnungen vortrefflich fand. Nicht wenig half ihm zum raschen Einleben gerade dieser dringende Nothstand und das durch die ganze Anstalt gehende Gefühl, daß feste Leitung und Erneurung ein hohes Bedürfniß sei.

Die Forderung, in die Missionsanstalt nur solche aufzunehmen, welche durch wahrhaft gläubigen Sinn für den Beruf, als Sendboten unter die Heiden zu gehen, die erste unerläßliche Bedingung erfüllen, traf trotz der sorgfältigsten Prüfung nicht bei jedem Einzelnen zu, es konnte oft gerade bei den aus frommen Gemeinschaften hervorgewachsenen Jünglingen am ehesten eine zeitweilige Täuschung darüber sich behaupten, und auch bei den Gereiftesten war nun in Basel zuerst die Probe zu machen, ob dieselben dem bedeutenden Maß ungewohnter geistiger Arbeit, das in wenig Jahren zu bewältigen war, sich würden gewachsen zeigen. Jünglinge, die zum Theil in ihrer eigenthümlichen geistigen und religiösen Entwicklung schon zu einer gewissen inneren Bestimmtheit gekommen waren, denen aber doch noch so Vieles fehlte, waren nicht eben leicht zu leiten. Ein starker und zäher Charakter, diese wesentlichen Eigenschaften des Missionars, zeigte, wo er schon als Naturanlage frühzeitig ausgebildet war, auch seine Ecken und Kanten, und wo er fehlte, sollte er im Ernst des gottgeheiligten Wandels und tüchtiger Arbeit sich bilden. Und wie oft tritt wieder bei früh bewegtem innerem Leben neben der geweckten geistigen Empfänglichkeit auch die gesteigerte Empfindlichkeit hervor, wie oft eilt in der geistigen Erneuerung des Menschen das Gefühl der Ausbildung und Kräftigung des Willens und des Verstandes einseitig voran, der für die Arbeit im Weinberg des Herrn begeisterte Neuling fühlt sich erkältet, ermüdet von den Schwierigkeiten, die ihm schon die Erwerbung der geistigen Mittel, die Aneignung der vielfältigen Kenntnisse bereiten. — Diese verschiedenen Bewegungen, die beständig in einem solchen geistig arbeitenden Verein vor sich gehen, hatten, wenn auch kurze Zeit, so doch schon zu lange einer einheitlich und persönlich leitenden Kraft entbehrt, so daß sie zu einer Strömung zusammengehen wollten, welcher sich entgegen zu stemmen Hoffmann gerade im Anfang seiner Amtsführung gedrungen war. Er mußte sich seine Stellung den Geleiteten gegenüber zum Theil erst erobern, indem er den Zöglingen ihre eigene richtig wieder gewinnen half und die Neigung Vieler, auch die Leitung des Hauses als eine gemeinsame Angelegenheit zu betrachten, die sich in der Zeit, wo die Zöglinge sich in manchen Dingen hatten selber helfen müssen, herausgebildet hatte, wieder in gesunde Schranken zurückweisen. Deputationen, welche Aufschluß begehrten, warum sie für den Missionsberuf sich mit den

schweren Formen der lateinischen und griechischen Sprache befassen sollten, mußten von ihm belehrt werden, und mancher edle Streiter auf dem Missionsfeld hat dem Inspector, der in der That damals keinen leichten Stand hatte, nachher sein festes Entgegentreten gedankt. Er erzählte selbst, wie er einmal stundenlang sich gemüht, einen Zögling, der sich mit der Ordnung und den Anforderungen des Unterrichts nicht zurecht finden wollte, seines Unrechts freundlich zu überführen. — Als dieß Alles vergeblich war, zog der Inspector seine Uhr und stellte ihm die Wahl, sich binnen einer halben Stunde zu fügen, oder seine Entlassung zu gewärtigen. Er gehorchte und bekannte hernach, ein solches Entgegentreten allein sei es gewesen, was ihm gefehlt habe, um ihn von seinem selbstischen Besserwissenwollen zu befreien.

Jedoch dieses feste in die Zügel Greifen, wenn es Hoffmann auch wohl verstand, war nur vorübergehend erforderlich und bezeichnet sicherlich nicht die vorherrschende Weise seines Verkehrs mit den Missionsschülern, derer Gemeinschaft und Leitung ihm Zeitlebens zu den theuersten Erinnerungen gehörte. Seine persönlich gewinnende Art, die Freiheit und der Reichthum seines geistigen Herausgebens fesselte zu jeder Zeit die Geister und Herzen. Wenn er an der lang gestreckten Missionstafel saß, ihm zunächst die Lehrer des Hauses, dann in langer Reihe auf beiden Seiten die „Brüder," sagte er nicht nur immer aus dem Gedächtniß die Liederverse vor, welche vor dem Essen gesungen wurden, sondern wußte auch durch sein lebendig anziehendes Wort die Geister zu sammeln. Wie der Vater breitete er gerne Heiterkeit um sich her und ging lieber und leichter in der Offenherzigkeit zu weit, als in bedachtem Ansichhalten. So gewann er nicht nur die geistige Autorität, sondern auch treue Anhänglichkeit und herzliche Liebe der Lehrer und Schüler. — Am frischesten sprudelte jene frei sich ergehende geistige Lebendigkeit, wenn er in der Mitte der Schaar, die das Missionshaus am alten Stadtgraben entsendete, auch in der Gestalt eines Hauptes höher als die ihn Umgebenden, hinauszog nach den Höhen des Schwarzwalds oder in den Schweizer Jura. Geographie und Gesteinskunde wurde da praktisch getrieben, das eine Mal die Höhe des Schwarzwaldblauen barometrisch gemessen, das andere Mal nach dem Weißenstein zu die versteinerungsreiche Juraformation durch Anschauung kennen gelernt. Immer waren solche

Ausflüge durch Mittheilsamkeit und freien Verkehr mit den Menschen reich an erquicklichen Erlebnissen.

Wie er es verstand, den künftigen Missionaren gerade durch aufrichtige Aufschließung als Seelsorger nahe zu treten und ihnen den Muth zu heben, davon hat der alte Freund Blumhardt eine liebliche Erinnerung aufbewahrt.

Ein Missionszögling kam zu ihm, der ihm aus großer Bangigkeit des Herzens heraus erklärte, daß er sich unfähig fühlte, alles das zu lernen, was gefordert werde, weil ihm der Muth dazu fehle: denn er fühle sich ganz unwürdig des großen Berufs, zu dem er erzogen werden solle; er könne, seine ganze Untüchtigkeit erkennend, nicht mehr anders, als um seine Entlassung bitten. Der Zögling war dem Inspector nicht gerade als ein solcher bekannt, aus dem nichts zu machen wäre, und es lag ihm daran, ihn dem Missionsdienst zu erhalten. Er sagte bewegt zu ihm: das freut mich, daß ich im Hause noch einen habe, dem es gerade so ergeht, wie mir. Mich wandelt oft ein großer Kleinmuth an, weil ich meine große Unwürdigkeit und Untüchtigkeit fühle, Inspector einer so wichtigen Anstalt zu sein und oft tritt die Frage an mich heran, ob ich nicht meinen Abschied nehmen und einem Besseren das Amt überlassen solle. Ich fühle aber allemal wieder, daß es auch eine Aufechtung sein könne, der ich widerstehen müßte. Nun freut michs noch einen zu wissen, dem es ebenso geht. Ich meine aber, wir Beide solltens noch weiter auf den Herrn wagen. Solcher Zuspruch richtete auf und erhöhte auch bei den Andern, denen dieß bekannt wurde, Liebe und herzliches Zutrauen zu ihrem Leiter.

Einer der ersten Punkte, wo Hoffmann verändernd eingriff, war der Gang des Unterrichts in der Missionsanstalt.

Am Schluß seines elfjährigen Wirkens in Basel hat er in einem Abschiedswort: „Elf Jahre in der Mission," seine wichtigsten Wahrnehmungen, Erfahrungen und Urtheile über den Betrieb des Missionswerkes mit reichlichen Rückblicken in seine Arbeit in Basel niedergelegt. Für seine Berufsthätigkeit wenigstens besitzen wir dadurch eine Art Selbstbiographie dieser wichtigen Lebensepoche, welche ich hier nicht reproduciren will, da sie eben gedruckt vorliegt, die aber, noch in frischer Erinnerung geschrieben, für alle wesentlichen Punkte sein eigenes Urtheil giebt.

Hier hat er sich besonders eingehend über die Grundsätze des

Unterrichts in der Missionsanstalt ausgesprochen. Er war selbst, wie er versichert, mit Gedanken nach Basel gekommen, die der bestehenden Einrichtung nicht durchaus günstig waren. „Ich fand die gleiche durchschnittliche Bildung der Missionare, wie ich sie nur an Zöglingen der Basler Schule kannte, weder gründlich genug, noch, wenn man davon absehen wollte, so einfach wie ich sie wünschte.“ Aber die Erfahrung in der Mission selbst führte ihn dahin, daß er die seminaristische Ausbildung der Missionare in einer geschlossenen, diesem Zweck eigens gewidmeten Anstalt als die beste und allein durchführbare gegenüber anderen Versuchen und theoretischen Vorschlägen durchaus behauptete. „Diese Mischung,“ sagt er, „von jungen Männern aus dem Bauern- und Handwerksstand mit jungen Kaufleuten, Schullehrern, ehemaligen Gymnasiasten und akademischen Studirenden ist so übel nicht. Das praktische Element bleibt durch die Neigung der ersteren rege, sich sogleich in irgend einer Weise zu bethätigen und nicht bloß ein Leben des geistigen Empfangens zu führen. Die Einrichtung war und ist auch so frei, daß die Individualität durch dieselbe nicht verkrümmt und verkümmert werden kann, wenn nur nicht die straffe Persönlichkeit des Vorstehers oder des Lehrers wieder zum eisernen Gesetze macht, was nur als bewegliche Schranke und Einfassung gegeben ist.“

Dagegen fühlte er sich in Blick auf Gang und Plan des Unterrichts von Anfang zu bessernden Versuchen gedrängt.

Es ist gewiß eine Aufgabe von ganz besonderer und vielfältiger Schwierigkeit, für eine Missionsbildungsanstalt den richtigen Lehrgang zu finden. In solchen Lagen macht es sich fühlbar, daß das Werk der Mission Jahrhunderte lang geschlummert hat und nicht beständig mit der Kirche fortgegangen, sondern erst wieder als etwas Neues und Vereinzeltes aus ihr hervorgetreten ist, daß ihm keine durch Geschlechter vererbte, zusammenhängende Erfahrung zu Gebote steht, sondern nur Analogien aus anderen Zeiten und anderen Verhältnissen.

Ich muß aber darauf verzichten, in diesen umfangreichen Gegenstand hier einzugehen und die Grundsätze darzulegen, nach welchen der Unterricht umgestaltet wurde, um ihn nicht sowohl umfassender als gründlicher zu machen. Das Hauptmittel dafür war die Verlängerung des Lerncursus und scharfe Theilung desselben durch

Errichtung einer besonderen Voranstalt für die eigentliche Missionsschule.

Unter vielen und zum Theil widerwärtigen Schwierigkeiten kam diese Erweiterung zu Stande. Mit Waffen nicht nur zur Rechten sondern auch zur Linken, gegen Feinde und Freunde mußte sie erstritten und behauptet werden. Viele Missionsfreunde vorzüglich in Württemberg, deren Theilnahme das ganze Werk tragen half, kehrten gegen den Inspector den Vorwurf, daß er die Bildung der Zöglinge über das der Anstalt geziemende Maß hinauf zu schrauben trachte, und die Bedenken wurden laut, daß unter den gesteigerten Anforderungen ans Lernen die innere Lebendigkeit und Herzenswärme der Zöglinge Schaden leiden möchte, wogegen er darauf hinweisen durfte, daß gerade die Erweiterung wesentlich eine Erleichterung sei und nicht ein Mehr des Wissens, sondern eine größere Gründlichkeit die Frucht dieser neuen Einrichtung sein werde.

Es war daher nur um so schmerzlicher, als die Voranstalt im Jahre 1846, in der Nacht nach dem Jahresfeste, niederbrannte, nach dem sie noch nicht viel über ein Jahr bestanden hatte und auch der Leiter derselben, Tröscher, kurz darauf weggerafft wurde. Es fehlte nicht an Stimmen, die diese Heimsuchung als ein göttliches Zeichen gegen den Plan selbst deuten mochten, der aber nichts desto weniger festgehalten wurde, und sich je mehr je länger bewährt hat.

Hoffmann selbst nahm an dem Unterricht der Zöglinge einen sehr wesentlichen Antheil. Das System der christlichen Lehre wurde von ihm im Missionshause vorgetragen. Die umfangreiche schriftliche Ausarbeitung derselben, welcher gerade das Bestreben zu Gute kommt, allgemein verständlich auch die wichtigsten und schwierigsten Probleme zu behandeln, ist eine von seinen grundlegenden theologischen Arbeiten. Eine Reihe seiner charakteristischen theologischen Anschauungen, auf welche ich an einem andern Ort werde zu sprechen kommen, liegen hier zuerst entwickelt vor.

Besonders willkommen aber mußte es ihm sein, ein Gebiet, dem er wenige Jahre früher so umfangreiche Arbeit gewidmet und das ihm immer nahe geblieben war, hier als Lehrer wieder betreten zu können. Die Erdkunde mußte jetzt dem Inspector zufallen und in seinen Händen nicht nur zu einer Mittheilung reichen Stoffes, sondern auch zu einem lebendig anregenden Mittel geistiger Bildung und Erweiterung des Horizontes für die Schüler werden,

die selbst berufen sein sollten, hinzugehen in alle Welt. Elf Jahre lang hat er nicht sowohl Geographie im engern Sinne als Erdkunde in der volleren Bedeutung des Wortes gelehrt, ein Unterricht, in welchem überhaupt das wesentliche Wissen von unserer Wohnstätte in einer keineswegs popularisirten, aber klaren und faßlichen Form, so weit es die zugemessene Zeit gestattete, gelehrt wurde.

In der geographischen Raumlehre, nach der horizontalen wie der verticalen Ausdehnung, ward das ganze Gebiet der eigentlichen Erdbeschreibung durchmessen. Die geographische Stofflehre umfaßte die wesentlichen physikalischen Seiten des Erdganzen, in Geographie, Hydrologie, Meteorologie, Klimalehre, woran sich als drittes eine Uebersicht über die Reiche des organischen Lebens schloß.

Es fanden in diesem einfachen Schema die für die Bildung des Missionars wesentlichsten Theile der Naturkunde ihre Stelle und auch die für denselben so wünschenswerthe Kenntniß der einfacheren, leicht anwendbaren Methoden geographischer Orts- und Höhenbestimmungen wurde ausführlich betrieben. Noch liegt von Hoffmanns Hand eine auf Grund von Barometermessungen mit den Zöglingen des Missionshauses angestellte Berechnung der Höhe des Blauen bei Badenweiler vor und der Schreiber dieses erinnert sich aus früher Jugend, wie der Vater unter Beihülfe eines naturkundigen Lehrers mit dem Eifer eines Jünglings die mineralogische und geognostische Sammlung zu ordnen unternahm, wie die oft schwer zu deutenden Urgesteine mit Säuren darauf untersucht wurden, ob sie den kieselartigen Verbindungen oder den Kalken angehörten.

Mochten auch nicht alle Schüler gleichermaßen den reichen Inhalt, welcher hier, wie das noch vorhandene Manuscript zeigt, in knapp zugemessener, strenger Lehrform gegeben wurde, in sich fassen können, so hat doch auch diese Thätigkeit des geographischen Lehrers manche schöne Frucht getragen. Mancher Sendbote nahm die gewonnenen Kenntnisse mit in die Heidenwelt hinaus und übte sie dort practisch, und der Lehrer kam durch die Schüler wieder in Besitz eines Reichthums von Mittheilungen über geographische Verhältnisse in Asien und Africa, zu welchen er immer auf's Neue ermunterte. Er durfte es auch als eine Wirkung seiner geistigen Mitgabe ansehen, als er vernahm, wie sein bester Schüler in der Geographie,

Rebmann, der neben Krapff von der africanischen Ostküste weiter in das Innere des Continents einzudringen versuchte, der erste Entdecker jener hohen Schneeberge in der africanischen Tropenzone wurde, deren erste Kunde dem greisen Humboldt ein ungläubiges Lächeln entlockte. Gern erzählte er, als ein Beispiel der Erdkunde im Lichte des Reiches Gottes, wie jener erste Entdecker am 11. Mai 1848, beim überwältigenden Anblicke des mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo allein in der weiten africanischen Landschaft auf seine Knie sank und betete: „Unser Vater, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme!"

Aus der persönlichen Leitung und dem Unterricht des Inspectors und der mitwirkenden Lehrer entlassen, zogen jedes Jahr eine kleinere oder größere Schaar, eingesegnet zu ihrem hohen Beruf vor versammelter Missionsgemeinde am Jahresfeste, hinaus in die fernen ihnen zugewiesenen Arbeitsfelder. Aber auch fortan blieben sie in engster Verbindung mit dem Leiter des Hauses, welchem, ebenso wie an der Vorbildung der Missionare, so auch an der Oberleitung der Missionsarbeit der wesentlichste Antheil zufiel. Diese Stellung eines Missionsinspectors, die ihn, wie mit den Zöglingen, so hernach mit dem bewährten Missionar in ununterbrochener Verbindung erhält, ist einzig in ihrer Art. Wie diese Gemeinschaft der Arbeiter im Weinberg, mit den noch Lernenden, die innere Vereinigung in einem Bund des Glaubens und der Liebe einer solchen Anstalt den höheren geistigen Charakter einer Missionsgemeinde verleiht, so umfaßt die doppelte Sorge für die daheim und die draußen ein unvergleichlich vielfältiges, aber auch vor allen andern Wirkungskreisen herrliches Amt, bei dem alle Kräfte und Gaben der Persönlichkeit gleichermaßen in Anspruch genommen werden. Es ist aber eben deshalb auch ein Amt, dessen Verantwortlichkeit nicht füglich auf den Schultern eines Einzigen ruhen dürfte.

Dieß führt uns auf den Kreis von Männern, welche mit Hoffmann die Last der Verantwortung theilten und in der Leitung der Missionssache zusammenwirkten.

Erst mit Hoffmanns Eintritt trat auch die Comitee, die ihn berufen hatte, welche neben den ersten Gründern der Basler Mission, Blumhardt und Spittler nicht zu ihrer vollen Geltung gekommen war, wie von selbst in die ihr gebührende Stellung, und er rühmt es als ein schönes Verhältniß von hohem Vertrauen, daß

man so Vieles und Großes in der Hand des Inspectors ließ, welches ihm seinerseits wieder unbegränzte Offenheit der Mittheilung zur Pflicht gemacht habe. Daß dieses Verhältniß sich so wohl bewährte, daran hatte freilich die glückliche und gediegene Zusammensetzung des Collegiums den größten Antheil. „Eine so wohl geordnete, so schön sich ergänzende und ineinandergreifende Arbeit dieser Art," sagt Hoffmann, „war mir noch nie begegnet, und nur wenige ganz vertraute Missionsfreunde wußten es recht zu schätzen, was der Herr durch diese Comitee schon gethan hat." Diese erkennen auch leicht aus dem Gemälde, das er mit liebendem Andenken von den in den abendlichen Sitzungen um den grünen Tisch Versammelten entwirft, die einzelnen Persönlichkeiten heraus. „Da standen der ernstwürdige Prediger, Seelsorger und Kirchenleiter von geistreich bewegtem Wesen neben dem ehrenhaften, ruhig klaren Kaufherrn und Rathsmitgliede des Kantons Basel. Da trat neben den emsigen, in allem Kleinsten treuen, pünktlichen, säuberlichen und grundgediegenen, stets aus dem Lichte der Oeffentlichkeit still zurücktretenden Manne des geistlichen Berufs, neben dem feinen, gemüthvollen, praktisch anschauungsreichen und vielseitig gebildeten Theologen der Mann des praktischen Lebens, der mit sicherer Klarheit die Menschen und ihre Charaktere oft mit einem Worte bezeichnete. Da saßen an demselben grünen Tische der strenge Geschäftsmann, der Größeres zu überblicken gewöhnt, dennoch dem Kleinern eine liebende Aufmerksamkeit zuwendete, der mit dem regsten Eifer in den Besonderheiten sich bewegende und immer neue Förderungen und Hülfsmittel ersinnende Freund der Mission, der scharfblickende, freisinnige, bestimmt abgeschnittene und doch so jugendlich begeisterungsfähige, liebend hingebende Pädagog, der stets hoffnungsreiche und die ganze weite Welt des Reiches Gottes auf treuem Herzen tragende, überall willig in den Riß tretende, in dem geordneten Gange der Dinge aber still, fast nur wie ein Zuschauer sich betheiligende, in den freien Thätigkeiten für die Ehre Christi ergraute Mann des Lebens."

Die verbundenen Freunde arbeiteten auch ihrerseits mit Freuden mit dem neuen Inspector zusammen, der mit seiner schnellen Ueberschau, dem lebendigen Ergreifen und Durchdringen der vorliegenden Fragen gerade solche gemeinsame Verhandlungen zu concentriren und zu beleben wußte.

Schwere und tiefgreifende Fragen mußten oft in den langen vier- bis fünfstündigen abendlichen Sitzungen entschieden werden, und es war auch seiner überzeugungsstarken, von dem, was er innerlich durchdacht hatte, immer ergriffenen Geistesnatur nicht leicht, gewonnene Anschauungen und Urtheile zum Opfer zu bringen. Dieß war aber auch der seltenere Fall. Er durfte hier erfahren, was er oft aussprach, daß in wichtigen Fragen derjenige, welcher dafür ins Zeug geht und nicht nur darüber mitspricht, sondern die Arbeit der Lösung auf sich nimmt, auch meist entscheidet. Mit Freuden erinnerte er sich daher an die Stunden in jenem feierlich ernsten Zimmer, das der Schreiber dieses in seiner Jugend nicht ohne stillen Schauer betrat. In langen Reihen hingen die Lithographien der entsendeten Brüder an den Wänden, darunter schon mancher, der in Africas oder Indiens Erde begraben lag, und im tieferen Raum zeigte die hinter Glas leicht überschaulich aufgestellte ethnographische Sammlung Symbole und Sitten der Heidenvölker, indische Götzen starrten schreckhaft von ihren Postamenten herab, als eine sprechende Darstellung von der Arbeit, die es hier galt im Namen des Herrn. Die Comitee war „das schlagende Herz der Mission," und wenn ich einen Ueberblick zu geben versuche über das Wirken des Inspectors auf die Arbeit der Mission in den Heidenländern, so tritt er selbst dafür ein, daß dasselbe von dem seiner Mitarbeiter eigentlich unabtrennbar ist.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, eine Geschichte der Basler Mission auch nur für die elf Jahre, denen Hoffmann selbst ein Andenken gewidmet hat, zu entwerfen, abgesehen davon, daß dieß neuerdings in Warnecks Zeitschrift in gedrängter Kürze von einem sehr sachkundigen Missionsmann und vieljährigen Arbeiter in der Basler Missionsanstalt geschehen ist.

Aber eine kurze Uebersicht über den Gang derselben zu geben, kann ich nicht unterlassen.

Die erste selbständige Aussendung von Missionaren nach den Kaukasusländern war im Jahre 1821 mit weitreichendem Ausblick der Hoffnung von Blumhardt unternommen worden. Vieles wirkte zusammen, um dorthin, nach den Ufern des Caspischen Meeres die Blicke zu lenken. Die damalige Stimmung der gläubigen Christen für Rußland und seinen edlen Kaiser Alexander, die durch Jung Stilling und Andere rege gemachte Erwartung von

diesem „zukunftsvollen Reiche“ hatte schon den süddeutschen Auswanderern, die besonders aus Württemberg ausgegangen waren, um dem gewaltthätigen Druck einer rationalistischen Kirchenregierung sich zu entziehen, die Richtung vorgezeichnet, in welcher sie den Bergungsort der Gläubigen zu suchen hätten. In Grusien, auf der südlichen Seite des Kaukasus hatten sich mehrere solcher Gemeinden angesiedelt. Diese konnten nun „einen vertrauten Stützpunkt bieten für die Mission unter den Muhammedanern, welche damals noch mit hoffnungsvolleren Augen angesehen wurde als jetzt.“ Von diesem Mittelpunkte konnten sich die Bahnen öffnen nach den Euphrat- und Tigrisländern, nach Kleinasien und Syrien, weiter nach Persien hin, und einladender noch als die geographische Umschau war für den Missionsmann Blumhardt der Blick auf die uralten Christenkirchen, die Nestorianer, die Armenier, deren geistige Wiederbelebung die mächtigste Förderung des Missionswerkes werden konnte. „Ich kann und werde nie vergessen,“ schreibt Hoffmann, „wie Blumhardts edles Angesicht von seliger Hoffnung strahlte, wenn er diese großartigen Missionsblicke Andern mittheilte.“

Die ersten Sendboten Felician Zaremba und August Dittrich gingen 1821 nach Petersburg. Sie erlangten dort die erbetene Erlaubniß zur Errichtung von Missionskolonien in Südrußland, in welche auch Heiden und Muhammedaner, die sich dem Christenthum zuwandten, durften aufgenommen werden, und traten alsbald in die Arbeit ein. Astrachan, wo schottische Missionare vorgearbeitet hatten, wurde der erste Sammelpunkt; bald theilten sich die durch Nachsendung verstärkten Arbeiter in ein nördlich vom Kaukasus und ein südlich von demselben gelegenes Missionsfeld, dort unter Tataren und Tscherkessen, hier unter Tataren und Persern. Im Norden waren die deutschen Gemeinden Karaß und Madschar, in Süden Tiflis mit den es umgebenden deutschen Niederlassungen, welche von Basel mit geistlichen Leitern versorgt wurden, die Mittelpunkte. Schuscha auf der südlichen Seite nahe der persischen Grenze wurde die hauptsächliche Station der Missionsarbeit. Schwere Heimsuchungen, ein Kriegssturm der Perser, welche eine Zeit lang Schuscha belagerten, die räuberischen Einbrüche der Tscherkessen, welche wiederholt Kinder aus den deutschen Colonien wegraubten, Cholera und Hungersnoth, welche unter den Tataren wütheten, entmuthigten die Missionare nicht.

Durch Missionsreisen unter den muhammedanischen Völkerschaften, wie durch Schulen und immer ausgedehntere Schriftenverbreitung suchten dieselben zu wirken. Unter den Armeniern wurde der Einfluß der Evangelisationsarbeit am meisten spürbar, erregte aber auch hier zuerst Haß und Verfolgung von Seiten der Kirchenfürsten. Schon war auch Tebris auf dem Persischen Boden als neue Station in Aussicht genommen, als ein Erlaß der russischen Regierung die Arbeit unter den Armeniern verbot. Dieß war nur der Vorbote von dem vernichtenden Schlag, welcher das ganze Missionsunternehmen traf, als ein kaiserlicher Ukas vom 23. April 1835, welcher auf die bisherige Unwirksamkeit der Mission unter den Moslems und auf die Klagen der armenischen Geistlichkeit sich berief, alle bisherigen Zugeständnisse und Zusagen an die Basler Mission zurücknahm und die Missionsarbeit gänzlich untersagte.

Nach fünfzehnjähriger Arbeit einer Reihe von tüchtigen Missionaren, nach Aufwendung so bedeutender Summen, eben in der Zeit, da man auf eine größere Ausdehnung und raschere Erfolge hoffen zu dürfen glaubte, war das erste von der Basler Mission selbständig unternommene Missionswerk wieder zerstört, denn mit den russischen Stationen mußte auch die neubegonnene in Tebris, welche isolirt nicht bestehen konnte, wieder aufgegeben werden. Nur die deutschen Gemeinden in Grusien und im Norden des Kaukasus behielten ihre Prediger, sollten aber nach dem Willen der russischen Regierung auch mit der Basler Mission nicht mehr in Verbindung bleiben.

Als der letzte Missionar kehrte Zaremba, welcher die Mission hatte gründen helfen, nach Verkauf des Missionseigenthums in Schuscha im Jahre 1838 nach Basel zurück.

Es war wohl klar, daß die Maßregel der russischen Regierung durch die Mißgunst der russischen Kirche herbeigeführt worden war, auch litt, wie Wurm in seiner Skizze der Basler Mission hervorhebt, von Anfang an die ganze Unternehmung an einer gewissen Unklarheit des Planes, den man ausführen wollte. Das russische Staatsgesetz verbot den Uebertritt zu einer andern als der griechischen Kirche und Kaiser Alexander, dessen Regierung Colonisationen als einen Segen des Landes erkannte und begünstigte, hatte dieses Gesetz umgangen, indem er den Schotten und so hernach den Deutschen die Erlaubniß zur Errichtung von Missions-

colonien ertheilte, welche auch Heiden und Muhammedaner in die evangelische Kirche aufnehmen durften. Aber auf Colonisirung sich zu beschränken, oder an die deutschen Colonien sich zu binden, war von Anfang an nicht die Absicht der Basler Mission. Man mochte freilich auch in der Zeit eines Kaiser Alexander nicht darauf gerechnet haben, daß die russische Regierung das Staatsgesetz zu Gunsten der alleinigen Ausbreitung der russischen Kirche auch auf die neuerdings erworbenen Provinzen willkührlich ausdehnen werde. Wie dem nun sei — die Basler Mission war Ende der dreißiger Jahre um eine schmerzliche Erfahrung reicher, das erste mit so großen Hoffnungen begonnene Werk war zerstört.

Der neue Missionsinspector stand hier einer bereits vollendeten Thatsache gegenüber, und es war, wie er bemerkt, nicht seine Aufgabe an dem Geschehenen zu kritteln, aber daß der erloschene Leuchter des Evangeliums, die armenische Kirche nunmehr ganz aufgegeben wurde, habe ihm nicht recht begreiflich geschienen, da man nur den Fuß auf türkischen Boden hätte setzen dürfen und Trebisond und die Gegend am Urumiahsee in den Kreis der Mission hereinziehen, was schon in den letzten Jahren der Mission in Schuscha die Americaner thaten. Dieses Urtheil wird bestätigt durch die segensreiche Wirksamkeit der americanischen Missionare unter den Armeniern der Türkei, und auch dadurch, daß die Basler Mission von ihrem ersten Pflegling doch niemals sich lossagen konnte, indem der früher ausgestreute Samen nicht ohne Früchte an einzelnen Orten blieb, und sich die Missionsgesellschaft zu immer neuen Versuchen durch das Vorhandensein kleiner aus der früheren Missionsarbeit erwachsener evangelisch-armenischer Gemeinden aufgefordert sah. Dieß geschah vornehmlich in späterer Zeit, als Hoffmann nicht mehr an der Spitze stand, aber auch während der ganzen Zeit seiner Wirksamkeit ist das verlassene Gebiet ein Gegenstand vielfältiger Sorgen der Basler Comitee geblieben. Dieselbe hörte nicht auf, die südrussischen Colonien mit Geistlichen aus der Anstalt zu versorgen. Die peinlichen Schwierigkeiten seitens der russischen Regierung, manche schwer zu behandelnde Gemeinden, die mangelhafte Dotirung und die Nothlage früher ausgesendeter Sendboten brachte immer neue Aufgaben und Anforderungen. Der Inspector blieb daher mit diesen südrussischen Gemeinden in einem regen Verkehr. Für den evangelischen Armenier Sarkis Ambar-

zumjanz aus Schamachi verwandte sich Hoffmann erfolgreich bei dem frommen Katholicos der Armenier, Narses, um ihn gegen Verfolgungen seiner Kirche zu schützen. Im Herbst 1841 wurde sogar durch einen hohen russischen Beamten und Missionsfreund der Basler Mission das Ansinnen gestellt, die Mission in Südrußland wieder aufzunehmen, da die frühere nur aus Nachgiebigkeit gegen die russische Geistlichkeit sei aufgehoben worden und man jetzt die Mission gern zur Christianisirung der Tscherkessen benützen möchte, während sonst zu fürchten sei, daß der mit denselben begonnene Krieg zu einem Ausrottungskriege für das edle Volk sich verbittere. — Die Basler Mission ging jedoch auf den wohlgemeinten Antrag, welcher ein officiöser zu sein schien, aus guten Gründen nicht ein.

Wenden wir uns zu der Westafricanischen Mission.

In Sierra Leone, der englischen Freistätte der Negersclaven arbeiteten schon in den zwanziger Jahren Basler Zöglinge im Dienst der englischen Mission. Die americanische Negerrepublik Liberia war ein zweiter leuchtender Punkt an der dunklen africanischen Westküste, dem ergiebigen Felde der Sclavenjagd. In diese Gegenden und weiter dem Aequator zu wurden nun auch die Blicke der Basler Mission gelenkt, als dieselbe anfing, selber auswärtige Missionsstationen zu errichten. Von Liberia aus forderte der americanische Gouverneur Ashmun die Basler zu einer Mission unter dem Bassavolke auf, und fünf Missionare: Sessing, Kissling, Handt, Hegele und Wulff wurden im Anfang des Jahres 1828 auf diesen Ruf nach der Hauptstadt jenes Districts an der Pfefferküste, nach Monrovia gesandt. Auf dem dänischen Theil der Goldküste, wo schon neun Gräber von Missionaren der Brüdergemeinde aus dem vorigen Jahrhundert „die Christenheit an ihre Missionspflicht erinnerten," betrieb der christlich gesinnte dänische Gouverneur v. Richelieu die Zusendung von Missionaren, worauf Basel noch im gleichen Jahre mit der Zusendung von vier Missionaren antwortete. Aber in Liberia fanden die erst Gesendeten noch sehr ungeordnete Zustände, verloren durch Ashmuns Tod ihre beste Stütze und konnten sich, in allen Dingen auf Selbsthülfe angewiesen, in dem mörderischen Klima nicht halten. Wulff starb, Sessing mußte mit dem schwer erkrankten Hegele nach Europa zurück, Handt und Kissling standen allein. „In einer Wald-

hütte, im dichten Gebüsch, der Behausung des Fiebers, der Schlangen und Scorpionen hatten die Brüder sich zuerst ansiedeln müssen, umgeben von wilden Thieren und wilden Menschen. Da lagen sie einmal fast alle in heißem Fieber, ohne alle Hülfe, keiner konnte dem andern beistehen, es gebrach an passender Nahrung und wenn einer von ihnen etwa fiebermatt ans Ufer schlich, um etwas zu essen zu kaufen, wenn er nichts fand und mit leeren Händen zu den hungernden kranken Brüdern zurückkam, so seufzten sie mit thränenden Augen nach göttlicher Hülfe." Doch konnte Kissling eine Negerschule in Monrovia errichten und Sessing kehrte über America, um dort Helfer für die Liberiamission zu werben, mit drei Basler Brüdern Dietschy, Gruner und Bührer 1830 auf die Pfefferküste zurück. Wieder standen nun, da auch Handt mit gebrochener Gesundheit Africa verlassen mußte, fünf Missionare auf africanischem Boden in Liberia. Aber kaum hatten die drei neuen Ankömmlinge das Ufer betreten, so sanken auch sie, von dem giftigen Hauche berührt, ins Grab. — Die Mission unter den Bassanegern kam, weil sich Sclavenhändler dort angesiedelt hatten und der Verkehr zwischen Monrovia und dem Bassalande dadurch gesperrt wurde, gar nicht eigentlich zu Stande. Die beiden übrig gebliebenen erschöpften Missionare Sessing und Kissling traten nach Sierra Leone über in englischen Missionsdienst.

Auf der weiter nach Osten hin an der großen Guineabay, der mächtigen Einbuchtung Africas, gelegenen Goldküste, wohl über hundert Meilen entfernt, aber in gleicher Aequatornähe wurden dieselben Opfer gefordert. Von vier Missionaren starben nach wenigen Monaten drei, nur der übriggebliebene Henke arbeitete als dänischer Prediger in Christiansborg oder Akra, so wie an den heidnischen Negern, die zur Schule gesammelt waren, fort. Als aber im Jahre 1832 drei neue Brüder von Basel Andreas Riis, Jäger und Heinze, ein Arzt, in die Lücken traten, fanden sie nur Henke's Grab, und noch ehe sie die Absicht ausführen konnten, welche sich durch die bisherigen Erfahrungen von dem giftigen Küstenklima mit Gewalt aufdrängte, ihr Missionsgebiet auf den höher gelegenen Gegenden nördlich der Küste zu suchen, waren schon wieder Heinze und Jäger ein Opfer des Klimas geworden. Wieder stand einer Andreas Riis, der Däne allein und konnte sich, selbst zweimal am Rande des Grabes, noch auf die Berge des

Aquapimlandes retten. Er erwählte Akropong, zwei Tagereisen von der Küste, zur Station. Nahe der Grenze des großen Asantereiches richtete er auf dieses und die Sprache des Volks sein Augenmerk. Zwei neue Sendboten Stanger und Mürdter kamen ihm zugleich mit einer Gattin zu 1836. Diesen war es vergönnt, wenigstens zwei Jahre lang mit ihm zusammen in der frischeren Bergluft des Aquapimlandes zu arbeiten, als Ende 1837 Stanger, im folgenden Jahr auch Mürdter entschlief und A. Riis abermals mit seiner Gattin allein stand. Peinliche Verhältnisse mit dem dänischen Gouverneur, welcher längst jenem missionsfreundlichen Richelieu gefolgt war, erschwerten auch ihm die Arbeit, und als er im Jahre 1839, nachdem er allein neun Jahre auf dem todtbringenden Boden auszuhalten vermocht, einer Erholung bedurfte, unternahm er noch eine Untersuchungsreise ins Asanteland bis nach der Hauptstadt Kumase, um dann in die Heimath zurückzukehren und mit der Basler Missionscomitee über Fortsetzung oder Aufgeben dieser opfervollen Mission zu berathen.

So standen die Sachen in Africa, als Hoffmann das Steuerruder des Missionsschiffes in die Hand genommen hatte. Bei dem ersten Basler Missionsfeste, wenige Wochen nach seinem Eintritt, hatte er der Missionsgemeinde die ernste Mittheilung zu machen: „Von den dreizehn Missionaren, welche die Mission nach Africa entsendet hat, liegen zwölf in africanischer Erde begraben. Der letzte allein übrig gebliebene kehrt zurück, um bei der entscheidenden Berathung darüber, ob an die Fortsetzung eines so opfervollen Unternehmens noch ferner zu denken sei, seine Stimme in die Waagschale zu legen. Aber diese Stimme fiel zu Gunsten der Fortsetzung aus. Daß die bisherige Verfahrungsweise nicht ausreiche, war freilich klar bewiesen, die Furchtbarkeit des Klimas der africanischen Westküste war außer Zweifel gestellt, „aber", sagt Hoffmann, „durfte man weichen, so lange noch der Todesruf jenes Missionars fortklang, der sein Leben in Africa aushauchte: gebt Africa nicht auf, laßt noch tausend Missionare sterben, aber fahret fort zu senden". Der eine Andr. Riis hatte sich neun Jahre lang auf dem africanischen Boden behauptet und damit doch den Beweis geliefert, daß die dauernde Wirksamkeit europäischer Missionare möglich sei; rührende Bitten der Eingebornen, sie nicht für immer zu verlassen, hatten ihn bei seinem Abschied begleitet.

Andererseits mochte sich die Missionsleitung wohl fragen, ob sie auch fernerhin solche Verluste an theuren Menschenleben würde verantworten können, ob nicht diese gehäuften Todesfälle als ein göttlicher Wink zu betrachten seien, von diesem todtbringenden Missionsfelde abzulassen. Der Inspector versammelte die Zöglinge des Hauses um sich und stellte die Frage, wer freiwillig sich bereit erkläre, als Missionar nach Africa zu ziehen. Allgemeine Stille! Erst als er die andere Frage stellte, wer ist bereit, wenn die Comitee ihn sendet, nach Africa zu gehen, da waren alle bereit. Auf der Missionsleitung allein also ruhte die ernste und verantwortungsvolle Entscheidung.

In dieser kritischen Lage trat der neue Inspector mit einem Plane hervor, welcher in der Geschichte der Missionsunternehmungen einzig in seiner Art ist. Er faßte den Gedanken, eine Colonie westindischer christlicher Neger auf der africanischen Westküste anzulegen und damit für das immer von Neuem von der Sichel des Todes niedergemähte Missionswerk einen neuen Anfang zu machen. Die Nöthigung der Missionare, in dem heißen Klima und unter dem culturlosen Volk sich aller körperlichen Arbeit zu unterziehen, um nur Obdach und die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu haben, war nicht die geringste Ursache davon gewesen, daß dieselben so schnell hingerafft wurden. Wenn sie schon von einer kleinen Gemeinde christlicher Neger umgeben waren, konnten diese die Arbeiten leisten, welche der Europäer dort mit der Gefahr seines Lebens büßt. Eine Gemeinschaft christlicher Schwarzen konnte den Kern bilden, an welchen sich die Bekehrten anzuschließen vermochten, und vor Allem konnte sie es den Eingeborenen vor Augen führen, was diese noch nicht gesehen hatten, daß wirklich auch Schwarze mit Wort und Wandel zu dem Gott sich bekennen, den sie so gern nur als den Gott der bevorzugten Weißen betrachteten.

Der neue Plan wurde zuerst von Hoffmann auf einer Reise in Frankfurt a. M. mit einem treuen englischen Missionsfreund Dr. Pinkerton besprochen. Man wurde sich klar, daß man mit einer solchen Unternehmung an die westindischen Inseln gewiesen sei, auf welchen die Brüdergemeinde schon seit längerer Zeit christliche Negergemeinden gesammelt hatte. Am nächsten schien es wohl zu liegen, auf Sierra Leone, die englische Negercolonie, sein Augenmerk zu richten. Aber das Christenthum war dort erst seit

einem Menschenalter verkündigt und hatte in der großen Mehrzahl der Bekenner noch nicht die heidnische Rohheit und Versunkenheit zu überwinden vermocht. Die in der anglicanischen Kirchenform Erzogenen waren für den Anschluß an die Basler Mission weniger geeignet, und von dem Akra- und Aquapim-Volke, unter denen diese Mission ihr Arbeitsfeld hatte, waren fast keine Mitglieder in der Colonie von Sierra Leone vorhanden. In Dänisch-Westindien war die Abschaffung der Sclaverei eben erst im Werk, darum konnte auch auf diese Colonien die Unternehmung nicht gerichtet werden, so sehr sich dadurch dieselbe vereinfacht hatte, weil auch die in Betracht kommende africanische Westküste damals unter dänischer Herrschaft stand, und bei dem ganzen Versuch Vieles, wenn nicht Alles, abhing von der Geneigtheit der dänischen Regierung. Man sah aber schon damals voraus, daß an der Guineaküste die englische Sprache und Herrschaft den Vorrang behaupten würde. Es richteten sich daher, je mehr man die Sache erwog, desto entschiedener die Blicke auf die im englischen Herrschaftsgebiet belegenen westindischen Missionsgemeinden der Brüdergemeine. Was einst Zinzendorf über die Gräber seiner africanischen Sendboten von der Saat der Mohren gesungen hatte, davon sollte sich etwas erfüllen durch diese Einpflanzung americanischer christlicher Neger aus der Brüdergemeinde auf den Boden jener alten Missionsgräber.

Welche Schwierigkeiten aber der Ausführung dieser Colonisation von einem Welttheil in den andern durch Vermittlung einer privaten Missionsgesellschaft entgegenstanden, das möge ein genauerer Einblick in den weiteren Gang der Sache zeigen, während sonst diese Darstellung darauf verzichten muß, der Arbeit der Missionsleitung bis ins Einzelne zu folgen. Der erste Gedanke Hoffmanns war darauf hingegangen, die Verpflanzung westindischer Neger nach Africa durch die Vermittlung der englischen Colonisationsgesellschaft zu bewerkstelligen. Er wandte sich an den Präsidenten derselben Mr. Buxton, um die Gesellschaft für eine Sache zu gewinnen, welche in dem Bereich ihrer Thätigkeit liege. Die Mission diene ja in Africa wesentlich auch der Beseitigung des Sclavenhandels, sie bilde ein wesentliches Glied in den Civilisationsunternehmungen für jene Länder. Auch in London selbst verhandelte er 1841 mit dieser Gesellschaft, welche wohl ihre Bereitwilligkeit, die Sache zu unterstützen, zu erkennen gab, aber es im Ganzen ablehnte, dieselbe

in die Hand zu nehmen. Ein Versuch, sich auch mit der reichen und thätigen Gesellschaft der Quäker für die Colonisationsunternehmung in Verbindung zu setzen, wollte ihm in der Unruhe seines Londoner Aufenthalts nicht gelingen, und so setzte man sich denn nur mit der Brüder-Unität allein in Verbindung.

Der Brüder-Unität in Berthelsdorf wird nun die Bitte vorgelegt, einige bekehrte westindische Negerfamilien durch ihre Vermittlung nach Guinea verpflanzen zu dürfen, um dadurch mit Hülfe des Herrn für die wieder zu beginnende Mission eine bessere Basis zu gewinnen. Es sollen Katechisten und Handwerker sein, Verheirathete, womöglich dem Akrastamm angehörige. Sie sollen englisch verstehen und bereit sein, sich als Colonisten bei Akropong niederzulassen. Auf Kosten der Mission nach Africa gebracht, sollten sie dort zuerst unterstützt werden, hernach aber sich selber durchbringen und für die Missionare gegen Lohn arbeiten. Der große Hauptgesichtspunkt jedoch sei der, durch diese Uebersiedlung ein christliches Element, eine Negergemeinde unter die Neger zu bringen.

Die Antwort der Brüder-Unität war vorsichtig und bedenklich. Es finden sich, so berichtete sie, nicht mehr viele eigentliche Neger in ihrem westindischen Missionsgebiet, ein Zug nach ihrer ursprünglichen Heimath Africa sei bei denselben gar nicht mehr vorhanden. Die Uebersiedlung müßte also nur aus wahrer christlicher Liebe von wirklich bekehrten Negern unternommen werden, welche, auch wenn die Missionare wegstürben, dort als christliche Gemeinde fortbestehen könnten. Leute, wie man sie in Basel haben wollte, würden sich also schwer finden. — Die genannten Schwierigkeiten, erwiederte Hoffmann, sind nicht unüberwindlich, und er sah sich mit der Comitee ermuthigt, den zweiten Schritt zu thun und sich an den König von Dänemark zu wenden, um Schutz für die Mission, Sicherheit für Leben und Eigenthum mit Einschluß der Neger aus Westindien, welche ja vor Allem vor den Gefahren des Sclavenhandels mußten gesichert sein. Die Mission erbat sich die Anweisung an die Colonialbeamten, die Missionare nicht an der Küste festzuhalten, sondern ihnen die Reise ins Innere zu gestatten, die Erlaubniß zur Anlegung von Schulen und Bildung christlicher Gemeinden aus den Eingeborenen und endlich, die an einem Ort, wo der Verkehr wesentlich in Tauschhandel bestand,

wichtige Gewährung zum Bezug von tausend Thalern in Waaren für jeden Missionar aus den Magazinen von Christiansborg.

Missionar Riis, welcher damals in Kopenhagen weilte, wurde über Alles auf dem Laufenden erhalten, und Hoffmann versäumte nicht, sich der Mitwirkung einflußreicher, dem Missionswerk zugethaner Männer wie Probst Harms in Kiel und Anderer noch besonders zu versichern.

Die im Sommer 1841 nach London unternommene Reise hatte wesentlich auch den Zweck, der Förderung dieser Angelegenheit zu dienen. Er verhandelte wiederholt und eingehend mit der dortigen Brüder-Unität über die africanische Frage und der von Berthelsdorf aus bevollmächtigte Agent, der edle Latrobe, wurde, wie Hoffmann freudig nach Hause schreibt, durch wiederholte angelegentliche Darlegung der Sache immer mehr für dasselbe gewonnen. Es wurde vereinbart, die neu auszusendenden Basler Missionsbrüder sollten selbst zuerst nach Westindien gehen, etwa vier Wochen in Jamaica verweilen und dort die Auswahl treffen helfen. — Wie aber dann von Westindien nach der africanischen Guineaküste kommen? Es gab keine Gelegenheit außer Sklavenschiffe. Die Freunde aus der Brüdergemeinde dachten ihr Labradorschiff Harmony dem schönen Zweck zur Verfügung stellen zu können, welches ja von September oder October bis in den Juni müßig vor Anker liege; könnten die Missionare im October unter Segel gehen, so wären sie Anfangs December in Jamaica und Anfangs Februar in Westafrica. Die Missionscolonie würde die Hälfte des Schiffes miethen, das Schiff würde in Westindien eine Ladung nach Guinea, von dort wieder eine zurücknehmen, und wäre Mitte Mai wieder in London. Aber freilich, vorerst mußte ja der Bericht von den westindischen Inseln selbst abgewartet werden und dieser konnte vor September nicht eintreffen.

Ende September trafen denn auch wirklich die Beschlüsse der Missionsconferenz zu Antigua, die Anfang Juli stattgefunden, in Basel ein. Die größte Schwierigkeit der Sache sahe man dort an Ort und Stelle vor einer andern Seite. Das Allernothwendigste war nach dem Urtheil der westindischen Missionare, daß die Basler Mission vom König von Dänemark wegen der Nachbarschaft des Sclavenhandels und überhaupt zur Sicherstellung der zu verpflanzenden Neger die vollständigsten Garantien erhalte. Auch die

förmliche Erlaubniß vom englischen Gouvernement in Westindien erschien nicht weniger erforderlich, weil sich die Missionare sonst bei dem Mangel an Arbeitern auf den Inseln als heimliche Werber einem schlimmen Verdacht und dem größten Haß aussetzen könnten. Die Sache darf gar nicht verlauten, hieß es, ehe die Uebereinkunft der dänischen Regierung vorliegt. — Begreiflicher Weise konnte ja der „seltsame" Versuch, freie Neger anzuwerben, um sie in Länder des Sklavenhandels zurückzuführen, von mißgünstigen Pflanzern auf das Schlimmste mißdeutet werden. Die Ausfuhr freier Neger war in Folge der durch die Sclavenemancipation gestiegenen Arbeitslöhne so verpönt, daß das Repräsentantenhaus von Jamaica durch ein Gesetz Weiße, welche die Auswanderung freier Schwarzen begünstigen würden, als Sclavenhändler zu bestrafen verordnet hatte. Die westindische Conferenz unterließ auch nicht, die Basler zu warnen, sie möchten von solchen christlichen Negerfamilien ja nicht die Gnade und die Selbstverleugnung von Missionaren erwarten. — Von Jamaica, der Insel, auf welche man am meisten rechnete, war noch keine Antwort.

Der Inspector, welcher in dieser ihm so tief am Herzen liegenden Sache keinen Tag verstreichen ließ, an welchem etwas dafür geschehen konnte, erwiederte mit unerschütterter Zuversicht auf die westindischen Berichte. Er gab sich alle Mühe, die Sache in Dänemark zu fördern. Er trat in lebhafte Correspondenz mit der Gräfin Holstein-Holsteinburg, welche in warmer Liebe zur Mission gerne die Hand bot, um die africanische Angelegenheit bei Königin und König zu fördern. Er ging in Angelegenheiten des Reiches Gottes von dem Grundsatze aus, daß man wohl daran thue, jeden Empfänglichen und zur Mithülfe Geeigneten auch anzugehen und ins Interesse zu ziehen. Ein der Mission zugethanes Mitglied der englischen Gesandtschaft in Kopenhagen legte seinerseits bei dem hohen Missionscollegium, welches zwar kaum mehr das Missionswerk trieb, aber doch die Mission zu seinem Departement hatte, ein gewichtiges Wort ein. Aber — als sollte die schwierige Sache durchaus nicht zum Ziel kommen — es stellte sich durch die Briefe an Hoffmann heraus, daß die erste Eingabe an den König von Dänemark gar nicht an denselben gelangt war. Eine zweite ausführliche Bittschrift geht also an denselben, neben ihr ein Schreiben an die Herren vom Missionscollegium,

an den Director der Zollkammer, welche in Colonialsachen die in Betracht kommende Behörde war, und an die vermögenden Freunde der Mission in Kopenhagen. Riis, zum zweitenmal dahin gesandt, sollte das Gesuch selbst übergeben. Inzwischen stärkten die lang ersehnten Briefe aus Jamaica, welche wenigstens auf vier oder fünf taugliche Individuen Hoffnung machten, den Muth.

Die Resolution der Collegii traf endlich Anfang des Jahres 1842 ein. Alle wesentlichen Wünsche wurden genehmigt, aber eine fatale Clausel, in welcher das Mißtrauen des früheren Gouverneurs von Akra gegen den Missionar Riis noch seine Nachwirkung übte, drohte alles Gewonnene wieder in Frage zu stellen. Der Gouverneur sollte die Vollmacht haben, gerade diesen Missionar, welcher allein den Posten neun Jahre lang behauptet hatte, auf den man bei der Wiedereröffnung der africanischen Mission die nächste Hoffnung setzte, wenn er es für nöthig erachte, zurück zu schicken. Man gab auch dänischerseits zu, daß dem Missionar Unrecht geschehen — aber die Clausel sollte bleiben. Und wie sollte man mit einer so befremdenden Clausel dem englischen Colonialministerium gegenübertreten, auf dessen Erlaubniß für die Ausführung der christlichen Neger es nun noch ankam? Abermals ging eine ganze Sendung von Briefen des Inspectors an den König, Zollamtsdirectoren, Etatsräthe und Freunde, um eine andere Fassung zu erwirken. Die dänische Regierung zog zwar ihren Beschluß nicht zurück, aber eine präsentable Fassung der Schutzzusicherung wurde doch gegeben, mit welcher die Basler Mission nun auch von Seiten Englands die Genehmigung ihres Vorhabens und Empfehlung an die westindischen Behörden erbitten konnte. Ueber Westindien hörte man zwar, daß von den dortigen Pflanzern noch viele Hindernisse würden zu gewärtigen sein, aber der Weg war doch geöffnet und nach vieler Mühe wurde auch das Schiff gefunden, welches von Jamaica nach Africa gehen sollte.

So reisten denn im Frühsommer 1842 die Missionare Riis mit seiner Gattin, Widmann, George Thompson, ein Neger, den Missionar Sessing früher nach Basel gebracht hatte, und ein Missionsgehülfe mit Werkzeugen für Ackerbau und Gewerbe, mit allerlei Schulmitteln, darunter eine Wandfibel in der Asantesprache, zunächst nach Westindien ab, um zwanzig bis dreißig Neger

zu werben, welche willig wären, in das Land ihrer Väter als eine Missionsgemeinde zurückzukehren. —

In Westindien erwies sich die Auswahl in der That so schwierig, als die Brüdergemeindemissionare vorausgesagt hatten, ja es kam auf einen Punkt, da der Missionsinspector selbst den Missionaren neuen Muth einsprechen mußte, die an der ganzen, nach Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten nun in der Ausführung begriffenen Sache zum Theil verzagen wollten. Auf Antigua fanden sich nur zwei, auf den dänischen Inseln, wo man nur erst unter wenigen Freigelassenen die Auswahl hatte, keine, die geeignet und geneigt gewesen wären, die Missionare nach Africa zu begleiten. Tröstlicher war aber der Erfolg in Jamaica. Am 8. Februar 1843 lief endlich nach ergreifenden Versammlungen, in denen unter großer Bewegung der Gemüther die Missionscolonie sich von der Heimath verabschiedete, unter den Segenswünschen der westindischen Missionare die Brigantine Joseph Anderson mit den Missionaren und vierundzwanzig Negergeschwistern aus dem Hafen von Kingston in Jamaica, und am Osterfeste setzte die kleine Colonie ihren Fuß auf africanischen Boden.

Mit rastloser Rührigkeit und unerschütterlicher Zuversicht hatte der Missionsinspector die Verwirklichung seines Planes betrieben, unermüdlich darin, an alle, die irgendwie die Sache fördern konnten, in Westindien, in den Brüdergemeinden, in Dänemark und in England immer neue Briefe zu schreiben, sie auf dem Laufenden zu erhalten, sie für die Sache immer neu zu erwärmen.

Ein Wagniß war es, mit einem Aufwande von vielleicht zwanzigtausend Gulden in Africa solchen neuen Anfang auf einem bisher unversuchten Wege zu begründen, aber der neue Inspector war gerade dafür der Mann, die Missionsarbeit in Glaubensmuth kühnere Wege betreten zu lassen und von keiner Schwierigkeit bei einmal klar erkannten Zielen zurückzutreten. Dafür ist diese Colonisationsunternehmung in der Geschichte der Basler Mission ein bleibendes Denkmal.

Und was war die Frucht dieses weit angelegten Planes? Allerdings, die übergeführten Eingeborenen entsprachen nicht allen den gehegten Erwartungen, doch bildeten dieselben wirklich „den Grundstock zu einer Christengemeinde", und der Bestand der Basler Mission auf der Goldküste ist doch seit dem gesichert geblieben.

Missionare, die zum Theil noch jene ersten Negerfamilien haben herüberführen helfen, erfreuen sich vieljähriger Wirksamkeit, auch von den späteren stand der eine und der andere über fünfundzwanzig Jahre auf africanischem Boden, nie ist ein solches Sterben, wie in den ersten Jahren dort wiedergekehrt. Sicherlich ist dies in erster Linie jenem glücklichen Colonisationsgedanken zuzuschreiben, welcher auch das Mittel war, um die ängstlich gewordenen Missionsfreunde der Heimath aufs Neue für die Wiederaufnahme der africanischen Mission zu gewinnen.

Wir können den Fortgang dieser Mission hier nicht im Einzelnen verfolgen. Die neue Colonie richtete sich um die zerfallenen Gebäude der alten Station Akropong wieder ein, suchte die von den Termiten zerfressenen Geräthschaften, die verwüsteten Pflanzungen in Stand zu setzen. Man sah sich bald genöthigt, die Küstenstation Ussu auch wieder aufzunehmen, und als die Missionare durch neuen Zuzug verstärkt waren, trat noch als dritte Station Abude hinzu. Die ersten Fortschritte der dortigen Missionsarbeit waren aber Jahre lang sehr gering. Thompson, der Negermissionar, fiel in grobe Sünden, die äußere Erhaltung der Mission erwies sich besonders wegen der mangelhaften Verkehrsverhältnisse und ihr Angewiesensein auf die Magazine von Christiansborg, die zuweilen als Tauschartikel nur Waffen und Pulver enthielten, recht schwierig, und auch unter den europäischen Missionaren entspannen sich mehrmals störende Differenzen. Hoffmann gab die Hoffnung auf endlichen Erfolg nicht preis. Im Jahre 1847 noch schreibt er an Missionar Schied: „Ich bin überzeugt, daß, wenn einmal der Widerstand gebrochen ist, es gerade wie in Indien Schritt für Schritt geht."

Gerade auch die öconomischen Verhältnisse der Mission wollten immer in kein geordnetes Geleise kommen, und es ist hier ein Brief des Inspectors charakteristisch, welcher zeigt, wie er sich auch dieser Seite der Sache angelegentlich anzunehmen verstand und seine geographische Kenntniß und Umsicht praktisch zu verwerthen wußte.

Er schreibt am 6. November 1847 an den Missionar D.: „Die Missionare beurtheilen diese Sache immer noch nicht recht, nämlich daß es ihre Aufgabe sei, die Westindier zu weiterer Entwicklung in Arbeit und Industrie über die Heiden hinauszubringen. Wir möchten

gerade, daß die Westindier, wenn die Bauarbeiten vorüber sind — und sie sollten jetzt nach bald fünf Jahren doch einmal ein Ziel finden — theils selbst, theils in ihren Kindern befähigt würden, in Ackerbau und Handwerk, in Gewerbe und Handel Fortschritte über die Heiden hinaus zu machen und zwar dieß nicht nur, damit sie sich selbst besser fortbringen, sondern vorzüglich auch, damit die Heiden sehen, was das Evangelium auch für das irdische Leben leistet. Laß mich zuerst vom Ackerbau reden. Der Zucker geht, wie man uns sagt, wegen der Ameisen nicht. Es ist auch nicht zu rathen, weil dann Zuckerpressen und Siedereien nöthig sind. Aber die Yams und Pisangs gedeihen doch auf den Plantagen der Neger, der Mais kommt gleichfalls fort. Es sollte also möglich sein, in diesen Artikeln und mit wenig Mühe die nöthigsten Nahrungsfrüchte bauen zu lassen. Reis wird wegen Mangel an Wasser schwerlich gedeihen, aber so gut man in Westindien den Kaffee, die Aloe, den Pfeffer, den Ingwer, die Plantane, den Indigo, die Tamarinde, Mango, die Gewürznelke, den Zimmt, den Brotfruchtbaum hat einführen können, so gut man am Niger hinauf den einträglichen Oel liefernden Palmbaum, in andern Gegenden Westafricas den Gummi pflanzen kann, so gut man nach Indien den Tabak, die Baumwolle, den Kakao und aus China den Maulbeerbaum mit der Seidenzucht übertragen konnte, sollte doch auch in Westafrica etwas zu machen sein, wenn man sich ernstlich darauf legte. Und das gäbe ja schon eine Menge vortrefflicher Ausfuhrartikel, die mehr als so eine kleine Colonie ernähren könnten. Ich will trachten, dir Nachrichten dieser Art und Sämereien von Südamerica, Ostafrica, Indien und Westindien zu verschaffen. Wäre ich bei euch in Africa, es gäbe für mich nichts Interessanteres, als den Versuch, das arme Land auch von dieser Seite emporzuheben.

Und nun zum Handwerk. Schon Br. Riis hat mir gesagt, eure Wälder haben die herrlichsten Hölzer, so hart und schön wie Mahagony und Ebenholz, und was nicht da ist könne man dorthin verpflanzen. Ich will nichts vom Holzhandel sagen, aber könnte man nicht hübsche kleine Geräthschaften mit Hülfe eines guten Drehstuhles aus diesen Hölzern fertigen. Ob Weberei — hängt davon ab, wie man eine Art Flachs und die Baumwolle fortbrächte. Ich hoffe, der liebe Br. S. werde mir einen kleinen Aufsatz über das,

was in Sierra Leone geschieht, schreiben." ... „Ich bin fest überzeugt," schreibt er gleichzeitig an einen andern Missionar, „daß die Verhältnisse mit den Westindiern herstellbar sind und daß es auch möglich ist, sie allmählig auf den Fuß der Selbsterhaltung zu bringen, wenn man die Sache am rechten Ende anfaßt.

Diese Briefe mögen zeigen, wie die africanische Mission durch Schwierigkeiten hindurch geleitet, ja zeitweise auch nach der glücklich durchgeführten Colonisation mehr behauptet als erweitert wurde. Erst die Zeit, nachdem Hoffmann Basel verlassen, brachte hier die bedeutenderen sichtbaren Erfolge und eine bessere Ordnung der Erwerbsverhältnisse durch die neben der Mission selbständig begründete Missionshandelsgesellschaft, aber man darf jene Zeit der vierziger Jahre füglich als die segensreiche Epoche der Grundlegung für die späteren Erfolge betrachten.

Wir treten über auf das größte Wirkungsgebiet der Basler Mission, nach Vorderindien. „Indien," so schreibt Hoffmann in einer Vorrede zu den Vorträgen des Missionars Weitbrecht v. J. 1844, „darf man wohl als das Land betrachten, an welchem die Kraft der christlichen Kirche sich messen mag. So alt und in Geist und Natur des Orients tiefgewurzelt ist kaum eine der asiatischen Religionen als die seinige, keine gewiß hat so sehr alle Adern des Volkslebens verwandelnd durchdrungen, so daß der Hindu mehr als irgend ein Heide in seinem Sein und Leben, Product seiner Religion ist. Unter den jetzigen natürlichen Religionen auf dem Erdball ist keine, die, von gemeinsamer Grundlage aus gewachsen, in so viele verschiedenartige Zweige auseinanderginge, keine, in welcher so viele und so gewaltige Umbildungen in ihren Wirkungen wie in der Erdrinde die Schichten verschiedenen Alters noch geschaut werden könnten. Hier erscheint uns das Heidenthum noch als eine Macht, die Nationen und Jahrtausenden gegenüber kräftig genug war, um sich selbst im Wesentlichen gleich zu bleiben. Kaum eine Stufe der möglichen Religionsbildungen fehlt, kein einzelner Zug im charaktervollen Gemälde eines eigentlichen Religionssystems wird vermißt. An dieser Riesengestalt hat das Evangelium seine Kraft versucht und siegreich erwiesen, wie es noch heute jeder auch felsenfest ursprünglichen Macht der Unwahrheit gewachsen ist. Es hat mit seinem scharfen und milden Licht den Fluch entdeckt, der

das Herz jedes Götzendieners drückt und Frieden gebracht in die Unseligkeit, die auf Tausenden lastete."

Indien nannte er das breite starke Mitteltreffen des Missionsheeres — das hoffnungsvollste und ergiebigste Arbeitsfeld der Gesellschaft.

In der That, wenn man von einer Vorliebe für ein besonderes Gebiet der auswärtigen Missionsarbeit reden konnte, so galt sie der indischen Mission. Hier hatte auch die Missionsleitung die vielgestaltigste Arbeit und sah sich immer neuen schwierigen Aufgaben gegenübergestellt. Man macht sich schwer eine Vorstellung davon, welche verantwortungsvollen Entscheidungen, welche Sorgen immer wieder in jenen elf Jahren auf dieselbe zurückfielen, während die Ausbreitung des Evangeliums von einer Reihe aufopfernder charaktervoller Missionare vorwärts getrieben wurde.

Indien war bereits das umfangreichste Missionsfeld der Basler Gesellschaft, unter Hoffmanns Leitung gedieh dasselbe zu einem solchen Umfang, trat so sehr über den bisherigen Rahmen hinaus, daß so manche praktischen Fragen der Leitung und Ordnung, welche bei einem engeren übersichtlichen Missionsgebiet noch vorbehalten bleiben konnten, zur Lösung drängten. Alle die wichtigsten Grundsätze des Missionsverfahrens, das Verhältniß zu der heidnischen Kastenabschließung, zur Vielweiberei, die Stufen der Schulbildung der in der Pflege der Mission befindlichen Heiden, vor allem die schwierige immer wieder sich aufdrängende Frage, in wie weit und auf welche Weise die Mission auch auf öconomische und industrielle Unternehmungen sich einlassen kann und muß, die Stellung zu andern Missionsgesellschaften, deren so viele dort nebeneinander arbeiten, das Verhalten gegenüber der englischen Colonialregierung, mußten theils erst durch Erfahrung bewährt, theils anderen Anschauungen gegenüber mit Kraft behauptet werden. Es waren gerade in Indien Missionare des verschiedensten Charakters neben einander, unter ihnen solche von hervorragender und originaler praktischer Tüchtigkeit, wie auch wieder andere von bedeutender wissenschaftlicher Begabung und Vorbildung. Da war es denn auch unter den Trefflichsten nicht Allen gegeben, in beständiger Handreichung und gegenseitigem sich Unterordnen ihren schweren Weg zu gehen. Auch hierin hörte Uebung und Sorgen nicht auf, und wenn Hoffmann sagt, daß er Jahre lang nicht ohne inneres Bangen und Beben ge-

blieben sei und etwas in seinem geringen Theile von dem nachgefühlt habe, was Paulus an die Korinther schreibt: wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht? — so hatte dies seine Ursache vorzüglich in der innern regen Sorge um die indische Mission. Doch ehe von diesen Arbeiten der Missionsleitung Näheres gesagt werden kann, ist es nöthig, wenigstens einen Ueberblick zu gewinnen über den Entwicklungsgang auch dieses Missionsgebietes.

Mit der Erneurung des Freibriefs für die ostindische Compagnie im Jahre 1833 wurde auch nicht englischen Gesellschaften die Mission in Indien gestattet. Dieß war ein Wink für die Basler Mission, besonders als sich das kaukasische Arbeitsfeld verschlossen hatte. Im Jahre 1834 zogen drei Missionare nach Indien und gründeten zuerst die Station Mangalur an der Westküste im Canaralande. Als zwei Jahre später noch vier Missionare hinzutraten, wurde nördlich davon und mehr auf der Höhe des Binnenlandes in Südmahratta die zweite Station Dharwar hinzugefügt, wozu englische Freunde der Mission aufgefordert und die Hand geboten hatten. Auf ähnliche Weise kam im Jahr 1839 die benachbarte Station Hubli zu Stande und als im selben Jahre auch Talatschery an der Malabarküste durch den Anschluß des Missionar Gundert, der dort wirkte, zu der Basler Mission hinzutrat, war dieselbe in Indien auf vier Stationen angewachsen.

Diese vier Stationen waren aber auf drei verschiedene, von einander ziemlich entfernte Landstriche vertheilt, und zugleich arbeiteten die daselbst wirkenden Missionare auch in mindestens drei verschiedenen Sprachgebieten, indem in dem südlichst gelegenen Malabar das Malajalim herrscht, während die Kenntniß des Kanaresischen, welches Südmahratta mit Kanara gemein hat, doch in letzterer Provinz nicht ausreichte, sondern hier auch das von dem niederen Volk in Mangalur gesprochene Tulu von den Missionaren erlernt werden mußte.

Mangalur, die mehrsprachige Küstenstadt, war und blieb die Stammstation der Basler Mission in Indien. Nach dem Grundsatz, der sich Hoffmann immer mehr als wichtige, praktische Regel befestigte, lieber wenige und stark besetzte, als viele und schwächer versorgte Stationen zu haben, blieb diese Station die am reichlichsten ausgerüstete. Hier sammelten sich alle die Thätigkeiten und

Anstalten, welche durch die Missionsarbeit hervorgerufen werden und die Grundlage für ihren stetigen Fortschritt bilden müssen, besonders Schulen und Waisenhäuser für Knaben und Mädchen. Hier sollte auch ein Katechistenseminar gegründet werden, eine Stiftung, welche von dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg hervorgerufen wurde, indem derselbe für diesen Zweck die Hälfte der Kosten zu tragen sich verpflichtete. Der Fürst v. Schönburg war ein edler Missionsfreund, mit welchem Hoffmann im Interesse der Mission in vielfachen brieflichen und persönlichen Verkehr trat, und der, da er sich bei seinen sehr bedeutenden Unterstützungen für die Basler Mission stricte die öffentliche Nennung seines Namens verbat, immer unter der Bezeichnung „des edlen Wohlthäters" figurirte. Da dieser großherzige Fürst für seine bedeutende Mithülfe aber auch den Anspruch machte, daß ihm für die von ihm mit getragenen Unternehmungen specielle Rechnung gelegt werde, und doch solche getrennte Kassenführung mit Beziehung auf einen einzelnen Geber dem sonstigen Verfahren nicht entsprach, da er auch immer wieder darauf drang, daß das Katechistenseminar in Mangalur, welches aus dem Knabeninstitut nicht recht herauswachsen wollte, gesondert constituirt werde, und dadurch viele Hin- und Herverhandlungen entstanden, konnte wohl im Schooße der Comitee je und je das republicanische Gefühl des Baslers laut werden, welchem die unterthänigen und unterthänigsten Unterzeichnungen diesem edlen Fürsten gegenüber sauer werden wollten. Da erklärte der Inspector, man möge ihm das nur allein überlassen, er sei als guter Württemberger solche demüthige Sprache gewohnt und übe sie gerne einem solchen Missionsfreund gegenüber. Er und der jetzige Präsident der Basler Mission waren nun gewissermaßen die Vertrauensmänner und Berichterstatter des Fürsten v. Schönburg, welcher mit seiner aus einer wahren Liebe für die Sache des Herrn entspringenden großartigen Freigebigkeit unter dem Adel deutscher Nation einzig in seiner Art dastand. —

Es hatte schon im Jahre 1840 den Anschein, als wenn von diesem Missionsheerde Mangalur aus ein Feuer ins Land hinein zünden sollte, als mit einem Mal aus fünfzig Dörfern die Angehörigen der Billawer- (Palmbauern-) Kaste sich erboten, ihrem Götzendienst zu entsagen und die Missionare zu ihren Priestern zu machen. Diese Bewegung hatte zwar keine rechten Folgen, aber

es sammelte sich doch von Jahr zu Jahr in Mangalur besonders aus dem Tuluvolk eine anwachsende Gemeinde. Kaum war eine solche in der Bildung begriffen, so drängten sich auch den Missionaren durch die Noth, in welche die kastenlos gewordenen Christen versinken mußten, Projecte auf, durch Anpflanzungen, landwirthschaftliche oder gewerbliche Unternehmungen den äußeren Bestand der neugewonnenen Glieder zu sichern. Solche Pläne, welchen die Missionsleitung immer nur mit der größten Vorsicht entgegenkam, schon weil sie für solche Unternehmungen keine Mittel hatte und die anvertrauten dafür nur im höchsten Nothfall und vorübergehend verwenden zu dürfen glaubte, gehörten zu den beständig wiederkehrenden Sorgen der indischen Mission. Für Mangalur kam den Wünschen der Missionare eine Schenkung des englischen Collector Blair entgegen, welcher den eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Balmattahhügel der Mission vermachte. Diese gesundere Höhe wurde durch den Bau der Kirche, des Missionshauses, der Schulen und Werkstätten, umgeben von einem Christendörflein mit seinen Pflanzungen, die Hauptstätte der Mangalurmission.

Dieses Jahr hat uns der Herr eine neue Station nicht gelingen lassen, meldete der Inspector auf dem Basler Missionsfest des Jahres 1840. Dagegen bilden die folgenden Jahre 1842 bis 1844 die Zeit, in welcher es unter Gottes Segen auf vielen Gebieten sichtbar vorwärts ging, in welcher auch in der Heimath die Arbeit für dieses Werk einen neuen Aufschwung nahm, der Missionsinspector für das Vorwärtstreiben derselben seine ganze Kraft einsetzte. Seine Briefe an die Missionare in diesem und den folgenden Jahren hallen wieder von dem Dank für die von den Missionsfeldern ihm zugekommenen Siegesbotschaften, und wenn sie auch oft nur von der Gewinnung weniger Seelen aus dem Elend des Heidenthums berichten konnten. So läßt der Neujahrsgruß an Mögling und Weigle von 1843 mehr im Tone des Triumphs als der Sorge sich vernehmen: „Unsere Gesellschaft geht jetzt mit vollen Segeln. Die Einnahmen reichen weit nicht mehr hin, um die Ausgaben zu decken. Dieses Jahr wird ein Deficit von mindestens dreißig Tausend Gulden, sage dreißig Tausend Gulden vom Jahre 1842 übernehmen, wenn uns nicht Alles trügt. Es fehlt nur noch Hebichs Rechnung, um es genau zu bestimmen.“ Freilich, wenn dann noch die Rechnung Hebichs einlief, der neben

seiner mächtig erweckenden Wirksamkeit auch der tüchtige Generalkassier der indischen Mission war, und die hoch den Etat überschreitenden Posten mit den einfachen Worten motivirt waren, „wo das Wort Gottes Leben schafft, da wachsen auch die Kosten!“ — da wurde wohl der Glaubensmuth des Inspectors auf eine neue Probe gestellt.

Das Jahr 1844 brachte zum Epiphanientag in Mangalur einen bedeutenden Erfolg, die Taufe von drei Brahmanenjünglingen aus der unter Möglings und Weigles Leitung stehenden englischen Schule, ein Ereigniß, welches einen Aufruhrsturm der heidnischen und muhammedanischen Bevölkerung gegen die Missionare hervorrief, aus welchem dieselben jedoch unversehrt hervorgehen durften. Der Begabteste unter diesen Bekehrten Kaundinja wurde vom Missionar Mögling im folgenden Jahre nach Basel gebracht und dort zum Missionar für sein Volk erzogen, in dessen Mitte er noch steht. Während in Mangalur einer der ältesten Missionare Greiner an der Spitze der sich ansammelnden Tulugemeinde stand, griff Ammans unermüdliche Thätigkeit über die von ihm gegründete Nachbarstation Kadike hinaus nach dem größeren Mulki, wo nach Möglings Bericht im Jahre 1846 eine Gemeinde von siebzig Seelen sich gebildet hatte. Wie einerseits manche Station, wie Hoffmann sich ausdrückte, von dem Herrn selbst errichtet wurde, dessen Winken die Missionare und die Missionsleitung nur nachzugehen hatten, so scheiterten dagegen andererseits an andern Orten, die sich der Mission immer wieder nahe legten, alle auf dieselben gerichteteten Unternehmungen. Dieß war besonders mit der Hafenstadt Honore der Fall, welche, als Zwischenort zwischen dem Mangulargebiet und dem District von Dharwar besonders günstig gelegen, schon in den vierziger Jahren wiederholt angefangen und theils wegen der ungünstigen Verhältnisse der wandernden Tamulenbevölkerung, theils wegen der Erkrankungen und Todesfälle unter den Missionaren wieder aufgegeben werden mußte.

Der zweite Mittelpunkt war die schon 1837 gegründete Station Dharwar in Südmahratta. „Kaum ist je eine Missionsstation in Indien,“ schreibt Hoffmann, „mit mehr freundlicher Beihülfe sowohl christlicher Freunde unter den englischen Beamten als auch selbst der Regierungsbehörden errichtet worden.“ Obwohl die Ostindische Compagnie den Missionsunternehmungen grundsätzlich igno-

rirend wenn nicht mißgünstig gegenüberstand, so spielt doch das Entgegenkommen einflußreicher christlich gesinnter Engländer in der Geschichte der Basler Mission jener Zeit eine bedeutende Rolle. Häufig wurden Anerbietungen zur Errichtung von Missionsstationen von dieser Seite begleitet mit Schenkungen an Gebäuden und Grundstücken, welche die Missionare in den Stand setzten, ans Werk zu gehen, wo sich sonst die Gründung einer neuen Station durch den Mangel an Mitteln verboten hätte. Aber ein schwerer zu überwindendes Heidenthum trat den Sendboten gegenüber unter der wohlhabenderen Bevölkerung des Hochlandes, welche erst im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts unter englische Herrschaft gekommen war. Die dortigen durch ihre Mönche das Volk beherrschenden Schiwaverehrer waren nicht weniger unzugänglich als die Brahmanen anderwärts. Im Jahre 1839 war das benachbarte von 15000 Heiden bewohnte Hubli gleichfalls unter englischer Beihülfe zur zweiten Station geworden, eine Stadt lebhaften Handels und Betriebs, von der aber noch sieben Jahre später erfahrene Missionare urtheilten, es sei zwar der Platz, wo es am leichtesten ist, Schulen zu errichten, aber der letzte Platz, wo eine Gemeinde entstehen kann. Jener ganze District, erwies sich nicht in gleichem Grade für die Predigt des Evangeliums zugänglich wie das Canaraland, und doch brachte der Anfang der vierziger Jahre auch dort eine Bewegung, welche man mit den lebhaftesten Hoffnungen begrüßte.

Die Secte der Kalagnana's oder Zeitwisser, welche nach der Prophezeiung eines arabischen heiligen Buches seit der 1799 erfolgten Eroberung von Seringapatam, der Hauptstadt von Meisur, durch die Engländer den Fall der indischen Königreiche und den Fall des Götzendienstes und der Kasten durch einen vom Westen kommenden König, der der wahre Gott sei, erwarteten — schien in der neuen Predigt der europäischen Missionare die Anbahnung dieser ihrer Erwartung zu erkennen. Sie berechneten ihre Zahl auf Zehntausende, begehrten von den Missionaren belehrt zu werden und ihnen sich anzuschließen. Es wurde zuerst für das von vielen Gliedern dieser Secte bewohnte Dorf Bentur von den Missionaren eine umfangreiche Pachtung in der Nähe vorgeschlagen für zwanzig Kalagnana-Familien, welche „Christum bekennen, Götzenkaste und Concubinat aufgeben und sich fleißiger Arbeit widmen wollten.“ Hier-

auf trat auch die Missionsleitung freudig ein, die Stationen Bettigerry und Malasamudra entstanden, indem besonders der letztgenannte Ort, wo auf das dringende Verlangen der Kalagnanas die Regierung einen Platz zur Niederlassung hergab, einer größeren Sammlung bekehrter Colonisten dienen sollte. Aber der Fortgang entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Die Bewegung ging schnell zurück. Der Führer derselben Koppa Gauda erwies sich als Betrüger, und die unlauteren irdischen Motive der Leute kamen, als es nun Ernst werden sollte mit dem Heraustreten aus dem Heidenthum, an die Oberfläche. „Das Ergebniß der Colonie," schrieb Hoffmann an Missionar Frey in Malasamudra, „ist allerdings in sofern nicht befriedigend, als wir glaubten eine Colonie für die Leute zu errichten, und jetzt Leute für die Colonie suchen. Laßt uns darum nicht verzagen, lassen wir die Predigt fortwirken, eine Familie, die das Heidenthum von sich wirft, ist mehr werth als drei andere, die auf beiden Seiten hinken."

Diese Zuversicht wurde nicht enttäuscht. Wenn auch die großen Hoffnungen, welche die Missionare zuerst gefaßt hatten, sich nicht erfüllten, so sammelten sich doch kleine Gemeinden. Malasamudra wurde allmählig besiedelt, Bettigerry hatte blühende Schulen. Aber einen größeren Umfang konnte die Missionsarbeit, an welche auch hier viele Missionare ihre ganze Kraft setzten, nicht gewinnen. Durch Erkrankungen, durch den Austritt von Missionaren, durch Todesfälle blieb gerade in diesem Missionsgebiet Jahre lang der Kreis der Arbeiter selbst in einer gewissen unruhigen Bewegung und aus den öconomischen Projecten, den Pflanzungsunternehmungen und industriellen Versuchen, welche durch die Kalagnanabewegung hervorgerufen wurden, erwuchs den Missionaren selbst eine Gefahr. Mancher widmete sich gerade dieser Seite mit besonderer Kraft und Vorliebe. Es wollte auch etwas heißen, wie einem derselben nachgerühmt werden konnte, im Tropenklima von fünf Uhr Morgens bis in die tiefe Nacht am Feuer zu stehen und das unwissende Heidenvolk zu europäischem Handwerk anzuleiten. Es war ja verführerisch, auf dem ergiebigen Boden Pflanzungen in großem Maßstab zu entwerfen, um so die hülfsbedürftige Mission auch öconomisch in Indien auf sich selbst zu stellen. Am schnellsten gewann sich auch auf diesem Weg das Zutrauen der Eingeborenen. Aber die Missionsleitung wich hier von ihren Grundsätzen, daß sie aussende,

um das Evangelium zu predigen, nicht ab, und der Inspector hatte gerade auf diesem Missionsgebiet nicht nur Erfolge zu vernehmen, Rathschläge und Anweisungen zu ertheilen, er kämpfte auch wohl Jahre hindurch einen zähen Kampf gegen manche öconomische Unternehmungen, welche, wenn noch so uneigennützig und aufopfernd betrieben, die Comitee nicht zu den ihrigen machte, da sie für große landwirthschaftliche Versuche die zu Gebot stehenden Mittel nur, so weit sie sie als unerläßlich nothwendig erkannte, verwenden durfte. — Noch war es nicht möglich geworden, was Hoffmann schon frühe als Ziel ins Auge faßte, für diese Seite der Mission eigene Gesellschaften ins Leben zu rufen, und eben darum kehrte für die Comitee immer bei größeren Stationserrichtungen die schwere Aufgabe wieder, den öconomischen Unternehmungen, zu welchen die Missionen durch Anbietungen von Regierungsland oder auch durch Schenkungen von Engländern und durch ein Bedürfniß der Vorsorge für zukünftige Erweiterung oder gegenwärtige Armuth der Gemeinden förmlich gedrängt wurden und wieder drängten, die richtige Grenze zu ziehen. Dabei ging aber auch auf jenen Stationen durch Sendboten voll Kraft des Geistes und aufopfernde Treue die Predigt des Wortes fort.

Jüngeren Ursprungs und doch fruchtreicher damals war die Mission in dem südlicheren Gebiet an der Malabarküste.

Kurz ehe Hoffmann in Basel eintrat, war in Talatschery, etwa um einen Breitegrad südlicher als Mangalur, die erste Station des Malabarlandes entstanden. Dr. Gundert, welcher durch die Conferenz in Mangalur zum Anschluß an die Basler Mission gewonnen ward, nachdem er schon vorher in der englischen Tinnevellymission gewirkt hatte, begründete diese Station, für welche ein englischer durch Hebichs Predigt erweckter Missionsfreund sein neues Haus auf dem Netturhügel und dazugehöriges Feld gegeben hatte. Die Mischung der Bevölkerung, besonders der ansehnliche muhammedanische Theil derselben, boten hier große Schwierigkeiten, trotz deren anhaltende und solide Missionsarbeit sich anpflanzte und manche schöne Frucht zeitigte. Im Jahre 1840 trat der ansehnliche Militärplatz der Britten Cananur, sechs Stunden nördlich von Talatschery als zweite Station hinzu. Dahin war der vorher in Dharwar thätige, bereits durch seine eingreifende Wirkung bekannte Hebich auf dringende Einladung gekommen. Hier trat er so manches Jahr unermüdet die Kelter allein. Er predigte das Wort unablässig, klar

und dringend, und es offenbarte seine scheidende Kraft. Besonders eingreifend war seine Wirksamkeit unter dem englischen Militär bei Hohen und Niedern. Auf den großen Götzenfesten in Talipa-rambu und anderwärts trat er furchtlos unter die Menge und forderte das Heidenthum in die Schranken. Während Gundert die Malajalimsprache wissenschaftlich bemeisterte und neben der praktischen Arbeit auch sprachwissenschaftlich für die Mission die wichtigsten grundlegenden Arbeiten lieferte, blieb Hebich bei seinem mangelhaften Kanaresisch stehen und Dollmetscher mußten seine Predigt den Eingeborenen verständlich machen. Aber der starke Zeugengeist sprengte diese Fesseln und fand seinen Weg zu den Herzen. Hoffmann war unter den ersten Eindrücken des urselbständigen und der Comitee gegenüber wenig gefügigen Mannes nicht ohne Bedenken gegen die eigenartige Gestalt, aber je mehr er Hebich brieflich näher trat und seine Erfolge sah, desto mehr gingen demselben über die tiefe Lauterkeit dieses Characters, über seine erweckende Wirksamkeit die Augen auf. Nur mit Mitarbeitern durfte demselben die Comitee nicht nahe kommen und sie mußte sich schließlich dazu bequemen, sich ihr Recht in dieser Hinsicht zu wahren, ihn aber nach seiner Art gewähren zu lassen. Briefe voll Triumph und Hallelujah verkündigten seine Siege an den Seelen dem Inspector, der manchmal die kühne Zuversicht herabzustimmen sich versucht fühlte, und dem erst in späteren Jahren annó 1865, als Hebich nach einunddreißigjährigem Wirken in Indien wieder die Heimath betreten hatte, der merkwürdige Missionar von Cananar von Angesicht bekannt wurde. —

Um diese beiden Stationen und ihre durch andere Missionare unterstützten Leiter gruppirten sich schon in den nächsten Jahren fernere Wirkungsgebiete.

Die Pflanzung Andscharkandy, welche Gundert zuerst nach dem Süden geführt hatte, weil ihm der dort unter schwierigen Verhältnissen wirkende Katechist schon von den Missionaren in Tinevelly empfohlen war, wurde als Außenstation von Talatschery festgehalten, und im Jahre 1842 führte eine Reise Gunderts nach der südlichen Küstenstadt Calicut dazu, daß dort in der regen Handelsstadt, wo schon verschiedene evangelische Christen von tamulischen und Malajalim Stationen ohne Pflege angetroffen wurden, eine neue Station entstand.

Der Versuch, der tief versunkenen Bettlerkaste der Najadis, auf welche der edle brittische Collector Conolly die Aufmerksamkeit lenkte, nahe zu kommen, führte zu der noch etwas südlicher gelegenen Stadt Kodakal. Von Cananur aus wurde Tschirakal besetzt und nachher zur Hauptstation erhoben, und durch die Bekehrung des Mannan Tschandren in Tschimbola wurde auch in dieser seiner Heimath der Grund zu einer Christengemeinde gelegt. —

Auch schon aus dieser kurzen Skizzirung kann erhellen, wie das Wachsthum der Stationen nicht auf willkürlicher Auswahl beruhte, sondern Missionare und Missionsleiter nur den gegebenen göttlichen Winken zu folgen brauchten, um die Maschen des Missionsnetzes weiter auszudehnen.

Der thatkräftige Unternehmungsgeist des Inspectors ist in der That an diesen Fortschritten von Station zu Station zu erkennen und doch, wenn man die Verhandlungen der Missionscomitee in den elf Jahren seiner Amtsführung gerade in Bezug auf Indien überblickt, so ist dessen, worauf man verzichten mußte, der Anträge, die abgelehnt wurden, noch viel mehr als dessen, was neu gegründet ward. Die heimische Comitee erscheint noch vielmehr in der Defensive gegen immer weiter gehende Anträge der Missionare, welche auch da und dort durch eigenes Vorgehen derselben vorgegriffen haben. Man sieht, welche immer größeren Aufgaben sich aufthun, wo einmal die Verkündigung des Evangeliums in eine so große heidnische Völkermasse hineingegriffen hat, und man lernt verstehen, wie der Aufruf an die Christen der Heimath zur Vermehrung der Arbeiter und der Mittel nicht nur aus der Sorge um die Erhaltung des Gegründeten, noch weniger aus dem bloßen Begehren nach größerem Umfang des Werks hervorging, sondern nur der Widerhall war von den dringlichen Anträgen, die von dem großen Indien herüber kamen. Wenn Hoffmann wiederholt das indische Missionsfeld als das ergiebigste und hoffnungsvollste bezeichnete und klagte, daß man diesem gerade in der Heimath weniger Theilnahme zuwende, so standen ihm die vielen Bitten der Missionare vor Augen, die unerfüllt verhallen mußten.

Einer der Vorschläge, die Jahre lang auf Erfüllung warteten, war die Errichtung einer Mission auf den blauen Bergen, die schon im Jahre 1840 von Greiner in Folge einer dahin unternommenen Reise empfohlen wurde, und nachher, als ein Legat aus

Ostfriesland zur Stiftung einer neuen Station anlangte, ihrer Verwirklichung nahe war. Ein wirkliches Eintreten auf den immer wieder zurückgeschobenen Plan wurde erst durch das hülfreiche Entgegenkommen des Engländers Casamajor ermöglicht. So mancher Missionar, der nur in diesem hohen Bergklima in Indien bleiben konnte, mochte jetzt dort sein Werk fortsetzen, wie es Weigle schon im Jahr 1845 unter den kanaresisch redenden Bergbewohnern angefangen hatte. Die Mission auf den blauen Bergen neben Calicut an der Küste war der äußerst südliche Posten, welcher in Angriff genommen wurde.

Durch die ganze Zeit von Hoffmanns Inspectorat zieht sich aber auch die Sorge um eine Centralindische Mission im Norden dieses großen Landes.

Die Missionare Pfander und Kreiß waren nach Aufhebung der kaukasischen Mission durch Persien nach Indien gekommen. Vorzüglich für das Werk unter den Muhammedanern vorbereitet und bewährt, mußten sie auch in Indien auf diese ihr Augenmerk richten. Sie traten in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission über, aber engherzige englisch-kirchliche Anschauungen, welche ihnen ohne englische Ordination keine vollberechtigte Stellung zuerkennen wollten, brachten sie in eine schwierige Lage, und die einfachste Lösung wäre gewesen, wenn man von Basel aus eine Mission in Centralindien errichtet hätte, wofür auch Barth seine gewichtige Stimme erhob. Doch dieß scheiterte an dem Mangel der Mittel, und es wurde der Ausweg gefunden, daß die deutsch ordinirten Missionare, zu denen sich noch zwei andere aus der kaukasischen Mission gesellten, in Agra, wo kein englisch Ordinirter sich befand, in voller Ausübung geistlicher Functionen im Dienst der englischen Mission arbeiteten.

Im Jahre 1845 aber trat Dr. Häberlin, bis dahin im Dienst der brittischen Bibelgesellschaft in Calcutta, mit immer neuen, immer dringlicheren, von großartigen Anerbietungen begleiteten Anträgen zur Errichtung einer Mission in Ostbengalen hervor. Viermal erneuerte er in jenem Jahre seinen Antrag. Er forderte zuerst gleich zwölf Missionare, und englische Freunde wollten die Mittel schaffen. Endlich im Herbst 1846 sollten zwei Missionare diesem Rufe folgen nach Dacca und Dajapur. Im Jahre 1849 verlangte Häberlin fünf weitere Missionare, und in der That

kam hier in diesem von den andern Stationen weit entlegenen Theil von Indien eine Mission mit vier Stationen zu Stande, der es nicht an hoffnungsvollen Erfahrungen fehlte. Da starb Häberlin, für die von ihm gegebenen Zusicherungen traten keine Anderen ein, und Basel mußte, unfähig mehr als eine Station auch dieses Feldes noch auf sich zu nehmen, dasselbe andern Missionsgesellschaften mit sammt den dorthin gesendeten Missionaren überlassen.

Im Ganzen war die Zahl der indischen Stationen bis 1850 auf elf herangewachsen, die zusammen etwa 1100 Gemeindeglieder zählten und nicht weniger als 2400 Schüler waren aus der heidnischen Jugend in eigentlichen Missionsschulen und andern Anstalten der Mission gesammelt, fünfundzwanzig Missionare und fünfzehn Missionsfrauen arbeiteten mit zweiundzwanzig Katechisten an diesem Werke. Dasselbe hat sich seit dem letzten Vieteljahrhundert bedeutend in jeder Hinsicht vergrößert, wobei jedoch der geographische Rahmen der damals begründeten Missionsgebiete mehr ausgefüllt als durch Bildung neuer entlegener Missionsfelder erweitert worden ist.

Nur die chinesische Mission ist noch zu erwähnen. Dr. Gützlaffs Wirken, der durch seine Organisation zahlreicher Nationalgehilfen eine den ungeheuren Dimensionen des himmlischen Reiches entsprechende Missionsarbeit im großen Stil ins Leben zu rufen unternahm, drohte, als seine Berichte von den glänzenden Erfolgen einliefen, in der Heimath eine Zeitlang alle anderen Missionsinteressen in den Schatten zu stellen. Eine Anforderung an Basel, Gützlaff durch Zusendung von Missionaren zu unterstützen, war schon 1840 durch Miss. Krückeberg ergangen, aber abgelehnt, weil die chinesische Mission ganz auf dem einen Gützlaff ruhte und keinen genügenden Rückhalt in der Heimath darbot. Jetzt, da auch Beiträge und Wünsche für Errichtung einer chinesischen Mission immer häufiger besonders bei Barth in Calw einliefen, entschloß sich auf Dr. Barths Betrieb und in Folge einer durchschlagenden Darlegung des Inspectors über die Bedeutung der Oeffnung von Chinas verschlossenen Pforten die Comitee 1847, zwei Missionare, Lechler und Hamberg, nach China zu senden. Die weitere Entwickelung dieser Mission verfolgen wir aber hier nicht, da sie uns schon in der Zeit von Hoffmanns Nachfolger hineinführen würde.

Diesem Ueberblick über die von 1839 bis 1850 gewonnenen Missionsgebiete muß sich aber noch ein Einblick anreihen in den inneren Gang der Leitung dieser Arbeit in den fernen Heidenländern. Der Inspector, schon als der Lehrer und väterlicher Freund aller der Missionare, die noch unter seiner Leitung waren ausgebildet und hinausgesendet worden, war auch für die draußen stehenden der nächste Repräsentant der gläubigen Gemeinde, welche in der Heimath die Mission trägt und ihre Fortschritte mit ihren Gebeten begleitet. Er war als das Organ, als die schreibende Hand der leitenden Comitee der Mann, dessen Rath und Weisung, dessen tröstlichen Zuspruch und Ermunterung auch der erfahrene auf dem heißen Kampfesfelde stehende Missionar bedurfte und werth hielt. Manches reif durchdachte, manches köstliche Wort wurde so übers Meer getragen, besonders dann, wenn es durch eingehende Mittheilungen von dort her hervorgerufen war.

Ueber die Aufgabe des Missionars schreibt Hoffmann, auf eine Reihe durchdachter Fragen antwortend, an Missionar Gundert in Talatschery 17. Februar 1840 mit Anspielung auf dessen sprachwissenschaftliche Forschungen: „Der große Abstand zwischen Ihrer jetzigen Ansicht des Gegenstandes und Gebiets und der vorherigen Fernsicht desselben ist einfach der Unterschied zwischen der Vorstellung und der Erfahrung. Denken Sie sich, wie auch bei uns z. B. die Sprachen des Morgenlandes etwa betrachtet werden, so lange man zwar ihre Schriftzüge gesehen, Uebersetzungen gelesen hat, und wie ganz anders, wenn man sie nun *studirt*. Anfangs Jahre lang unsichere, da und dort herumgreifende Versuche und mit zunehmender Erweiterung und Receptivität auch wachsende Verwirrung, ein Gähren der empfangenen Elemente durcheinander. Aber Jahre lange Arbeit darin klärt zuletzt, es entsteht Licht und Ordnung, wenn man nur von der Arbeit nicht abläßt und zuletzt ist man des gewaltigen Stoffes Meister und kann ihm die Form in freier Thätigkeit geben, die in ihm selbst indicirt ist. Freilich nicht Jeder wird es dahin bringen, Mancher ist zu fertig mit Abstrahiren vom Fremden und Appliciren des Gewohnten. Er meint die Arbeit fertig, hält das Fremde für begriffen, wähnt es zu haben und statt dessen hat er es abgestoßen, hat sich davon isolirt, bleibt draußen stehen, ohne je hineinzukommen. Bei Manchen gährt es kürzer und ein halbes Eingehen kommt zu Stande, weiter bringen sie es nie. Hier sind

denn die Grade sehr verschieden. Noch andere aber brauchen lange Zeit, bis Licht ins Chaos kommt, sie aber werden Meister der Sache. — Sie werden einheimisch auf dem neuen Boden, sie verwachsen mit der Nation, mit den Heiden, aber so, daß diese vielmehr zu ihnen hinauf und durch sie in Christum hinein wachsen. Solch ein Mann war in seiner Weise Rhenius, solch einer war Elliot... Erinnern Sie nicht an die apostolische Kirche! Es war ein ganz anderer Fall, der sich historisch nie wiederholen wird. Sie bestand aus Juden und Griechen. Die Schrift drückt nicht umsonst es so aus. Sie sagt Ἕλληνες nicht ἔθνη, wenn sie die Heidenchristen bezeichnen will. Die βαρ βαρυι stehen noch ganz neben draußen. Also Einheit der Vorbildung zwischen dem Prediger und der Gemeinde. Wie ganz anders jetzt der Missionar ... Die eigentliche größte Verleugnung eines Missionars liegt darin, sich einer fremden mächtigen Individualität, der einer Nation hinzugeben.

Mit der Zeit wurden wohl bei der sich häufenden Correspondenz die Briefe kürzer, aber immer riefen besonders wichtige Anlässe auch eingehende und tiefgehende schriftliche Mittheilungen aus der reichen Anschauung und dem Schatze innerer Erfahrung hervor. Es wurden in diesem Verkehr keine Kanzleibriefe geschrieben, welche die sachlichen Anweisungen in möglichst dürrer und unpersönlicher Form übermitteln, sondern er war mit Geist und Liebe getränkt, ein Mittheilen und Empfangen geistlicher Gabe.

Das Mittel, um allen Missionaren in jedem Jahre auf diese Weise wenigstens einmal oder zweimal nahe zu treten, waren des Inspectors jährliche Circularschreiben, welche nicht nur an die noch im Dienst der Basler Mission stehenden Sendboten, sondern auch an alle die von Basel Ausgegangenen, im Dienste anderer Missionsgesellschaften Wirkenden gerichtet waren. Da that sich sein Herz auf gegen die fernen Brüder, und es möge wenigstens ein Wort dieser Art hier folgen aus dem Circular vom 28. November 1844: „Endlich, nach langem Wünschen, Warten und Verzögern, komme ich dazu, Euch wieder einmal etwas Ausführliches zu schreiben und mir selbst den Segen zu bereiten, der mir jedesmal von einer Wanderung durch den weiten Kreis unsrer geliebten Missionsfamilie zu Theil wird. Denn jedesmal wird mir das glaubensstärkende Bewußtsein neu belebt, daß die selige Gemeinschaft wirklich zwischen uns besteht, zu der jeder Einzelne von uns allen in

jenem dem Kinde Gottes nicht unbekannten Schmerzgefühle der Einsamkeit und Verlassenheit, wie der Wandrer in der Wüste nach einer frischen Palmengruppe, hinblickt. Seid mir daher vor allem, geliebte Brüder, in dem Herrn Jesu Christo, unserem herrlichen Haupte, gegrüßt, der gestern und heute und ewig derselbe bleibt, wenn auch in dem weiten bewegten Weltmeer, das wir alle nach der Ewigkeit durchschiffen, stets beweglich Welle auf Welle rollt, und wir, über weite Räume uns die Hand reichend und unsere fliegenden Blätter einander zusendend, stets darauf rechnen müssen, einer den andern nicht mehr so zu treffen, wie er ihn nach den letzten Nachrichten sich denkt. Ja vielleicht richte ich jetzt mein Wort da und dort an einen lieben Bruder, der schon im ewigen Hafen angelangt ist, indeß ich mir sein Schifflein noch auf dem Meere denke, und gewiß werden diese Zeilen manchen im tiefen dunklen Thale zwischen brausenden Wogenbergen antreffen, den ich mir auf glatter Fläche schaukelnd vorstelle, und manchen werden sie von friedlicher Stille umgeben finden, den ich im Geiste jetzt noch mit Stürmen kämpfen sehe. Aber Eines bin ich froh und gewiß, daß wo und wie auch immer in dieser bewegten Welt und Zeit mein Blatt den Bruder finde, sein Herz mit dem meinigen gleich schlage in der Liebe zu unserem unwandelbaren Haupte, im Verlangen nach dem Kommen seines Reiches auf Erden und in der Sehnsucht nach der himmlischen Heimath. Also nochmals meinen Liebesgruß zuvor in unserem Heiland. Und nun laß mich wieder wie gewöhnlich umherschauen mit Euch in dem engeren und weiteren Kreise der heimathlichen Zustände, der ja immer auch noch der Eurige ist."

Die Circulare brachten dann nach allen entfernten Missionsfeldern eine gedrängte Chronik des Missionshauses, der äußeren und inneren Erlebnisse derselben, eine Umschau über die politischen und kirchlichen Zustände der Heimath, dann kurzen Bericht über Ergehen und Wirken sämmtlicher, mit der Basler Mission direct oder durch frühere Angehörigkeit in Verbindung stehenden Missionare von dem Westen Nordamericas bis wieder nach Makisser, wo einsam ein Basler Sendbote in holländischen Diensten auf ferner Insel stand, und als Anhang auch wohl den Hinweis auf bedeutendere literarische Erscheinungen in der Theologie aus dem laufenden Jahre.

Doch wir wenden von diesem geistigen Verkehr der Liebe und Glaubensgemeinschaft noch den Blick auch auf die ersten und schwierigen Aufgaben, welche die Leitung der auswärtigen Missionsarbeit mit sich führt, und wollen die Kämpfe und Sorgen nicht übergehen, welche uns erinnern, wie auch bei diesem edelsten Werk gläubiger Arbeiter menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit störend und erschwerend dazwischen treten. Es wäre eine völlig falsche und idealisirende Vorstellung von dem Betrieb des schwierigen, weit verzweigten, durch viele verschieden angelegte kräftige Geister geführten Missionswerkes, zu glauben, daß hier immer nur ein freudiger Austausch der Glaubensgemeinschaft Alles in ungetrübtem Einverständniß zusammenhalte.

Wie das Murren der Griechen wider die Hebräer, als die Ihrigen bei der täglichen Handreichung übersehen wurden, erst zur Einsetzung des Diaconats in der Christengemeinde in Jerusalem führte, so erwachsen auch oft erst durch viele Mißhelligkeiten hindurch nothwendige organische Einrichtungen in der Mission. Bei der großen räumlichen Entfernung und der großen Verschiedenheit der heimischen Verhältnisse von den Verhältnissen der Heidenwelt, braucht es oft, wie Hoffmann selbst auf Grund seiner vieljährigen Erfahrung es ausspricht, trotz alles brieflichen Verkehrs lange Zeit, ehe nur das Wirken des Missionars im Zusammenhang mit allen ihn bestimmenden Umständen von der Leitung daheim verstanden, ehe wieder von den Missionaren die Anordnungen, die ihnen von der Heimath zukommen, richtig gewürdigt werden. Die Letzteren, in ihrer Isolirung im fernen Land in ganz besonderer Weise darauf hingewiesen, sich selbst zu helfen, lernen nicht immer eben so leicht auch sich regieren und weisen zu lassen, selbst dann nicht, wenn ihr selbständiges Wirken nur im Eifer für die Sache geübt wird. —

Eine bei Hoffmanns Eintritt so gut wie ungelöste Frage war das Verhältniß der Missionare zu der heimischen Comitee, überhaupt die Organisation des Missionswerkes. Es war zwar immer vorausgesetzt worden, daß die Missionare, auch wenn sie ausgesendet waren, an die Weisung der heimischen Leitung gebunden seien, aber da die Comitee selbst nicht so recht als ein einheitliches Ganze wirkte, sondern vieles auch nach auswärts der persönlichen Einwirkung des Inspectors überlassen blieb, auch wohl andere Mitglieder mit ihm und neben ihm mit den Missionaren in Verbindung standen, so war

die Leitung vielfach gelockert und Vieles dem gegenseitigen brüderlichen Einverständniß anheim gegeben, ein Verfahren, welches bei größerer Ausdehnung des Missionsfeldes sich nicht mehr behaupten ließ.

Die römisch-katholische Kirche trieb gerade auf dem Gebiete der Missionsthätigkeit ihr Princip der strengsten einheitlichen Organisation, ihre Regel des blinden Gehorsams im Jesuitenorden auf die Spitze. Sie missionirt überdem noch heute, wo es ausführbar ist, in der Weise, daß die Darstellung eines organisirten Kirchenwesens das Erste ist und nicht erst das Resultat. Geistliche Orden mit ihrer strengen Gebundenheit treiben das Werk, Klöster werden errichtet, Grundstücke erworben und schon der äußere Betrieb führt Menschen herbei, welche dann, diesen Mittelpunkten sich anschließend, leichter zu Bekehrten werden. Wer wollte leugnen, daß dieses Verfahren, wo es mit edlem Eifer und wirklicher christlicher Liebe für die Heiden verbunden war, besonders in den Zeiten des Mittelalters Großes für die Ausbreitung des Christenthums geleistet hat.

Die evangelische Mission, welche vor Allem allen Proselytismus verwirft und sich nur die Aufgabe stellt, auf dem Wege der Predigt des Wortes Seelen für Christum zu gewinnen, legt den ganzen Nachdruck auf die persönliche Wirksamkeit der einzelnen Missionare. Sie wird nicht von Landeskirchen sondern von freien Vereinigungen innerhalb der evangelischen Kirche getrieben. Hier kann die Frage entstehen, wo denn der Schwerpunkt für die Leitung der Mission ruhen müsse, ob in einer heimischen Comitee oder bei den ausgegangenen Missionaren, d. h. ob die erstere für den Missionar die leitende Auctorität sein soll oder etwa nur eine Vermittlung mit der Heimath, eine Gesellschaft, welche die Theilnahme der Christen für das Werk rege erhält und die Beiträge sammelt, während die Sendboten wie die Heidenapostel der ersten Christengemeinde ohne weitere menschliche Leitung ihre Wege gehen. In der neueren Missionsgeschichte hat eine solche von dem Boden der Heimath abgelöste Selbständigkeit der Missionare sich so gut wie unausführbar erwiesen und die äußeren Gründe davon, insonderheit bei den in fernen Zonen getriebenen, vereinzelten Missionsunternehmungen unserer Zeit, sind leicht einzusehen. Und doch war in der Basler Mission gerade damals, als Hoffmann in die Leitung derselben eintrat, eine Zeit, da die Missionare in Begriff waren, die Leitung bei sich selbst zu behalten, wenigstens in der indischen Mission, denn diese war

immer das Feld, auf dem die wichtigsten Principienfragen der Mission zum Austrag kamen.

Die indischen Brüder, wie es scheint, schon bis dahin in ziemlichem Umfang gewöhnt, bei der langsamen Correspondenz auch wichtige Entscheidungen selbst zu treffen, hatten, um Meinungsverschiedenheiten über das Verfahren in der Mission unter sich auszugleichen, eine Generalkonferenz in Mangalur veranstaltet, auf welcher ein förmlicher Verfassungsentwurf für die Canaresische Mission festgestellt wurde. Derselbe tendirte dahin, diese Generalkonferenz als die leitende Missionsbehörde hinzustellen, möglichst unabhängig von der heimischen Comitee, die einzelnen Missionare aber wieder möglichst abhängig von dieser Conferenz. Ihr sollte die Oberleitung des betreffenden Missionsfeldes zunächst obliegen, auch alle Briefe und Berichte von den einzelnen Stationen und Missionaren sollten ihrer Revision unterliegen u. a. drgl. Es wurde auch sogleich in diesem Sinne gehandelt, der Br. Hebich nach Dharwar versetzt, die Station Honore vorläufig aufgegeben, der Dr. Gundert zum Anschluß an die Basler Missionare eingeladen. Daß diese Art Selbstconstituirung in der Absicht, ungeordneten Verhältnissen zu entrinnen und in aufrichtigem Eifer für die Sache der Mission geschah, erhellt aus der offenen Darstellung, welche mitbetheiligte Missionare in Samuel Hebichs Leben von jener Bewegung der Mission in Mangalur gegeben haben. Aber schon der Hauptzweck, völligere Einigung zu erzielen, wurde nicht erreicht, vielmehr entstand durch den stürmischen Eifer einiger Brüder, welche die Mission auf den Fuß alleräußerster Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit setzen wollten, und nach diesem Grundsatz den Verkauf des Missionshauses durchsetzten, eine bedenkliche Mißstimmung und Verwirrung.

Die inzwischen an die Comitee gesandte „Verfassung" wurde von dieser im Wesentlichen gerade nicht gut geheißen. Es war die Aufgabe des neuen Inspectors, diesem Entwurf einen anderen seitens der heimischen Leitung entgegenzusetzen, welcher nun sofort in Geltung treten sollte. Von vorn herein sah er sich dadurch aufgefordert, die Grundsätze über das Verhältniß der Missionare und der Comitee klar festzustellen. Die zweiundzwanzig Folioseiten umfassende Instruction und Auseinandersetzung vom 5. November 1839 war fast das Erste, womit er als Inspec-

tor den Brüdern in Indien gegenübertrat. Da dieselbe im Eingang hervorhebt, „dieses veränderte Statut stellt die Grundansichten der Comitee über äußere Führung des Missionswerkes dar," so mögen einige wichtige Darlegungen derselben hier folgen.

Zu Paragraph sechs, wonach die Comitee der Generalconferenz in Indien nur die Stellung einer berathenden Versammlung zuerkennt, so weit derselben nicht Vollmacht zu freier Anordnung ausdrücklich gegeben würde, bemerkt Hoffmann:

„Daß hier ein Princip hervortritt, welches in eurem Entwurf nicht deutlich genug sich aussprach, muß einleuchten. Die Comitee ist und bleibt vor der Christenheit verantwortlich für die Canaresische Mission. Nicht der Umstand allein, daß die Comitee der Vermittler ist für die Erhaltung der Mission durch die Gaben der Christen, und daß sie Rechenschaft zu geben hat über die Verwendung dieser Gaben, also die finanzielle Stellung der Comitee zur Mission, sondern noch vielmehr die Bildung und Erziehung für die Mission, welche die Brüder unter der Leitung der Comitee erhielten, und der Auftrag, den sie vom Herrn durch sie erhielten, endlich die Nothwendigkeit einer solchen Leitung für das Missionswerk sprechen gebieterisch für ein solches Verhältniß. Die Offenheit vor dem Herrn, in dessen Gegenwart ich zu euch rede, drängt mich, theure Brüder, hier über eine unter vielen, sehr vielen Missionaren verbreitete Ansicht deutlich mich auszusprechen. Sie beschweren sich über den Uebelstand, daß man ihnen, den auf den Schlachtfeldern stehenden, aus weiter Ferne Verhaltungsmaßregeln zuschicken wolle und meinen, die Apostel haben solche auch nirgends einzuholen gehabt. Ich weiß wohl, daß dieß nicht Euer Sinn ist. Aber die Sache ist wichtig genug, um sie näher zu betrachten. Es ist wahr, die Comitee ist ruhig in der Heimath, während der von ihr geleitete Missionar mit tausend Schwierigkeiten kämpft. Es wäre besser und ginge Alles schneller, wenn sie an Ort und Stelle sein könnte. Ob aber das allen Schaden, allen Zwiespalt wendete, darüber höre man die Brüder, welche unter den corresponding committees zu Madras und Calcutta stehen, und stets versichern, viel lieber wollen sie mit der Home Comittee zu thun haben, man finde viel mehr richtiges unpartheiisches Urtheil bei letzterer als bei den ersteren. Und doch bestehen diese Comitees aus ehemaligen Missionaren in Indien. Ueberdieß glaubet nur nicht,

daß einer Comitee in Europa, wenn sie auch manche Verhältnisse aus Mangel an Anschauung nicht so genau weiß, so sehr die nöthige Kenntniß der Dinge abgehe. . . Hat eine Comitee den Vortheil der Anschauung nicht, so entgeht sie auch dem Nachtheil derjenigen Befangenheit, welcher die meisten im Kampfe stehenden Brüder sich nicht völlig erwehren können und vermag sich ihr Urtheil desto klarer zu erhalten. Die apostolische Weise war freilich unmittelbar von Christo empfangene Vollmacht und verzichtete zum Voraus auf Menschenhülfe, in dem sie nur auf den Herrn hingingen und sich dabei noch mit ihrer Handarbeit nähren konnten. Ueberdieß behielten sie Anfangs doch Jerusalem als Metropolis und beriethen sich mit den dortigen Brüdern als einer Art von Comitee. Schon in der zweiten Generation (Timotheus, Titus u. A.) fand eine Leitung statt, wie die der Comitee. Ferner ist ja die Leitung der Comitee keine so absolute, daß dem Missionar völlig keine Freiheit bliebe, sondern es handelt sich nur von Hauptsachen, die in der Regel durchaus nicht so eiliger Natur sind, daß eine Anfrage unmöglich oder so überwiegend klaren Wesens, daß sie überflüssig wäre. — Aus den weiteren Paragraphen werdet ihr sehen, welche Grenzen die freie Thätigkeit der Missionare nach unserer Ueberzeugung nothwendig haben muß.

Will nach diesem Allen doch noch mancher Uebelstand in der Ferne der leitenden Comitee gefunden werden, so antwortete ich: Ja! Dieser Uebelstand ist vorhanden, aber er folgt aus dem anderen, daß die Heidenwelt jetzt erst von der ferne wohnenden Christenheit aus muß bekehrt werden und daß man nicht regelmäßig die Grenze der christlichen Gemeinde erweitern kann, sondern viele Länder überspringen und da, wo eine Thüre sich aufthut, eintreten muß. Es fragt sich also nur, was unter den gegebenen Verhältnissen zu thun ist, ob nicht durch eine allzufreie Stellung der Missionare der wahre Zusammenhang der Mission mit der Christenheit untergeht, und so noch ein größeres Uebel herbeigeführt wird, als das, welches man zu vermeiden sucht. Gott wolle daher euch und uns von den Ausflüssen des nach Unabhängigkeit, Isolirung und Schrankenlosigkeit trachtenden Zeitgeistes in Gnaden behüten und uns innerhalb der von ihm geordneten Grenzen laufen lassen aus allen Kräften."

Diese Mittheilung aus der ausführlichen Motivirung des revidirten Statuts mag ein Beispiel geben, wie der Inspector über wichtige Fragen mit den Missionaren verkehrte. — Die Entscheidung über Besetzung neuer Stationen nahm die heimische Leitung für sich allein in Anspruch, desgleichen die Bestimmung der Arbeitsfelder für die Missionare, abgesehen von dringenden Fällen, die Genehmigung aller Gründungen, Erwerbungen, baulichen Unternehmungen, sie behielt sich vor, mit jeder Station und mit jedem einzelnen Missionar in unmittelbar leitender Verbindung zu bleiben.

Nach diesen geklärten Grundsätzen wurde dann auch sofort kräftig eingegriffen, bestimmte Anweisung über Besetzung der Stationen und Vertheilung der Arbeit gegeben. Der Weg nach Indien war erst vor Kurzem durch die Herstellung der Dampferlinien auf ein Drittel seiner früheren Zeitlänge verkürzt, auch dieß setzte die heimische Leitung in Stand, rascher und eingehender als bisher den Gang der Mission zu ordnen und zu überwachen. In Sam. Hebichs Leben wird von den der Sache so kundigen Verfassern gesagt, „der Impuls, welcher der Missionsarbeit durch die einsichtsvolle Leitung des neuen Inspectors W. Hoffmann gegeben wurde, machte sich besonders auch darin fühlbar, daß hinfort Principienfragen kaum mehr eingehend erörtert wurden.“ Die General-Conferenz, in ihrer Geltung so beschränkt, wurde von den indischen Brüdern ganz fallen gelassen, nachdem sie nach kurzem Bestand statt zu einigen, nur ernstliche Differenzen hatte zum Ausbruch kommen lassen. Aber der Schwierigkeiten fanden sich doch immer neue. Es wurden nun auch wieder Klagen laut, daß keine Gemeinschaftlichkeit mehr existire unter den Brüdern, daß die Leitung jeder Station für sich durch die Comitee auch wieder ein Extrem sei, da der Wirkungskreis der Stationen ineinandergreife und sich in manchen Fällen schon der Schaden dieser Isolirung erwiesen habe. Besonders der Wunsch, daß die Leitung in Basel nicht mit den einzelnen Missionaren, sondern immer mit dem Ganzen der Station verkehren möchte, gab sich bei verschiedenen Anlässen zu erkennen.

So manche Anordnung, welche daheim nach sorgfältiger allseitiger Erwägung getroffen war, fand draußen auf dem Feld des Kampfes nicht sogleich williges Gehör. Während gerade die leistungsfähigsten Missionare in der That mit solchen Principienfragen wenig sich befaßten und stetig ihren Weg gingen, verharrten

oft andere, in der subjectiven Meinung von der durch die Sachlage gebotenen Nothwendigkeit, im Widerstand gegen die gewordenen Anweisungen. Es kam auch zu Austritten solcher, die von der Comitee nicht an die rechte Stelle gesetzt, nicht richtig beurtheilt zu sein glaubten. Dieß gab bei dem immerhin noch langsamen Verkehr Verschiebungen und Mißstände, und es war hier die schwere Aufgabe des Inspectors, die Auctorität der Comitee mit aller Consequenz zu wahren, manche Missionare an eine Pflicht der Unterordnung, die ihnen immer wieder verschwimmen wollte, mit fester Hand und doch brüderlicher Liebe zu gewöhnen, und durchaus festzustellen, daß die Comitee für die Missionare die leitende Auctorität im Namen des Herrn und zum Besten der Sache sei. Er verstand es, eine verworrene Sache unerbittlich klar zu stellen und pflegte bei solchen Differenzen nicht einen Schritt breit zu weichen. „Die unseligen Verstimmungen der Menschen," so konnte er einen seiner Briefe resümiren, „haben hier etwas gemacht, was man nicht mit den durch die Ereignisse sich aussprechenden Fügungen Gottes verwechseln darf," und auch wohl das stärkere Urtheil fällen „Wie ist es doch stets die Art des Menschenherzens gewesen, jedes Durchbohren des Eigensinns in ein Märtyrerthum der Grundsätze der Wahrheit umzutaufen."

Er genügte sich nicht, bei irgend eingreifenden Sachen durch einen gemeinsamen generellen Bescheid, allen Stationen die Meinung der Comitee klar zu legen, sondern häufig geschah dieß durch eine Reihe einzelner Schreiben, durch welche die Meinungsverschiedenheiten jedem Einzelnen gegenüber berichtigt wurden, eine Arbeit, die bei der wachsenden Zahl der Missionare an sich über das Maß zu gehen drohte. Und ein wirklicher Uebelstand war jedenfalls mit dieser individuellen Leitung der entfernten Missionsfelder verbunden. Die Comitee hängt eben doch in ihren Beschlüssen ab von der genauesten zuverlässigsten Information Seitens der Missionare, und es machte sich von selbst, daß einzelne besonders Erfahrene, besonders dazu Befähigte vor andern diese Berichterstattung gaben, daß auf das Urtheil besonders hervorragender Männer auch ein besonderes Gewicht gelegt wurde. Diese traten dadurch als eine Art Vertrauensmänner in ein näheres Verhältniß zu der Leitung als andere, oder wurden noch mehr, als dieß wirklich der Fall war, dafür angesehen, und gerade dieses Vertrauen von der einen

erweckte leicht Mißtrauen von der anderen Seite. Einzelne schienen übergeordnet ohne eine wirkliche amtliche Qualität dazu zu haben, und man schrieb ihren Berichten die Verursachung mancher Maßnahmen der Comitee zu, welchen Andere ungern gehorchten.

In der That, wenn man neben dem aufopfernden gesegneten Wirken der Missionare in so manche sich immer wieder entspinnende Mißhelligkeiten hineinsieht, so drängt sich einem wohl der Eindruck auf, daß hier noch eine ungelöste Schwierigkeit lag. — Die Opfer, welche die Missionare an Gehorsam gegen die Leitenden und an gegenseitiger Unterordnung bringen müssen, sind, wie Hoffmann selbst hervorhebt, größer, tiefgreifender, als die Kämpfe des eigentlichen Missionsberufes selbst. „Die eigentlichen Gefahren und Proben des Missionslebens liegen auf einer andern Seite, als man zunächst annimmt," wie uns dieß schon die apostolischen Briefe an die ersten Missionsgemeinden zeigen können. Aber dieß allein erklärt wohl nicht ganz die vielen Sorgen, welche die Leitung der von einer Reihe trefflicher, zum Theil ausgezeichneter Missionare getriebenen indischen Mission damals verursachte, und immer neu gebar.

Als noch gegen Ende von Hoffmanns Inspectorat in Mangalur neue Zerwürfnisse mit der Comitee entstanden waren, führte dieß schließlich zu der schon zu Hoffmanns Zeit projectirten Visitationsreise seines Nachfolgers, an welche dessen umfassende und eingehende Organisation der Missionsgebiete und Missionsgemeinden sich anschloß, welche nun regelmäßige Zwischenorgane zwischen der Comitee und den Missionaren auf den Missionsfeldern selbst ins Leben rief, und dadurch die individuelle Leitung in der früheren Gestalt aufhob.

Es ist nun wohl begreiflich, daß die erst im Jahre 1859 vollendete Gemeindeordnung, die eine reiche und allseitige Erfahrung voraussetzte, erst als reifere Frucht langer Missionspraxis entstanden ist, aber man mochte sich fragen, warum nicht schon früher eine Organisirung und damit Vereinfachung der Missionsleitung für die auswärtigen Missionsfelder ins Werk gesetzt worden ist. Vielleicht waren Hoffmanns letzte Jahre in Basel, in welchen schwere persönliche Erfahrungen zu der massenhaften Arbeit hinzutraten, nicht mehr dazu angethan, so durchgreifende Neuerungen zu unternehmen, aber nicht nur dieß. Es waren bewußte Gründe, welche ihn

davon zurückhielten, und in welchen ihn auch das Urtheil mancher Missionare bestärkte. Einer der Erfahrensten antwortete auf die Frage, ob wohl eine Missionsleitung in Indien selbst jetzt erforderlich sei, er wünsche, daß es noch fünfzig Jahre in der bisherigen Weise fortgehe, „und wir nicht eine Maschinerie wie die Engländer haben. Die Missionare haben gern Freiheit nebeneinander.“ Schon im Jahre 1842 schreibt Hoffmann: „eine eigentliche Verfassung kann unsre Mission jetzt noch nicht brauchen, wenn sie aber dereinst mit Gottes Hülfe sich fester gesetzt und weiter ausgedehnt hat, so wird sich eine Eintheilung in Bezirke, deren jeder eine Conferenz und somit eine leitende Behörde hat, viel leichter ergeben. Dann wird freilich das jetzige Statut einem neuen Platz machen, ohne daß jedoch seine Hauptbestimmung fallen gelassen würde.“

Was ihn zurück hielt, war besonders eine Erwägung. Das Verhältniß der Comitee zu den Brüdern soll durchaus kein mechanisches und kanzleimäßiges werden, daher mußte sich dieselbe die Specialcorrespondenz mit den einzelnen Stationen und Brüdern vorbehalten. — Durch eine Zwischenbehörde würde die Comitee den Brüdern fremder, würden die Berichte farblos werden. Er wollte jenes persönliche Verhältniß nicht preis geben, welches unmittelbar den Missionar und die Heimathsbehörde verbindet, die amtlichen Zwischenstufen vermeiden, durch welche die geistige Mittheilung filtrit und verdünnt werden, die Ordnung nur auf Kosten des lebendigen Gebens und Empfangens vervollkommnet werden möchte. Aber man darf vielleicht sagen, daß der Umfang des Werkes schon in den letzten Jahren seiner Amtsführung über die Grenzen hinausgeschritten war, in denen diese persönliche Leitung völlig durchführbar ist. In dieser Aufgabe, die er behauptete, lag auch wesentlich mit das Aufreibende seiner Amtsführung, aber freilich auch der vielfältige Reichthum des geistigen Austausches. Ob ihm, der so sehnsuchtsvoll und zuversichtlich auf das Aufgehen der Morgenröthe in den Heidenländern hinschaute, der Gedanke nahe lag, erst wenn einmal die Heidengemeinden selbstthätig dastehen, Nationalprediger den Europäern das Werk aus der Hand nehmen können, dann werde die Zeit der Organisirung gekommen sein, weiß ich nicht zu sagen. Er selbst durfte es ja noch lange mit Freuden sehen, daß seine Befürchtungen, die ihn Organisationsversuche in die Ferne rücken ließen, nicht eintrafen, als unter seinem Nachfolger Josen-

hans die Mission hierin einen wichtigen und nothwendigen Schritt weiter geführt wurde auf ihrer Bahn.

Je mehr der Baum der Mission in die Höhe wuchs, desto mehr mußte er auch seine Wurzeln tiefer treiben in dem Boden der Heimath. Die steigende Erweckung der Theilnahme der Christen in der Heimath für das Missionswerk ist eine Lebensfrage für eine stetig sich vergrößernde Mission. Es steht ja nicht so in evangelischen Landen, daß die Missionsgesellschaften für einen durch die Christengemeinden hindurchgehenden Trieb der Liebe zu den Heiden nur die Organe wären, durch welche er sich bethätigen kann, sondern sie sind auch in erster Linie die Zeugen und Herolde für die große noch immer Wenigen bewußte Missionspflicht der Christenheit. Und seinen vollen Nachdruck erhält dieses Zeugniß erst, wenn durch die bereits im Werk begriffene Mission der Einblick in die Noth der Heiden sich weiter und weiter aufthut, wenn das dringende Bedürfniß nach Hülfe für ein Werk, das einmal begonnen nicht ruhen kann, zu dem Aufruf an die Gewissen, an die Liebe der Glaubensbrüder treibt. Die weitergreifenden Unternehmungen in Afrika und Indien, zu welchen unter Hoffmanns Einfluß die Basler Mission sich erhoben hatte, bei denen alsbald auch die bisherigen jährlichen Einnahmen durch die Ausgaben weit überboten, noch vorhandene vorher vorsichtig in Reserve gehaltene Capitalien schnell aufgezehrt wurden, mußten schon auch den anderen Entschluß in sich tragen, in der Heimath die Theilnahme an der Mission auf eine höhere Stufe zu erheben. Während man sich bisher an die gewendet hatte, bei welchen man als in Gemeinschaft der Liebe und des Glaubens Verbundenen und Bekannten die Liebe zu diesem Werk voraussetzen durfte, so stellte man sich jetzt die Aufgabe für ein Werk, das keinem Christen gleichgültig bleiben soll, die Theilnahme auch aller derer zu gewinnen, welche demselben nicht als erklärte Feinde gegenüberstanden. Aus dem engeren Kreise der pietistischen Gemeinschaften, welche bisher die Mission gepflegt hatten, trat dieselbe heraus, ohne diese geistige Heimath zu verleugnen, auf einen größeren Schauplatz.

Eines der Mittel, die jetzt in größerem Umfang angewendet wurden, war die Missionspredigt, die Einführung von Missionsfesten, an immer mehreren Orten. In Mitten großer Versammlungen allem Volk die Missionssache ans Herz zu legen, dafür war

ja der Inspector so ganz besonders der Mann. Wenn auch die meiste Zeit ans Missionshaus gebunden, wußte er doch die Ferienzeiten dafür anzuwenden, so lange er sich seiner Gesundheit erfreute.

Eine solche arbeitsreiche Ferienreise unternahm er in den Juliferien des Missionshauses 1840.

Der Weg führte nach Kornthal ins Vaterhaus, wo zwei Missionspetenten sich meldeten. In Lichtenstern, wo Freund Völter nun stand, wurden Angelegenheiten von Missionszöglingen ins Reine gebracht, der Stuttgarter Gemeinschaft, welche in Missionssachen ein gewichtiges Wort mitsprach, wird der Stand der africanischen Mission vorgelegt, in Fellbach, dem Hauptsitz der Michelianergemeinschaft werden diese thätigen Missionsfreunde besucht, in dem benachbarten Winnenden, der vor einem Jahr erst verlassenen Gemeinde, sammelt eine Missionsstunde in der großen Kirche mehr als zweitausend Zuhörer, und nicht wenigere finden sich zum Missionsfest in Besigheim, obwohl am Werktage gefeiert, zusammen. Nun gehts nach Baden hinüber, in Carlsruhe zu treuen Missionsfreunden Professor Stern, Vicar Frommel, auch zu dem würdigen Prälat Hüffel, um auch bei den Kirchenbehörden für die in Baden damals erst recht in Aufnahme kommende Missionssache freundliches Entgegenkommen zu erbitten, in Heidelberg, Weinheim, Darmstadt werden alte und neue, entschiedene und bedenkliche Missionsfreunde aufgesucht und in Frankfurt kommt im Zusammensein mit Dr. Pinkerton, dem englischen Missionsfreund zum erstenmal der Gedanke der africanischen Colonisation zur Aussprache. In Bonn fühlte sich Hoffmann bereits im Gebiet der rheinisch-westphälischen Missionsgesellschaft, Nitzsch, Sack, Wichelhaus, E. M. Arndt wurden hier aufgesucht, in Kaiserswerth mit dem bereits befreundeten Fliedner über Bildung von Lehrerinnen für die Mission verhandelt. Besonders fruchtbar und gesegnet waren in der Gemeinschaft mit Richter, Stier und Snethlage zwei Tage in Elberfeld-Barmen. Man setzte sich brüderlich über die Gebiete auseinander. Basel will Rheinland und Westphalen für seine Mission nicht angehen. Der Lehrgang der Zöglinge wird verglichen. In Kassel, in Marburg, wo ein Rothgerber wie die Professoren Hupfeld, Kling u. A. für die Mission wirken, sowie in Hanau werden die begonnenen Regungen für die Missionssache freu-

dig begrüßt und bestärkt. In Nürnberg, wo die streng lutherischen Männer Vorurtheile gegen Basel hegen, fand mit den leitenden unter ihnen: Thomasius, Scheibel u. A. eine eingehende Verständigung statt, desgl. in Erlangen, wo Hoffmann mit Raumer, Ranke und Krafft zusammenkam. Wie Hoffmann in den meisten dieser Orte durch Ansprachen und Missionsstunden an größere Kreise sich wandte, so war auch der Rückweg durch das Württemberger Land über Schorndorf, Stuttgart, Tübingen, Mössingen, Tuttlingen eine fortgesetzte Missionsreise. Auf solchen Reisen im vielfältigen geistigen Verkehr mit Brüdern, und auch mit edel Gesinnten, die noch ferner standen, bei solcher Fülle des Ausgebens und Empfangens that sich sein lebendiger Geist auf als wie in seinem wahren Element, auf solchen Wegen sammelte sich auch der Reichthum an Freunden, welcher Hoffmann vorzüglich von seiner Wirksamkeit als Missionsinspector her als ein besonderer Segen begleitete.

Während solche Reisen, über welche auch eingehendere Berichte nicht zu Gebote stehen, hier nur beispielsweise berührt werden können, sind wenigstens über eine große und wichtige Reise, die Hoffmann im Frühling 1841 im Dienste der Mission nach England unternahm, ausführlichere Briefe von ihm selbst vorhanden. Sie lassen manchen lieblichen Blick thun in jene über die Länder zerstreute Gemeinschaft der Gläubigen, über welche der Strom der Welt nichts achtend hinläuft, deren immer neue Zusammenschließung eine der größten Segnungen der freien Vereinigungen ist, welche die Aufgaben der äußeren und der inneren Mission in ihre Hände genommen haben.

Hoffmann wurde vom Basler Missionscomitee nach England gesandt, um dort persönlich eine Reihe von wichtigen Angelegenheiten mit der in vielfacher Verbindung mit Basel stehenden englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Ordnung zu bringen. Mit Dr. Barth und Missionar Fjellstädt reiste er rheinabwärts, die Orte und Freundeskreise, welche er im Vorjahre besucht hatte, wieder vielfach berührend. In Neuwied, wo alte Freunde aus der Brüdergemeinde begrüßt wurden, war es dem Kornthaler besonders heimathlich zu Muth. Von da gings weiter nach Bonn. „Unter stetem Regen und kaltem fast stürmischem Wetter hielt ich auf dem Verdecke Stand, um die erinnerungsreichen und herrlichen Engthäler bis nach Bonn wieder zu betrachten, und mich nebenbei

geognostisch darüber mit einem sachkundigen Mitreisenden zu unterhalten. Ungern ließ ich Bonn vorübergehen. In Cöln, wo wir Abends fünf Uhr anlegten, traten zwei sehr willkommene Mitpilger bei uns ein, der theure Pfarrer Müller von Mettmann bei Elberfeld und der Commandirende General in Düsseldorf, Freund des Königs von Preußen, der bekannte fromme Graf von der Groeben. In lebendigem Gespräch besonders mit dem Letzteren über die Sachen des Reiches Gottes schwanden die Stunden wie Minuten und wir waren in Düsseldorf, ungern von dem edlen Mann scheidend, der brüderlich von uns Abschied nahm."

Reich waren die wohlbenutzten Tage in Elberfeld-Barmen durch den Verkehr mit der dort vereinigten Auswahl lebendiger Geister im Gebiet der Mission und Kirche, Sander, Stier, Leupoldt, Fr. Krummacher, Fr. und Hermann Ball und Anderen, sowie durch die Conferenz der Directoren der rheinischen Missionsgesellschaft, an welcher natürlich die Basler Gäste lebhaft theilnahmen. „Ich redete sie zuerst begrüßend an, sprach meine Ueberzeugung über unser und aller Missionsgesellschaften besondere jetzige Bedürfnisse aus, nämlich, daß jetzt Geduld, stilles, ausdauerndes Fortarbeiten, vielseitiges Anfassen der Aufgaben, Gründlichkeit in der Erziehung und dem Unterricht für künftige Missionäre, festes Zusammenschließen der Gesellschaften mit geistesfreier Erhebung über confessionelle oder constitutionelle Besonderheiten bei völliger Klarheit über das Wesen der Kirche und der Mission im Verhältniß zu ihr nöthig seien, nöthiger als jemals. Es fand guten Eingang und man antwortete recht herzlich und erklärte Basel für die mit Barmen innigst verbundene Gesellschaft." Ein Tag wurde den Anstalten des Grafen von der Recke in Düsseldorf gewidmet.

Dann ging die Reise auf dem Rhein weiter über Nimwegen-Dordrecht nach Rotterdam. Hier galt es, mit der holländischen Missionsgesellschaft, für welche in früheren Zeiten Basel auch einige Sendboten geliefert hatte, wieder persönlich anzuknüpfen. Auch hier wurde eine Directoren-Conferenz auf der Börse gehalten. „Gewaltig rauchend und Weingläser vor sich habend" fanden die Reisenden dort ein Collegium von Zwölfen versammelt. „Sie redeten uns holländisch an und wir antworteten deutsch und, wenn sie uns nicht gut verstanden, englisch." Erfolgreiche Verbindungen

konnten zwar mit der von der holländiſchen Regierung ſehr beengten Geſellſchaft nicht angeknüpft werden, aber ſie gewannen auch auf holländiſchem Boden manchen treuen chriſtlichen Bruder und Freund.

In dem großen London war einer der erſten Gänge zu dem Paſtor der deutſchen Gemeinde, dem ehrwürdigen Mitbegründer der Basler Miſſion Dr. Steinkopf. „Am Sonntag Vormittag hörten wir Dr. Steinkopf — ach vor welch' kleiner Zahl von den vierzig Tauſend Deutſchen in London — predigen.“ Mit dieſer erſten Maiwoche ſahen ſie ſich aber auch ſchon in den großen Strudel der Londoner Maiverſammlungen hineingezogen, bei welchen die Jahresfeſte faſt aller großen evangeliſchen Geſellſchaften ſich aneinanderreihen und das ſtolze England ſich von ſeiner edelſten Seite, als ein großes Miſſionsvolk zeigt und bekennt.

Nur auszugsweiſe laſſen ſich aus der fortlaufenden Berichterſtattung nach Baſel Hoffmanns Erfahrungen und Urtheile inmitten dieſer Wogen von Beredtſamkeit hier mittheilen. Die erſte Verſammlung der Methodiſten-Miſſionsgeſellſchaft befriedigte ihn wenig. „Die Verſammlung dauerte ſechs Stunden und war mehr ein Spectakel als eine würdige chriſtliche Verſammlung. Klatſchen, Stoßen, Schlagen, Schreien, Lachen waren die Ausdrücke der Herzenstheilnahme der Zuhörer. Die Redner machten es aber zum Theil auch ſo arg, beſonders die Irländer, welche ausgezeichnet feurige Sprecher ſind, daß ich, in der erſten Reihe nahe dem Präſidenten auf der Plattform ſitzend, neben einem dieſer Sprecher mich ſehr in Acht nehmen mußte, nicht geſchlagen oder geſtoßen zu werden, weil an dieſen Irländern jedes Glied des Leibes mitredet.

„Abends gingen wir in die St. Brideskirche, wo nach den ermüdenden Prayers (liturgiſchen Gebeten) ein Mann von mächtiger Beredtſamkeit, Cloſe von Cheltenham, auftrat und eine Predigt darüber hielt, daß die Miſſion noch heute apoſtoliſch ſei, indem ſie (1. Cor. 1, 21 war der Text) predige Chriſtum den Gekreuzigten. Was er hier Treffliches und in ſchöner Sprache ſagte, das verderbte er wieder im zweiten Theile, der von der ganz beſonderen und faſt ausſchließlichen Apoſtolicität der biſchöflichen Kirche handelte und faſt ausſprach, die Verheißungen für die Miſſion ſeien nur dieſer gegeben. Ich war froh, daß ich das nicht glauben mußte. Der Schluß der Predigt war wieder innig, warm und praktiſch und tröſtete mich

über das Vorhergegangene. — Gesang und Orgelspiel übertrafen Alles, was ich in den Kirchen des Festlandes gehört habe.

„Dienstag, den 4. Mai fand nun das Jahresfest der kirchlichen Missionsgesellschaft statt. Um acht Uhr begaben wir uns zu dem Frühstück der Geistlichkeit, etwa achtzig Geistliche waren zugegen. — Wir hatten wieder Karten auf die Plattform, gingen zuerst ins Comiteezimmer, wurden dort den Lords und Bischöfen und den Comiteemitgliedern vorgestellt, auch aufgefordert zu reden, was wir aber im Blick auf unser armseliges Englisch ablehnten. Als wir heraustraten unter donnerndem Zuruf der Versammlung, die wieder gewaltig groß war, für den Präsidenten, wurde mir mein Platz neben dem letzteren, dem sehr liebenswürdigen und geistvollen Grafen v. Chichester, einer- und dem Bischof von Chester andererseits angewiesen. An die Stelle des letzteren, der bald wegging, kam nachher der Bischof v. L., und als diese Prälaten nachher alle Geschäfte halber sich entfernten, der frühere Colonialminister Lord G. Der Lordpräsident hielt eine treffliche Anrede. Herr Tores, der auch das Gebet sprach, las den inhaltsreichen Bericht, der aber einen finanziellen Ausfall von mehr als zehntausend ankündigte, Dann traten die Bischöfe mit ihren Reden auf, unter denen nur die des Bischofs von Wincheſter bedeutend war. Hierauf redete Lord G. (früher als Charles Grant im Parlament berühmt) in ächt christlicher und ächt staatsmännischer Weise. Dann ließen sich noch in vortrefflichen Reden hören der bekannte Eduard Bickersteth und der Secretär der Madras-Comitee, Rev. Tucker. Endlich schloß Baptist Noel mit einer extemporirten Rede, welche die Krone des Ganzen war. Dieser Mann, so einnehmend fein, edelgebildet, eine so durch und durch gediegene Persönlichkeit war mein Mann in der ersten Minute, da ich ihn sah und hörte. Mit einer alles Schmuckes sich entschlagenden, aber durchaus musterhaften Beredtsamkeit sprach er über die Nothwendigkeit größerer Anstrengungen für die Mission und über den Sinn und Geist, in welchem wahre Missionare und Gesellschaften zu arbeiten haben. Alle Redner vor ihm außer Bickersteth und Tucker hatten bis zum Ueberdruß das Lob der bischöflichen Kirche gesungen und immer behauptet, es sei kein Heil als in dieser. Ja, Lord G. hatte sich so weit vergessen, zu behaupten, es sollte keine solche Versammlung existiren, in welcher nicht der Erzbischof von Canterbury das Präsidium

führte. Gegen diese Steifheit protestirte Baptist Noel sehr energisch, und setzte unter lautem Zischen aus einander, daß die Gesellschaft sich wohl zu hüten habe, nicht Formgebäude aufzurichten und darüber des Lebens verlustig zu werden. Er sprach von der Vergänglichkeit der Formen und der Ewigkeit des göttlichen Worts. Unbefangene Christen konnten ihm nur vollen Beifall geben. Mein Gesammteindruck von dieser Versammlung war, daß viel, sehr viel evangelisches Leben in England und am meisten unter allen Gesellschaften in der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft vorhanden sei, daß die englische Kirche aber in Gefahr schwebe, immer näher zur römisch-katholischen hinzugerathen, so sehr auch immer das Volk applaudirt, wenn der Protestantismus gerühmt und das Pabstthum getadelt wird. Der Herr verhüte das in Gnaden. Der nüchterne Geist, die warme Liebe, wie sie auf Basler Missionsfesten herrschen, war hier (außer bei Baptist Noel) nicht zu finden und ich bekam in Exeterhall das Heimweh nach unserer lieben St. Leonhardkirche." In der Nachmittagsversammlung sollte Hoffmann selbst zum erstenmal vor einer englischen Versammlung reden, wie auch Barth. Zu wiederholten Malen dazu aufgefordert, wollten beide es nicht abschlagen. Barth sprach wenige Worte in seiner schlagenden Art. Er sei ein Hochkirchenmann, weil er der höchsten Kirche im Himmel angehöre. Hoffmann war die Schlußresolutien in die Hände gegeben, die Nordamericanische Mission betreffend.

„Ich ergriff," schreibt er, „die Gelegenheit, um unserer Verbindung mit der kirchlichen Missionsgesellschaft, der Zahl unserer zu ihr gesendeten Brüder (die im Bericht dießmal, da die Gesellschaft an einem kirchlich-nationalen Wendepunkt steht, fast ganz mit Stillschweigen übergangen waren) zu gedenken, dann die Geschichte unserer Gesellschaft und Mission zu erzählen und schloß mit herzlichen Segenswünschen. Ich war einigemal im Reden, weil ich in fremder Sprache und ganz unvorbereitet sprach, fast in Verlegenheit um Worte, allein der Herr half durch und ich gerieth nie ins Stocken, konnte sogar mit Lebhaftigkeit sagen, was ich zu sagen wünschte, und wenn das Applaudiren ein zuverlässiges Zeichen ist, so wurden meine Worte gut aufgenommen."

Nachdem einmal das Eis gebrochen war, drängten sich die Veranlassungen zum öffentlichen Reden in den zahlreichen Versammlungen.

Die gehäuften Proben englischer Beredtsamkeit, die Hoffmann noch in der Versammlung der Bibelgesellschaft, der Judenmission, der Tractatgesellschaft u. a. zu hören Gelegenheit hatte, befriedigten ihn nur theilweise. „Erstaunlich viel Gerede über Kirche, Bischöfe, Reformation, statt über die vorliegende Sache. Das alte Thema stets neu variirt, stets neu applaudirt.“ Um so mehr wurde er von einzelnen Rednern angezogen, wie er Baptist Noels edle klare Einfachheit und Gediegenheit stets von Neuem preist. In der Protestant-Association sollte er zum erstenmal Dr. Mac Neil hören, der als erster Geistlicher und kirchlich-politischer Redner galt. „Ich hörte ihn und es ist in der That das Größeste, was mir je von Beredtsamkeit vorkam.“ Die eigentliche Arbeit fing aber erst an, als der Wirbel der großen Festversammlungen sich legte, denn nun ging es von einer Conferenz zur andern. Mit der Methodisten-Missionsgesellschaft, die in Africa ihr Arbeitsfeld dicht neben dem der Basler hatte, wurde in herzlichem Einverständniß die Grenze regulirt, die kirchliche Judenmission wünschte Missionare aus Basel, mit der Tractatgesellschaft waren besonders für die indische Mission wichtige Verabredungen zu treffen. Am meisten nahmen wiederholte Verhandlungen mit den Leitern der Brüdergemeinde Latrobe, Mallalieu u. a., mit welchen die Africanische Colonisation vollends ins Klare zu bringen war, in Anspruch. Durch wiederholte Darlegung gelang es hier Hoffmann, die Brüder von der Ausführbarkeit des Unternehmens völlig zu überzeugen. Er gewann hier auch einen detaillirten Einblick in die Missionsverwaltung der Brüdergemeinde, was ihm besonders am Herzen lag, auch wohl um ihnen das Geheimniß ihrer Sparsamkeit in der Mission abzulauschen. Er sah die Rechnungsbücher, die Ausrüstungslisten, die Hauseinrichtung durch. — „Die Einrichtung ist fast kleinlich detaillirt, sie können nach zehn Jahren noch die Quittung für jedes Dutzend Nadeln nachweisen, das die Schwestern in Jamaica gebraucht haben.“ — Hier in diesem lieben Kreise war ihm doch immer am wohlsten. Von den englischen Missionsgesellschaften war natürlich die englisch-kirchliche, mit welcher Basel von Anfang in engem Zusammenwirken durch die Zusendung von Zöglingen stand, die wichtigste. Während das Wogengeräusch des damals eben wieder emporschwellenden Anglicanismus in der Kirche ihn in den öffentlichen Reden entfremdend berührt hatte, so fand er doch im persönlichen Verkehr

mit einer Reihe von Männern dieser Gesellschaft das tiefe Einverständniß, den ächten evangelischen Geist, der ihn schreiben ließ: „So lange solche Männer leben, hat es keine Noth mit der kirchlichen Mission.“

Auch die Quäker, mit welchen er für die africanische Unternehmung eine Anknüpfung beabsichtigte, wurden nicht bei Seite gelassen. In einem großen Erziehungshause dieser Gemeinschaft hielt er eine Ansprache und eine Katechisation mit den versammelten Kindern und freute sich besonders darüber, daß dieselben, statt auf das innere Licht zu bauen, alle ihre Bibeln hervorzogen und eine überraschende Bibelkenntniß an den Tag legten.

Es waren ermüdende, aber auch reiche Tage. Zwischen den vielen Conferenzen wurden viele bedeutende Männer der christlichen Kreise in der großen Weltstadt aufgesucht, viele durch die zahlreichen an Hoffmann und Barth ergehenden Einladungen kennen gelernt. Selten hatten die unaufhörlich durch Hören und Reden in Anspruch Genommenen ein ruhiges Stündchen in ihrer bescheidenen Wohnung in Clarmont-Place, doch blieben auch die Sehenswürdigkeiten Londons nicht unbeachtet. Durch diese gemeinsame Reise wuchs Hoffmann mit dem schon vorher werth gehaltenen Barth zusammen und es knüpfte sich zwischen beiden in dem Ziel ihres ganzen Lebens so innerlich einigen und doch so grundverschieden gearteten Männern der innigste christliche Freundschaftsbund, der sie, so lange sie hier wallten, verbunden hat. Es war aber auch eine Freude gerade bei den frischen mannigfaltigen Eindrücken dieser Kreise einen solchen Begleiter zu haben.

Hoffmann war in noch höherem Grade als Barth, trotz dessen durchschlagender Beredtsamkeit und vielseitiger Sprachkenntniß, dazu angethan, auch unter fremden Verhältnissen sich schnell zurecht zu finden und öffentlich hervorzutreten, weniger weil der Freund das nicht konnte, als weil er nicht wollte. Der Duft seiner Originalität und seines immer erweckbaren Humors wie die Macht seiner tiefen Herzlichkeit konnte sich nur im brüderlichen Kreise derer, die er kannte, recht entfalten, und es mochte seinen Freunden immer vorkommen, daß das Eigenste an ihm nur sie zu würdigen verständen, während Hoffmann, wo er Geistesgemeinschaft fand, sich reich und frei herausgab. Das trat auch in dem geselligen Verkehr in London, der die beiden Freunde in manches vornehme

Haus führte, hervor. Bei einer großen Tischgesellschaft, wo die Frauen zur Tafel geführt wurden, blieb eine Dame mit Hoffmann und Barth zurück. Hoffmann wollte dem älteren Freund den Vortritt lassen und gab ihm dieß durch einen Blick zu verstehen. Barth aber liebte dergleichen weltförmige Formalitäten gar nicht und donnerte ihn an Fürre! wie sein Calwer Leibkutscher auf gut schwäbisch die trägen Rosse auf der Steig nach Stammheim zu ermuntern pflegte. Die Versammelten mochten das für einen Höflichkeitsausdruck der rauhen deutschen Sprache halten, Hoffmann hatte Mühe ernst zu bleiben und ließ den Freund hinter sich hergehen.

Ueber eine zweite Reise Hoffmanns nach England, die er auch wieder mit Barth zusammen fünf Jahre später unternahm, sind abgesehen von einer weiter unten mitzutheilenden Episode derselben keine näheren Nachrichten vorhanden. In der Heimath d. h. in der Schweiz und den evangelischen Nachbarländern war er in jedem Jahre wenigstens zu mehreren größeren Missionsfesten gesendet oder gerufen. Es war die schöne Zeit, in welcher diese Feste besonders in Württemberg und in Baden mehr und mehr in Aufnahme kamen und oftmals Tausende zusammenführten.

Im Jahre 1843 wurde das erste Stuttgarter Missionsfest von etwa fünftausend Zuhörern gefeiert. Im Jahre 1845 zählte Baden schon neunzehn Hülfsvereine der Basler Mission, die Missionsfeste gestalteten sich durch die rege Theilnahme zu christlichen Volksfesten, wie das Mosbacher Fest im Juli jenes Jahres. „Wir waren von Heidelberg unsrer neunzig Missionsleute auf dem eigens dazu bestellten Dampfschiff — dem ersten deutschen Missionsschiff — unter Gesang, Gebet und Ansprachen das herrliche Neckarthal hinaufgefahren und freundlich empfangen worden. Es war ein herrlicher Festtag, alles gedrängt voll, viel Segen in der Kirche, wo Vicar Ehrenfeuchter in Carlsruhe (jetzt Prof. in Göttingen) ein Meisterstück von Bericht vorlas.“ — Von Obrigkeitswegen herrschten zwar gegen diese freien Missionsversammlungen noch manche Bedenken. Bei einem badischen Missionsfest, ich meine es war in Emmendingen, waren Gensdarmen an der Kirchthüre postirt, um die ungewöhnliche Versammlung zu überwachen. Hoffmann nahm als einer der Festredner davon Anlaß, so lebendig und anziehend in militärischen Gleichnissen und Beispielen zu reden, daß

die kriegerischen Wächter, ihnen selbst unbewußt, sich immer mehr durch die hörende Menge drängten und schließlich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gänzlich ihrer Aufgabe vergessend dicht unter der Kanzel standen, und nachher ihre Freude über das, was sie heute gehört, gar nicht unterdrücken konnten. In Württemberg, wo früher nur in Tübingen ein Missionsfest gefeiert worden, reihte sich nun durch die verschiedenen Gegenden des Landes hin eins ans andere.

Doch die Krone der festlichen Missionsversammlungen war das Basler Fest, der Höhepunkt im Jahreslauf des Missionslebens. In der Anordnung, wie sie im Wesentlichen heute noch besteht, feierte in mehreren Tagen nach einander Basel die Feste seiner Stiftungen für die Ausbreitung des Evangeliums, worin es ja schon damals so viele größere Städte weit hinter sich ließ. —

Hoffmann war die Gabe, vor solchen großen Versammlungen zu reden, sie auf den Gegenstand zu fesseln, in besonderer Weise verliehen. Die imponirende Gestalt, das mächtige klangvolle Organ wirkten zusammen mit jener geistigen Freiheit, der man es abfühlte, daß er hier vor der großen Missionsgemeinde wie in seinem Element war, und daß er von einer Sache redete, die sein Herz ausfüllte. Der Ton der Missionspredigt hatte sich bei ihm gewandelt, verglichen mit der Art wie noch sein edler Vorgänger die Mission den Christen empfahl. Geschah dieß damals noch mehr im Tone der Vertheidigung und im Bewußtsein, von einer Sache zu reden, die nur erst die Angelegenheit eines engen und verborgenen Kreises sei, so machte sie Hoffmann mit Wort und That geltend als eine Aufgabe des Christenvolks, die keiner von sich weisen darf. Er erhob sich gern zu großen, umfassenden Ausblicken, aber da ihm auch die Einzelkenntniß reicher Erfahrung immer mehr zu Gobote stand, wie sie eben nur einem Missionsinspector in solcher Weise eigen sein kann, da er bei dem idealen Schwung und dem Reichthum weittragender Ideen in seiner Rede doch auch ein durchaus praktischer Mann war und als solcher zu reden wußte, so vereinigten sich gerade diese beiden Seiten seiner Geistesanlage zu einem so wirkungsvollen Zeugniß. Manchem mochten wohl seine kühnen Ausmalungen der Zukunft, seine Zuversicht zum Sieg der Mission über die heidnischen Völkermassen, zu weit gehen, aber in dieser unverwüstlichen Zuversicht lag eine wesentliche Kraft seines

Wirkens überhaupt. Man darf sagen, er konnte nicht anders, ohne sie hätte er, was er geleistet hat, nicht so leisten können, denn sie behauptete sich bei ihm, während er doch unaufhörlich genauer als irgendwer auch alle Mißerfolge, alle Schäden und Gebrechen der Mission vor Augen hatte, sie war nichts weniger als rhetorische Entfaltung und Tendenz, oder ein Hingenommensein vom Augenblick, sie war vielmehr die eigenste Art seines eben dadurch so viel Herzen erwärmenden Zeugens und Thuns.

Oft war auch auf den Festen gerade der Inspector als der Wogenbrecher vorangestellt, an welchem alle die wohlgemeinten oder auch übelgemeinten Anfechtungen der Missionssache und ihres Betriebs zuerst anliefen. Da war seine Schlagfertigkeit oft bewunderungswürdig. So schreibt Barth über das Missionsfest von 1847, welches Hoffmann nach dem Tode seiner Gattin mit gebrochenem Herzen feiern half. „Hoffmanns Antworten auf die Ansprachen Einzelner waren dießmal besonders treffend und schlagend, wie inspirirt. Es herrschte durch alle Feste ein so harmonischer Geist ohne allen Mißton, daß besonders diejenigen, die zum erstenmal kamen, mächtig hingenommen wurden."

Die Kraft dieser Feste lag freilich nicht sowohl in dem Eindruck, den ein Einzelner hinterließ, als in dem lebendigen Zusammenwirken geistbegabter und von der Liebe Christi erfüllter Männer.

Solche Versammlungen, wo vielen und verschiedenartigen Rednern mit den Zungen verschiedener evangelischer Landeskirchen zum Sprechen Raum gegeben ist, wo auch die Rede freier sich ergeht als auf der Kanzel, gestatten dem Strom des Geistes einen reicheren Wellenschlag. Hier kann der Geistesfunke weiter zünden, ein Wort der lebendige Wiederhall des andern sein.

Hoffmann konnte sich daher in späteren Jahren mit der stereotypen Art der Missionsfeste niemals recht befreunden, welche er in seinem letzten Wirkungskreise vorherrschend fand auch an den Orten, wo es doch an den Mitteln für ein reicheres und freieres Zusammenwirken nicht fehlte. Liturgie und Predigt, die jeden Sonntag stattfinden, erkannte er für Missionsfeste nicht als ein nothwendiges Erforderniß an, wohl aber ein möglichst vielseitiges und erweckliches Zeugniß für die Missionssache an das Volk. Die freiere Weise der Rede war hier an ihrer Stelle, um so mehr, wenn es erst galt, die große gleichgültige Menge für eine Aufgabe

zu gewinnen, die ihr in so vielen Theilen der evangelischen Kirche Deutschlands als solche noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Eine regelmäßige Wirksamkeit in dieser Richtung übte Hoffmann, wie literarisch durch die Herausgabe des Missionsmagazins, welches er jedoch mehr als eine urkundliche Darstellung der Fortschritte der Mission in allen Gebieten, denn als Volksschrift behandelte, so auch in öffentlichen Vorträgen durch seine monatlichen Missionsstunden in der Elisabethkirche, welche dort eine ansehnliche und nicht nur den eigentlichen Missionskreisen angehörige Zuhörerschaft sammelten. Auch Männer wie der gelehrte de Wette, waren hier unter seinen aufmerksamen Zuhörern, wenn dieser auch dem mit ihm immer in freundschaftlichem Verhältniß stehenden Collegen nicht verhehlte, daß noch mehr die Art und Weise der Behandlung als der Stoff selbst auf ihn anziehend wirke.

Diese Missionsstunden sind in zweiunddreißig Vorträgen nebst sieben Missionsfestreden zuerst im Jahre 1847 und eine neue Sammlung später gehaltener im Jahre 1851 von Hoffmann herausgegeben und haben weite Verbreitung auch durch Uebersetzung in andere Sprachen gefunden.

Obwohl sie sich besonders als Darbietung verarbeiteten Stoffs für Missionsvorträge kundgaben, verdanken sie doch ihre anregende Wirkung mehr noch der Form als dem Inhalt. Nicht als Stoffsammlungen sondern als Muster sind sie so wirksam geworden und sie sind vorzüglich ausgezeichnet durch jene den detaillirten Schilderungen aus dem Missionsleben vorangeschickten übersichtlichen Charakterisirungen heidnischer Länder und Völker. Die auf die Erkenntniß göttlicher Zwecke gerichtete Betrachtung der Länder in ihrer physikalischen Structur und der Menschengeschichte, die sich auf ihrem Boden entfaltete, die Betrachtung der Erdkunde und der Geschichte der Völker im Lichte des Reiches Gottes, wie Hoffmann so gerne diesen beherrschenden Gesichtspunkt ausdrückte, — bietet auch hier, wo wieder der Geograph und der Missionsmann zusammen arbeiten, die Grundlage der Behandlung des Stoffes.

Und welche frischen, farbigen Gemälde voll individueller Züge sind in diesen Rahmen eingezeichnet, wie wußte er hier, aus dem reichen vorliegenden Stoff mit bedachter Auswahl gruppirend,

die Schatten des Heidenthums und die Lichtbilder des neuen Lebens in Christo einander gegenüber zu stellen! Er war sich der Aufgabe bewußt, welche das Zeugniß für die Mission bei der weiten unnatürlichen Trennung der Christenheit von den ihr geöffneten Missionsfeldern jetzt zu leisten hat, nämlich einen Ersatz zu bieten für das, was den Christen in den ersten Missionsjahrhunderten die unmittelbare Anschauung des umgebenden Heidenthums bot. Auf lebendige Anschaulichkeit kam ihm Alles an. „Wie muß es," sagt er selbst in der für jeden Verkündiger der Missionssache beherzigenswerthen Vorrede, „dem armen Handwerker oder Bauersmann zu Muthe sein, wenn der Redner damit anfängt, zwischen welchen Breiten- und Längegraden das Land liege, von welchem er handeln will, wie viele Quadratmeilen seine Oberfläche zähle! Hier gilt es anschauliche Erdgemälde. Man zeige, nach welcher Himmelsgegend man das Land zu suchen habe, man schildere den Reiseweg in kurzen einfachen Zügen, man vergleiche die Größe mit dem eigenen Lande und sage, wie vielmal größer oder kleiner es sei. Man male es wie eine Landschaft und verschone die Hörer mit den Rubriken des Lehrbuchs. Und selbst diese anschaulichen Gemälde belebe man gleich mit den Menschen und lasse nicht erst dann den Menschen gleichsam erwachsen, wenn man das Land erst als ein leeres beschrieben hat."

Er versicherte auch, daß diese monatlichen Missionsstunden, so sehr er aus dem Vollen schöpfen konnte, oder vielmehr eben weil aus dem Vielen das Richtige zu wählen war, ihn eine bedeutende und mehrtägige Arbeit kosteten.

Einen Hauptwurf ins weite Feld that Hoffmann im Jahre 1842 durch die Herausgabe der kurzen Broschüre „Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahre 1842." Das Büchlein bespricht in kürzester Fassung und trefflich populär 1) daß die Mission in der Bibel befohlen; 2) den Gang der Mission seit den Aposteln; 3) giebt es Antwort auf die Frage: Was ist weiter zu thun? beschreibt dann ausführlicher die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel, ihre Entstehung, ihre Einrichtung und Grundsätze, wie ihre Arbeit und schließt mit einer Einladung an alle evangelischen Christen. Es wurde in vierzigtausend Exemplaren unentgeltlich verbreitet. So umfassend hatte sich die Mission bisher in Deutschland noch nie an das Volk im Ganzen gewendet, so klar und deutlich und für jedermann lesbar waren auch Grundsätze und Ziele

derselben niemals ausgesprochen worden. Die kleine Schrift, welche viel Für, aber auch manches Wider hervorrief, bezeichnet einen Wendepunkt in der öffentlichen Stellung der Basler Mission und trug nicht am wenigsten dazu bei, die bedeutende Steigerung der Missionstheilnahme hervor zu rufen, welche gerade in der Mitte der vierziger Jahre sich kund gab, während ihr die erweiterten Unternehmungen schon vorauseilten.

Zu gleichem Zweck folgte im Jahre 1844 die von Hoffmann selbst mit Hülfe einiger Lehrer des Missionshauses herausgegebene Missionskarte, begleitet von einer durch ihre Gemeinverständlichkeit trefflichen Beschreibung und einem Aufruf an das Christenvolk für die evangelische Mission. Auf einer Fußreise durch den Thüringer Wald im Jahre 1863 knüpfte er in seiner freundschaftlichen Weise mit dem treuherzigen Führer an. Er lenkte das Gespräch mit der Zeit etwas in die Tiefe und so kam auch die Mission zur Sprache, und der Führer, nicht einer von den abgeseimten sondern ein armer ehrlicher Holzhauer erzählte von einer schönen Karte, die er auch wohl zu beschreiben wußte, und welche ihm abhanden gekommen war. Die Basler Missionskarte war ein werth gehaltener Schatz für Jung und Alt gewesen, und wurde schmerzlich vermißt. Wie war der Führer freudig erstaunt, als ihm der Berliner Herr sagte, er habe diese Karte gemacht. Als Andenken an diese Tour erhielt er von Berlin aus eine neue und der frühere Missionsinspector freute sich nicht wenig, auf solche Weise zu sehen, daß seine Rufe bis in die verborgenen Hütten des Thüringerwaldes gedrungen waren.

Noch aber müssen wir hier einer neuen Bahn gedenken, welche Hoffmann zuerst nach englischem Vorbild die Mission auch in Deutschland betreten lehrte, der Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in der Heidenwelt, deren Begründung er eine eigene Schrift, „über die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien," in einer späteren Auflage über das ganze Gebiet der Heidenwelt erweitert, gewidmet hat.

Das dringende Bedürfniß der Mission in Indien führte zu dem auf deutschem Boden zuerst mannigfach befremdenden Unternehmen. In Talatschery und Mangalur hatte die Gattin des Missionar Gundert den Anfang gemacht, selbst Hand an die Erziehung des weiblichen Geschlechtes zu legen, und Dharwar war nachgefolgt. Aber es bedurfte für diese Arbeit durchaus mehrerer

weiblicher Hülfe. Für diese zu sorgen, auch für die Unterhaltung dieser weiblichen Mission, das sollten die christlichen Frauen der Heimath leisten. Er hoffte, auf diesem neuen Wege auch Viele solche für die Mission herbeizuziehen, welche sonst nichts für das Werk thun würden. Der Versuch gelang unter Gottes Hülfe und hat sich seit langem erprobt, obwohl ein altbewährtes Mitglied der Stuttgarter Gemeinschaft in seiner derben Weise damals an Hoffmann schrieb: „Ihren neuen Plan mit einer Weibermission hat man hier am Seil hinuntergelassen."

Mit der wachsenden Theilnahme für die Mission vermehrte sich aber auch die Zahl ihrer Gegner. Es fehlte natürlich nicht an mißgünstigen Urtheilen in öffentlichen Blättern, besonders in solchen, welche dem positiven christlichen Glauben grundsätzlich entgegenstanden, und Hoffmann nahm manchmal Veranlassung in den von ihm mit Dr. Barth herausgegebenen „Beleuchtungen der Missionssache" auch solchen gegenüber die Mission ins rechte Licht zu setzen. Aber gewichtiger und auch oft schwerer zu tragen, zur Selbstprüfung wie zur Entgegnung auffordernd, war was von den in einem Glauben Verbundenen kam.

Das Heraustreten der Mission an die größere Oeffentlichkeit hatte derselben wohl viele neue Freunde gewonnen, aber auch alte bedenklich gemacht, welche hierin mehr eine Gefahr sahen als einen Fortschritt. Hoffmann hat diesen Bedenken gerade gegen *seine* Wirksamkeit — denn mit Recht schrieb man ihm diese veränderte Stellung zu — in den „elf Jahren in der Mission" eine ausführliche Entgegnung gewidmet. — Aber auch der Aufwand der Mission und wieder die „zu hochgeschraubte Bildung" der Missionare waren Gegenstand immer neuer Einwürfe von der Seite derer, welche das ganze Werk tragen halfen.

Die württembergischen Gemeinschaften besonders, welche an der Basler Mission als an ihrer eigenen Sache so thätigen Antheil nahmen, innerhalb derer nicht etwa nur der Reiche und Begüterte, sondern auch der einfache Mann des Volks oft wirkliche Opfer brachte, wollten nun dagegen auch wissen und mit beurtheilen, wie die Mission gehandhabt werde. Während der ausgezeichnete Secretär der englisch-kirchlichen Mission *Henry Venn* bei seinem Besuch in Basel staunend die Hände zusammenschlug über *diese* Einfachheit im Vergleich mit dem Stil englischer Missionseinrichtungen, so wollte

dagegen manchem frommen württembergischen Landmann noch Vieles in dem Betrieb der Basler Mission zu „herrenmäßig" vorkommen.

Nicht alle auch von den näheren Freunden der Sache konnten recht ermessen, welche unabläßige Sorge die öconomische Frage der Missionsleitung auferlegte, wie sehr sich dieselbe beständig zur äußersten Sparsamkeit gedrängt sah. Der Inspector mußte auf Missionsconferenzen die theuren Ausrüstungen und Aussteuern für Indien oft Stück für Stück bis zu den feinen weißen Strümpfen vertheidigen und den Gebern begreiflich machen, daß dieselben wirklich eine Ersparniß seien. Er hatte auch auf seinen Reisen, da er sich von der Berührung mit fremder oder gar feindseliger Sinnesweise niemals zurückzog, sondern Verständigung suchte, oft Gelegenheit, auch die roheren und unwissenden Urtheile kennen zu lernen, welche über die Mission im Umlauf waren. Auf einer Reise durch das Badische kam er mit Mitreisenden über die Mission in's Gespräch. Einer verhehlte ihm nicht, daß er früher auch einmal für die Basler Mission gegeben, aber es sehr bereut habe, seit er gehört habe, daß der Inspector Alles allein aufzehre, was unter dem Namen des guten Zweckes gesammelt werde. Der Ankläger verstummte, als der Mitreisende, welcher sein ganzes Vertrauen gewonnen hatte, aus seinem Incognito heraus trat und ihn freundlich und eingehend eines Besseren belehrte.

Im Jahr 1847 jedoch nahmen die ungünstigen Beurtheilungen der Basler Mission in der bezeichneten Richtung einen für den Bestand derselben bedrohlichen Charakter an. Ein Kreis von angesehenen Geistlichen und Missionsfreunden, darunter solche, welche Hoffmann persönlich nahe standen, waren mit dem Project hervorgetreten, eine Missionsschule in Württemberg ins Leben zu rufen, welche erstatten sollte, was man an Basel vermißte. Die Vorbereitung der Missionare sollte mit geringern Kosten auf Grund einer einfacheren Bildung bewerkstelligt werden. Das Programm dieser neuen Vereinigung kam der Basler Missionsleitung völlig überraschend, es überraschte sie in einem Augenblick, da der letzte Rest früherer Bestände erschöpft war und sie neuen großen Ausgaben gegenüber stand. Auf Hoffmann machte dieser unerwartete Plan einen schmerzlichen Eindruck. Er sah voraus, daß durch die Ausführung desselben der Basler Mission nach und nach der Boden entzogen, daß ihr mit Württemberg gerade ihr festestes Funda-

ment genommen werden würde. Wie nahe ihm die Sache der Mission am Herzen lag, das zeigte sich eben in jenen Tagen, welche ihm das trübe Ende einer langen prüfungsvollen Zeit, die Erlösung seiner Gattin aus einer langwierigen und außerordentlich schmerzhaften Krankheit brachten. Vom Krankenbett der Sterbenden eilte er in die Sitzung der Comitee, um eine Erklärung aufzusetzen, deren Veröffentlichung den Schlag von Freundeshand sofort pariren sollte, am folgenden Tage, dem Tage ihres Todes wurde auf seine Veranlassung der Beschluß gefaßt, eine Deputation nach Württemberg zu senden, um der Ausführung der sogenannten „Fildermission" entgegenzutreten. — Das Project wurde auch in Folge dessen von seinen Urhebern fallen gelassen. Im Rückblick auf dasselbe schrieb Hoffmann noch in demselben Jahre an Mögling: „Das Aufgeben der indischen Mission um des Geldes willen, das wäre wirklich ein ungeheurer Schwabenstreich gewesen!"

Eine andere Bewegung griff noch tiefer in die Stellung der Basler Mission in Deutschland ein, der lutherische Confessionalismus.

Das von Hoffmann 1842 herausgegebene Büchlein „die evangelische Missionsgesellschaft in Basel" hatte zum erstenmal die Grundsätze dieser Mission klar und bündig ausgesprochen, welche von jeher in derselben maßgebend gewesen waren.

„Die Basler Mission beruft sich," so schreibt er dort, „vor allem auf ihren Namen als evangelische Missionsgesellschaft. Sie war von Anfang an der Ueberzeugung, daß es die Absicht eines evangelischen Missionars sein müsse, die reine Lehre des Evangeliums, nicht die besondere Färbung derselben in irgend einer kirchlichen Fassung, sei es nun die lutherische oder calvinische oder irgend eine andere, den Heiden zu bringen. Sie hat von jeher geglaubt, daß die Gliederung der einen evangelischen Kirche in verschiedenen Bekenntnißformen eine Folge der menschlichen Beschränktheit sei, und daß keine dieser Bekenntnißformen eine ewige, sondern alle vergänglich seien, daß keine durchaus und allein die Wahrheit habe, sondern daß sie sich gegenseitig ergänzen. Darum war auch der theologische Unterricht in der Missionsanstalt stets darauf gerichtet, die großen und tiefen Grundlagen des gemeinsamen Glaubens der evangelischen Kirche zur Hauptsache zu machen, während die freiwissenschaftliche Untersuchung die Unterschiede der Confessionen ohne Ansehen der Personen und der

Kirchen nach der heiligen Schrift beurtheilte. Es war nie darauf abgesehen, weder Luther noch Calvin noch Zwingli, sondern stets Christum den Zöglingen theuer und klar zu machen. Dabei scheute sich aber der Lehrer niemals, bald diesem, bald jenem der großen Reformatoren Unrecht zu geben, wenn er das Wort Gottes nach richtiger scharfer Auslegung und die Schlüsse einer durch den Glauben getragenen und durch den Geist Gottes erleuchteten Wissenschaft gegen sich hatte. Auf dieser breiten Basis klarer Erkenntniß, evangelischer Wahrheit und evangelischer Liebe stand sie seit fünfundzwanzig Jahren und wird mit Gottes Hülfe dabei bleiben. Sie bekennt sich als Missionsgesellschaft zum Worte Gottes oder, wenn man ja eines kirchlichen Ausdrucks bedarf, zu dem Gemeinsamen aller evangelisch-protestantischen Bekenntnisse. . . . . Aus diesem Grunde läßt die evangelische Missionsgesellschaft ihre ausgehenden Missionarien kein Symbol unterzeichnen, weil sie höhere Bürgschaften als diese hinfälligen hat, daß ihre Missionarien schriftgemäß lehren werden, und weil sie die Verpflichtung auf Symbole mehr für die Sache der Kirche, der ordinirenden Kirchenleitung als für die der freien Gesellschaften hält."

Diesem Standpunkte gegenüber erhob sich nun besonders von Baiern her durch Harleß und Löhe energischer Widerspruch. Die dortigen Freunde verlangten von der Missionsgesellschaft bestimmten Anschluß an die lutherische Kirche und Verpflichtung auf die Symbole derselben. Es wurde seitens der schroffsten Gegner von dem Fluche gesprochen, den eine solche unkirchliche Missionsgesellschaft der Christenheit bringen müsse, weil sie die Leute gleichgültig mache gegen ihre besondere kirchliche Confession, und der den Segen überwiege, den sie unter den Heiden etwa schaffen könne. —

Auch von Stuttgart kamen Stimmen, welche die Verpflichtung der Missionare auf die confessionellen Symbole als einen erwünschten Ausweg gegenüber der Zertrennung bezeichneten, welche nun zuerst in Baiern, dann auch an andern Orten die Missionsfreunde in verschiedene Lager schied. Die Basler Mission konnte sich dagegen darauf berufen, daß ihre Missionare ohne Symbolverpflichtung thatsächlich die Bürgschaft der Verkündigung des lauteren Evangeliums gegeben, und Hoffmann sah sich nach den verschiedensten Richtungen veranlaßt, mündlich und schriftlich für die geistige Erbschaft einzutreten, die er selbst mit voller Zustimmung übernommen.

„Der Berg Zion ist höher als alle Kirchthürme," so faßte er einmal diese Missionsanschauung kurz zusammen, welche er in einem Manuscript über „Missionswissenschaft" folgendermaßen ausführt: Es versteht sich von selbst, daß der Geistliche mit Ueberzeugung und Bewußtsein seiner Kirche angehören muß, daß er also nicht mit kirchlichem Indifferentismus das eine Bekenntniß für ebenso vollkommen als das andere halten kann, sondern dasjenige seiner Kirche oder Kirchenabtheilung als das rechte auf der heiligen Schrift ruhende, oder wo mehrere auf derselben in den Hauptsätzen ruhen, als das vollkommenere am meisten auf sie gebaute betrachten darf und soll. Es wird daher auch diese Kirchenform sein, die er als Muster betrachtet, dieses Bekenntniß, das seine Lehre bestimmt. Nur darf ihm dieselbe nicht letzter Zweck sein, sondern die Kirche selbst, für welche die Formen blos Mittel sind, in welchen sie ihr Leben immer nicht adäquat ausdrückt. Wer daher nur diese Form als die einzig mögliche und dieses Bekenntniß in allen seinen Theilen als identisch mit der absoluten Wahrheit betrachtet, der steht in einer einseitigen und falschen Betrachtung der Kirche Christi; wer dieselben um jeden Preis zur Annahme bringen will, der macht zwar Proselyten durch Taufe u. s. w., aber nicht Christen. — Auch die evangelische Kirche hat sich davor zu hüten.

„Die individuelle Bekehrung und zwar nicht zu einer Kirchenform als letzter und einzig wahrer Darstellung des Christenthums ist unerläßlich."

An den Missionar Amman in Kadike schreibt Hoffmann hinsichtlich einer Katechismusübersetzung in die Tulusprache: „Wir setzen voraus, Du werdest die Unterscheidungslehren der Confessionen, das Abendmahl und die Gnadenwahl in der Uebersetzung möglichst auf die einfachen biblischen Ausdrücke bringen, weil die Theorien Calvins und Luthers für indische Christengemeinden noch nicht nützlich und verständlich wären."

Mancher Missionsmann, welcher nicht weniger die individuelle Bekehrung als den letzten Missionszweck erkennt, wird doch den hier gezogenen praktischen Consequenzen nicht ebenso beistimmen. Was Hoffmanns Anschauung von einer specifisch-confessionellen Missionspraxis unterscheidet, liegt darin, daß er von dem Missionar fordert als ein wesentliches Requisit, daß er sich des Unterschieds bewußt sei zwischen dem in menschliche Worte gefaßten Bekenntniß seiner Kirche

und seiner Zeit und dem Worte Gottes für alle Völker und alle Zeiten. Stelle man sich das thatsächliche Verhältniß vor Augen, wie es heute überall in der Heidenmission sich ergiebt: die Kinder einer vielhundertjährigen christlichen Geistesentwicklung treten als Sendboten zu dem Heidenvolk, zu einer völlig anders gearteten Nationalität, welcher diese ganze Entwicklung fremd ist, so wird man die praktische Wahrheit nicht verkennen, welche in diesen Grundsätzen liegt. Von den Heiden selbst, wenn sie einmal zu gläubigen Gemeinden und zu eigener Erkenntniß erstarkt wären, erhoffte er, was ihnen die abendländische Christenheit nicht zum voraus geben kann, weil jedes Bekenntniß ein wachsthümliches ist, das „ich glaube, darum rede ich." Man erinnere sich, wie er die größeste Aufgabe des Missionars in jener selbstverläugnenden Liebe sah, welche es vermag, in die fremde Individualität eines Heidenvolks sich hineinzuleben, so wird man erkennen, wie jene scheinbare Indifferenz gegen die historischen Bekenntnisse gemeint ist. „Dieß ist," so schreibt er in seiner letzten Schrift über Mission, „einer der großen Grundzüge der wahren Missionsthätigkeit, daß sie nicht im Christenthum die abgeschlossene Wahrheit einer engen Schule, sondern daß sie in ihm die lebendige Erfüllung der Sehnsucht aller Völker und Zeiten, also auch die Antwort auf alle tiefsten Seelenfragen aller Sprachen und Zungen den Völkern entgegenbringt."

Auf den gleichen Grundsätzen ruhte die Verbindung, in welcher die Basler Mission mit England stand. Die ursprüngliche Anlage des Basler Missionsinstituts war nur auf Vorbildung von Missionaren für aussendende Gesellschaften gerichtet gewesen, und auch nachdem Basel seine eigenen Missionsgebiete hatte, blieb es noch mit der englisch-kirchlichen Mission in dem früheren Verhältniß. Während der ganzen Zeit von Hoffmanns Inspectorat wurden jährlich durchschnittlich vier Zöglinge an die Engländer abgegeben. Hoffmann legte Werth auf diese Verbindung und behauptete dieselbe auch gegenüber den eben in jener Zeit sich erhebenden Schwierigkeiten.

Diese Schwierigkeiten erwuchsen auf beiden Seiten des Canals hauptsächlich durch das auch bei den Missionsfreunden straffer sich spannende kirchliche Bewußtsein.

Die stärkere episcopale Strömung in England hatte sich schon im Anfang der vierziger Jahre dem einmüthigen Zusammenwirken

der Basler und der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft störend entgegengestellt. Die Engländer hatten angefangen, ihre großen Colonien mit Bischöfen zu versehen. Vier Bisthümer waren in Indien an Stelle des einen getreten, und diese Bischöfe, auch auf dem Missionsgebiet die Regulative der anglicanischen Kirche oft einseitig geltend machend, kamen mit der Stellung deutscher Missionare, welche mit ihrer lutherischen Ordination in den Dienst der englisch-kirchlichen Gesellschaft übergetreten waren, wie schon oben berührt wurde, in Conflict.

Auch der Uebertritt der in Basel vorgebildeten Missionare in das College in Islington mit seinem ganz anders gearteten Studiengang verursachte Differenzen.

Andrerseits fehlte es von deutscher Seite nicht an zum Theil herben Verurtheilungen dieses Verhältnisses. Die freie Stellung der Basler Mission hinsichtlich der confessionellen Unterschiede der evangelischen Kirche schien Vielen hier in ihr Gegentheil umzuschlagen, in eine Connivenz gegen die Engherzigkeit der anglicanischen Kirche, wenn Basler Zöglinge, in die englische Mission eintretend, anglicanische Ordination annahmen. Allerdings konnte dieß ja nur in Folge einer völlig freien Entschließung geschehen, aber doch schrieb ein Freund an Hoffmann mit stürmischer Entrüstung in Bezug auf die Verbindung mit England: „Man hat die Brüder hinter sich in den Karren geschoben und unter das Joch gebracht", und Hoffmann mußte diese festgehaltene Einrichtung vielfach nicht nur gegen mißgünstige Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung, sondern auch gegen Missionsfreunde vertheidigen.

Wäre diese Verbindung mit der englischen Mission, welche der Basler Mission eben nur die Bildungskosten der ihr überlassenen Missionare vergütete, nur ein Rest früherer Tradition gewesen, so fehlte es nicht an Anlässen, sie fallen zu lassen, nachdem nun Basel selbst ein neues Missionsfeld um das andere in Angriff nahm. Aber die Missionsleitung hielt daran fest, Hoffmann vor allem hielt sie werth an um ihrer selbst willen und ließ sich darin durch allen Widerspruch, den er erfuhr, nicht beirren.

Schon im Jahre 1840 schreibt er an den ehrwürdigen Steinkopf in London, den Mitbegründer der Basler Mission:

„Es scheint sich hie und da in Deutschland gegen die englische

Kirchenform eine Widrigkeit auszusprechen, die so weit geht, daß man es uns als eine Unrichtigkeit vorwirft, Brüder aus unsrer Anstalt in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission zu geben. Darauf antworte ich mit klarem Bewußtsein so: Die Kirche, welche jetzt besteht, ist Mittel und nicht Zweck. Diejenige Kirche, welche Zweck ist, besteht innerhalb aller sichtbaren Kirchen als eine unsichtbare und in himmlischer Sichtbarkeit drüben in der seligen Heimath. Die zeitlichen, nationalen, localen Kirchen sind Mittel, um die Einzelnen für jene Kirche zu erziehen. Wo also der Glaube an Christum schon besteht und Gemeinden bildet, da kommt die Frage zur Sprache: welche Verfassung dient am meisten zu jener Erziehung ... In Deutschland also, in England ist es richtig, über solche Kirchenfragen im Klaren zu sein und zu wissen, welche Form entspricht am meisten dem göttlichen Inhalt, für den sie bestimmt ist. In der Missionsarbeit aber handelt es sich lediglich darum, steht diese oder jene Kirchenform dem großen Object der Predigt vom Kreuze im Wege, und wenn nicht, so ist sie zulässig für den Missionar, der sich dann nicht gerade an seine heimathliche Form zu halten hat, indem er ja eben dadurch, daß er Missionar wird, erklärt, von der für sein engeres Vaterland erkannten Form abzugehen und um des großen Zweckes der Predigt Christi willen sich jede Connivenz gegen andere Kirchen gefallen zu lassen. Die katholische Kirche bleibt natürlich ausgeschlossen, weil ihre Form der Art ist, daß sie ohne Alteration der Grundlehren des Evangeliums nicht kann angenommen werden."

Diese Grundsätze erkannte er gegenüber der englischen Kirche als anwendbar an, so lange dort Männer an der Spitze standen, welche in demselben freien evangelischen Geiste standen. Er schreibt 1841 in einer sehr ausführlichen Darlegung über das Verhältniß der Mission zur Kirche an Diaconus B. in L.: „So lange Männer wie Coates, Pratt, Baptist Noël (letzterer war damals noch in der englischen Staatskirche) und andere die stärksten Stimmen in der Comitee sind — behauptet sich dennoch die Church-Missionary-Society auf dem Boden der Freiheit und Freiwilligkeit. Ich habe mit diesen Männern und mit andern einflußreichen Personen über alle Gefahren ihrer Mission mich frei besprochen, sie haben sie anerkannt, aber auch gefunden, daß sie unvermeidlich sind, und daß man ihnen entgegentreten könne und müsse, um nicht wirklichen

Schaden zu nehmen, ja sie haben mir erklärt ihre bisherigen wahrhaft evangelischen Grundsätze nur mit dem Leben aufgeben zu wollen."

Er konnte sich darum auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Ausübung des Missionsberufs nur durch die Organe freier Gesellschaften denken, wie er dies in den Missionsfragen ausführlich begründet. „Wenn die Missionsthätigkeit," schreibt er in demselben Brief, „als eine kirchliche sollte von den eigentlichen Kirchenbehörden geleitet werden, so ist meine feste Ueberzeugung aus eigener und fremder Erfahrung die von Lücke mit den Worten ausgedrückte: In diesem Falle würde die Mission unfehlbar am Consistorialstyle sterben."

Es war bei dieser freien Ansicht und der entgegenkommenden Stellung des Missionsinspectors zu den Mitarbeitern in England in der That ein eigenes Geschick, daß doch die von ihm so treu gepflegte Verbindung beinahe eben an seiner Persönlichkeit als Theologe gescheitert wäre.

Einer seiner Schüler hatte im Collegium in Islington die theologischen Anschauungen seines früheren Lehrers geltend gemacht, und der Missionsinspector in Basel kam dadurch bei den anglicanischen Missionsmännern in den Verdacht mangelnder Rechtgläubigkeit hinsichtlich eines Lehrpunktes, welchen der zweite Artikel des anglicanischen Symbols noch schärfer normirt als die Bekenntnißschriften der deutschen Reformation. Es handelte sich um die Bestimmung des Verhältnisses des Göttlichen und Menschlichen in Christo oder nach dem traditionellen Ausdruck um die Lehre von den beiden Naturen Christi.

Ich kann hier die zum Theil eigenartige aber nur aus dem größeren Zusammenhang seiner Glaubenslehre recht deutlich werdende Lehrweise Hoffmanns nicht wiedergeben und bemerke nur, daß sie derjenigen ähnlich war, welche in der Menschwerdung Christi eine wirkliche Selbstentäußerung der wirksamen Eigenschaften seines göttlichen Wesens sieht, und daß er auf Grund dessen den Ausdruck „göttliche Natur" gegenüber der „menschlichen Natur" in Christo als einen nicht ganz entsprechenden bezeichnet hatte.

Dieß erregte Anstoß in England und, so befremdlich es ihm war, daß von dieser Differenz der theologischen Auffassung so viel Aufhebens gemacht wurde, entschloß er sich doch, sich mit den ihm werthen englischen Freunden persönlich zu verständigen, um sie zu der

Einsicht zu bringen, daß seine Lehre innerhalb der englischen Kirche, die ihrige innerhalb der seinen zulässig sei.

Er reiste im Frühling 1846 nach England und die christologische Frage, über welche im siebzehnten Jahrhundert die Tübinger und die Gießner Theologen mit einander gestritten hatten, führte zu einem förmlichen Religionsgespräch zwischen dem Basler Missionsinspector und den Vertretern der Church-Missionary-Society in London. Auf der Arena theologischer Disputation blieb freilich jeder Theil bei seiner Meinung, obwohl der Gegenstand in drei Zusammenkünften, zuletzt in einer größeren Versammlung, bei der auch Laien zugegen waren, erörtet wurde, auf dem Boden der Praxis aber kam es zu einem freundlichen Einverständniß.

Die Resolution der englischen Comitee lautete:

Die Comitee hat sich nie berufen gesehen, ein Urtheil über eine abstracte theologische Frage abzugeben, sie will blos wissen, ob die zur Ordination vorgeschlagenen Candidaten bereit sind, die neun und dreißig Artikel der englischen Kirche in ihrem einfachen und natürlichen Sinn anzunehmen und keine Lehre und Lehrweise festzuhalten, welche sie als mit der Wahrheit des Evangeliums unverträglich erachtet. Daß letzteres mit der Lehrweise Hoffmanns nicht der Fall sei, wurde anerkannt.

Hoffmann erinnerte sich gern jener eigenthümlichen Disputation, bei welcher er trotz der doppelten Schwierigkeit, in einer fremden Sprache die tiefere Vermittlungen zwischen Glauben und Erkennen suchende deutsche Theologie der Denkungsart der englischen Theologen nahe zu bringen, sich mancher herzlichen Zustimmung von Seiten anwesender Laien erfreute.

Eine schöne Frucht dieser Verhandlungen war für ihn die engere Verbindung mit dem neuen Sectretär der englischeu Gesellschaft Henry Venn, durch dessen Einfluß hauptsächlich die Verbindung mit Basel neu gekräftigt wurde. In ihm lernte Hoffmann einen Missionsmann kennen, in welchem die edelsten Eigenschaften des christlichen Engländers in seltener Weise vereinigt waren. Wie Hoffmann, so stellte auch H. Venn seinen Reichthum geistiger Anschauungen ganz in den Dienst des Missionswerkes und faßte die Aufgabe der Missionsleitung in jenem höchsten Sinn, in dem sie mit allen praktischen Fragen des christlichen Lebens in Zusammenhang gebracht, von der ganzen Erkenntniß der göttlichen Wahr-

heit beleuchtet wird, und wurde so, von dem klarsten Sachverstande unterstützt, zu dem Meister in der Missionsleitung, als welcher er bis vor wenig Jahren an der Spitze der englischen Gesellschaft stand.

Die beiden Männer fühlten sich gegenseitig zu einander hingezogen, denn sie hatten, so verschieden sie waren, eine wesentliche Geistesverwandtschaft. H. Venn hatte nicht nur das lebendig schlagende Herz christlicher Liebe, welche die Erkenntniß überbietet, und darum auch ein einseitig begrenztes Erkennen zu ergänzen vermag, sondern er hatte bei aller Geschlossenheit seiner Ueberzeugung den weiteren und freieren Blick originaler Geister, welchen Hoffmann im Gebiet der Theologie bei vielen der praktisch so begabten englischen Christen vermißte, so daß er einmal sagte: „wo der englische Theologe aufhört, da fängt die deutsche erst an."

Die schönen Worte, welche Venn ein Jahr nach der erwähnten Controverse in der Basler Comitee aussprach, mögen ein Zeugniß für diese Zusammenstimmung geben. „Die Gesinnungen der beiden Gesellschaften sind dieselben geblieben, aber die Zeiten haben sich geändert, mehr Aengstlichkeit und Spannung ist eingetreten. Auf beiden Seiten giebt es gewisse theologische und kirchliche Ueberlieferungen, die in den Hintergrund treten müssen. Im Vordergrund müssen stehen die großen christlichen Principien von der persönlichen Gemeinschaft jedes einzelnen mit seinem Heiland, von der Bekehrung der Seele zu Gott durch Jesum Christum, vom Glauben, der sich durch Früchte beweist. Ich trete immer mehr von allen Systemen zurück und halte mich an die Bibel allein." Die letzte von Hoffmann herausgegebene Schrift über Mission ist ein Zeichen der Geistesgemeinschaft dieser beiden Missionsmänner, indem Hoffmann in derselben das Werk H. Venns über Franz Xavers Missionswirken übersetzte und wesentlich erweitert, besonders durch eine vorzügliche Uebersicht über die Missionsgeschichte bereichert, im Jahre 1867 herausgab.

Eine hier noch zu nennende ausführliche Schrift Hoffmanns, welche das Missionswerk apologetisch beleuchtet, „die Missionsfragen," durch ihren reichen theologischen Gedankengehalt eine seiner bedeutendsten Missionsschriften, wurde bei ihrem Erscheinen von den Wirbeln des Jahres 1848 mit vielem Andern begraben, und hat daher nicht die Aufnahme gefunden, die sie verdiente.

Wir haben den Missionsmann durch Arbeit und Kampf zu begleiten versucht und ich beschließe mit einem kurzen Rückblick auf den Gang der Basler Mission den umfangreich gewordenen Abschnitt. In den beiden ersten Jahren von Hoffmanns elfjähriger Wirksamkeit überwog noch unter den Eindrücken der erlittenen Verluste in der Missionsleitung die Betrachtung, in den nächsten Jahren nichts Neues zu unternehmen. Dann trat die große africanische Unternehmung in die Mitte und in Indien ereigneten sich die Bewegungen in einzelnen Missionsgebieten, welche zur Erweiterung des Stationsnetzes trieben. „Klein und abgerissen," schreibt der Inspector, „stand noch vor kurzem unser Missionswerk in Indien und Africa da; jetzt am Schlusse dieses Jahres sind uns für beide Arbeitsfelder Anknüpfungen und Aussichten gegeben, welche tiefer und weiter reichen als wir vor kurzem noch gewagt hätten zu hoffen."

Schon im Jahre 1842 wurde gegen die bisherige vorsichtige Praxis der Beschluß gefaßt, die sogenannte Utilisationscasse anzugreifen, keine Capitalien zu reserviren. Es ging in die offene See. Die kleine Schrift Hoffmanns über die Basler Mission hatte das Interesse für die Mission in weite neue Kreise hineingetragen, die Organisation von Missionsreisen einer Reihe von hervorragenden und erfahrenen Missionaren in der Heimath, die schnelle Vermehrung der Missionsfeste und der Hülfsvereine — dieß alles zusammen bewirkte in den Jahren 1842 bis 1844 einen sehr bemerkbaren Aufschwung der Sache. Die hoch über das bisherige steigenden Beiträge eilten den auf das Doppelte der früheren wachsenden Ausgaben nach. Schon im Jahresbericht von 1842 ruft Hoffmann freudig aus: „Die Hoffnungen, die wir aussprachen, sind nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Das Werk in unsern Händen ist gewachsen, still und rasch und lobet seinen Meister, den allein gewaltigen Gott und Heiland Jesum Christum!" und im Jahre 1844: „Kaum scheinen die Töne unseres letzten Jahresfestes in unsern Ohren verhallt und schon wieder führt uns der Herr zu neuem Segen und neuem Danke von allen Seiten her in seinem Hause zusammen. Wie ganz anders stehen diese jährlichen großen Gedenktage in der Gemeinschaft des Glaubens und des Gnadenwerkes unter den Heiden jetzt vor uns da, als vor einem Jahrzehnte. Wie einsam ragte

vordem unsere hiesige Feier aus dem Jahreslaufe hervor, gleich einem blühenden Eilande im großen dunklen Meere. Nun aber schlingt sich eine Kette von Festen, alle feiernd das Kommen des Reiches Gottes auf Erden, in den alten goldenen Festkranz der Kirche." Die jährlichen Mittel der Basler Mission hatten sich bis gegen 1846 auf das Doppelte der frühern Beiträge erhoben, aber nachdem die ersten großen Leistungen für die Wiederaufrichtung der Mission in Africa überwunden waren, wuchs nun das indische Budget mit jedem Jahre. Hatte doch der Inspector im Jahre 1846 wieder drei neue Missionsfelder anzukündigen.

Nun schreibt er an Barth 1847: „Unsere Mittel sind durch die Erweiterung des Werks bis auf den Boden hinaus erschöpft, so daß wir jetzt mit ein paar tausend Franken in der Kasse die sechs bis achtmal größeren Ausgaben des Monats vor uns stehen sehen." Ein Circular wird an die indischen Brüder gesandt, welches die ihnen zuzugestehenden Ausgaben auf das möglichst geringe Maß beschränkt. Die Erhaltung der in den ersten sieben Jahren ins Leben gerufenen Stationen nimmt alle Sorge in Anspruch.

Wie neben diesem Fortschritt und der Sorge um die Behauptung des Gewonnenen die inneren Kämpfe hergingen, ist gezeigt. Ein anderes ward dabei nicht in Rechnung genommen, daß auch eine große geistige Arbeitskraft, wenn sie überspannt wird, zusammenbricht. Zu der immer anschwellenden Correspondenz — der Inspector schrieb zuweilen an einem Tage fünfundzwanzig Briefe — kam auch ein wachsender Zulauf von Menschen, welche er nicht abweisen wollte und konnte. Ja, nicht nur den Freunden der Sache, auch dem Engländer, der mit dem rothen Buch bewaffnet die Schweiz bereiste, mußte er oftmals Stand halten, wenn derselbe nicht nur das Missionshaus sondern auch dessen Inspector sehen wollte. Das sichere Selbstbewußtsein, das dem Engländer vor andern Nationen eigen ist und welches bei manchen weniger Gebildeten, die alljährlich die Rheingegend und die Schweiz überfluthen, auch zuweilen in der Caricatur der Unverschämtheit hervortritt, hatte er Gelegenheit kennen zu lernen. Er kannte die Fragen schon, welche der Engländer dieser Sorte zu stellen pflegte. Wo er geboren sei, wünschte der Mann des rothen Buchs fast immer zu wissen und wenn er dann antwortete: „in Württemberg," so pflegten die Unterrichteteren wohl zu bemerken: „oh where Luther is born!"

Es kann fast befremdlich erscheinen, daß ich neben dem Amte des Missionsinspectors hier noch ein zweites von Hoffmann übernommenes zu erwähnen habe, welches bedeutend genug ist, um die Kraft eines Mannes allein für sich in Anspruch zu nehmen. Im Frühling 1843 wurde Hoffmann nach dem Abgange Becks eine Stelle als außerordentlicher Professor an der Universität zu Basel angetragen, und er ging darauf bereitwillig ein, während er eine Ende 1842 durch Consistorialrath Snethlage von Berlin aus an ihn ergangene Anfrage wegen Uebernahme einer Professur in Halle abgelehnt hatte, weil er sich von seinem Amte in Basel nicht trennen wollte. In Basel selbst konnte er das neue Amt neben dem bisherigen bekleiden. —

Was ihn zu dieser neuen bedeutenden Arbeit den Muth fassen ließ, war offenbar der starke Zug zur wissenschaftlich-theologischen Arbeit überhaupt, und er warf sich mit Liebe und Eifer in dieß neue Amt. Freunde urtheilten, daß er zu viel auf sich nehme, und die aus Ueberarbeitung entspringende jahrelange Kränklichkeit in den letzten Basler Jahren zeigte, daß sie darin nicht Unrecht hatten.

Der Eintritt in die academische Laufbahn machte ihn zuerst zum Gegenstand eines heftigen Angriffs. In seiner Inauguralrede über die Stellung der wissenschaftlichen Theologie zur gegenwärtigen Zeit kamen in dem Zusammenhang der reichen und wichtigen Gedanken, welche sie entwickelt, einige Sätze vor, welche den Dr. de Valenti veranlaßten, ihn des Hegelianismus zu beschuldigen. Dieser originelle theologische Arzt war damals in die Rolle eingetreten, welche er eine Zeitlang durchführte, als offener Ankläger aller derjenigen aufzutreten, die in ihrem Lehren und Handeln vor der strengsten biblischen Rechtgläubigkeit, wie er sie verstand, nicht bestehen konnten. Er ging dabei mit der größten Offenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werk, indem er zuerst den Angegriffenen, wie er auch bei Hoffmann that, zu einer mündlichen Verantwortung, dann zu einem öffentlichen Widerruf aufforderte und wenn dieß nicht beachtet wurde, mit den gröbsten literarischen Keulenschlägen über ihn herfiel. Hoffmann selbst gestand, er würde, wenn er solche Mißverständnisse vorausgesehen, die Rede lieber nicht haben drucken lassen, und doch ist sie ein schönes Denkmal seiner ganzen theologischen Anschauung, von dem er aber im Vorwort bezeichnend sagt: „Es theilt diese Rede das Loos, welches allen meinen Arbeiten

und meinem ganzen Leben zugetheilt ist; schnell im Drange des Moments ist sie entstanden, und Vieles in ihr konnte sich daher nicht mit der Klarheit und plastischen Rundung gestalten, die nur bei ruhigem, stillem und frohem Verweilen bei den Gegenständen erzielt wird." Er kehrte eben von einer Reise nach Kornthal zurück, die er in Folge der väterlichen Requisition für das dortige Pfarramt unternommen hatte. „Als wir auf dem Heimwege," so erzählt der begleitende Freund, „bei Doctor Barth übernachteten, wo wir mit jener einzigen Herzlichkeit, wie Barth seine Freunde aufzunehmen und zu beherbergen wußte, empfangen worden waren, brach bei Hoffmann ein ziemlich starkes Unwohlsein hervor. Noch sehe ich Barth, wie er mit einer Flasche voll heilsamer Magentinctur und einem Gläschen, mit der halb komischen, halb ernsthaften Miene eines Wunderdoctors vor das Bett des Freundes trat, um ihm so Hülfe zu bringen. Wirklich konnte auch bald darauf die Abreise unternommen werden und wir kamen bis Rastatt. Zwei Tage darauf sollte Hoffmann seine Antrittsrede als Dozent der Theologie in der Aula halten und mir war im Stillen ganz bange für ihn; er hatte noch keine Rede geschrieben. Aber während er mit mir sprach oder leidend in der Ecke saß, mochte er die Gedanken, welche er vortragen wollte, in sich bewegen. Die Rede wurde trotzdem, daß Hoffmann halb krank ins Missionshaus zurückkam und gleich auch viel anderes auf ihn einstürmte, doch rechtzeitig geschrieben und gehalten und legte Zeugniß ab, daß es ein theologischer Denker war, der seinen Antrittsvortrag hielt."

Die Basler Vorlesungen gaben ihm den Anlaß zur Ausarbeitung seiner Dogmatik, seiner Pastoraltheologie mit besonderer Rücksicht auf die Mission und seiner Wissenschaft vom Kanon, welche Gegenstände er neben der Auslegung neutestamentlicher Schriften hauptsächlich las. In besonderer Weise anziehend und jugendliche Geister anregend wirkte er in einem sich regelmäßig um ihn versammelnden Studentenkreise, in welchem theologische Fragen in der Form freier Discussion verhandelt wurden. Doch es ist Zeit, nun noch von der Arbeit hinweg einen Blick zu werfen in das häusliche Leben.

Persönliches und häusliches Erleben.

Das öffentliche Wirken tritt in dieser ganzen Darstellung nothwendig in den Vordergrund nach der ganzen Anlage und Ausgestaltung des Lebens, welches beschrieben wird, aber auch der reiche und mannigfaltige Hintergrund des Familienlebens darf in einem solchen Bilde nicht unausgefüllt bleiben. Läßt doch gerade das Leben in Haus und Familie am unmittelbarsten den christlichen Charakter eines Mannes erkennen, und wie tief greift dasselbe beständig, wenn auch oft ungesehen, in das innere und äußere Wirken des Menschen ein.

Er fühlt sich von diesen zarten und heiligen Banden gehalten im Kampf mit den Schwierigkeiten seines öffentlichen Berufs, er sieht sich, auch wenn das äußere Wirken in geordneten Bahnen einhergeht, innerlich verlassen, wenn der Tod solche Bande gelöst hat. Während das allgemeine Urtheil nur die Stufen der öffentlichen Wirksamkeit verfolgt und höchstens der Eindruck von dieser in der Erinnerung der später Lebenden zurückbleibt, so treten in dem wirklichen inneren Lebenszusammenhang persönliche Erfahrungen, Erlebnisse in dem engen Kreis der Familie vielmehr als die entscheidenden Wendungen hervor. Wunderbar kreuzen sich diese verschiedenen Lebensfäden und nur ihre beständig neue Verschlingung, welcher kein Auge folgen kann, bildet das Gewebe des Ganzen. Darum ist es unerläßlich in dieser Darstellung, auch von den eingreifenden Erlebnissen der Familie zu reden, welche gerade in der Zeit von Hoffmanns Wirken in der Mission sich zusammendrängten.

Allerdings ist das Leben im Kreise der Familie in den ersten Jahren Hoffmanns in Basel, während welcher er in zwar je und je gestörter aber ungebrochener Kräftigkeit sein Amt verwaltete, mehr als später und früher zurückgetreten. Auch in Winnenden war der Arbeit viel, aber hier im Missionshause brachten der Inspector und dessen Gattin ein gutes Stück der häuslichen Gemein-

schaft dem Berufe zum Opfer. Er war der Hausvater der großen Missionsfamilie, mit dieser täglich auch bei den Mahlzeiten vereinigt, und die Gattin trug mit der Mutter und einer Schwester die Last des umfangreichen Hauswesens. Kein Wunder, wenn der Vater, von früh bis spät thätig oder doch beansprucht, den Kindern nicht wie eine werktägliche, sondern mehr nur wie eine seltene festliche Erscheinung vorkam. Es waren nur die späten Abende, in welchen er von der isolirt gelegenen Studirstube oder aus den Lehrsälen der Zöglinge in den häuslichen Wohnräumen einkehrte und Ruhe fand von den Mühen des Tages.

Das Missionshaus an dem alten jetzt längst von neuen Straßen überdeckten Stadtgraben, stand, so wesentlich auch die Stadt Basel an der Missionssache theilnahm, doch nach seinem inneren Bestand in der Schweizerstadt wie eine schwäbische Insel im Alemannengebiete. Der schwäbische Dialect klang dem Eintretenden als der herrschende entgegen, und im häuslichen Kreise des Inspectors wachte die Großmutter eifrig darüber, denselben bei der nachahmungsfreudigen Jugend von aller baslerischen Beimischung rein zu erhalten.

Um die Haushaltung der Missionsfamilie auf dem anspruchlosen und sparsamen Fuße zu erhalten, welcher einer solchen Anstalt ziemt, dafür war in der Gattin des Inspectors die rechte Hand gefunden. Lag es doch in ihrem allem Scheine und aller Nachahmungssucht abholden Wesen, die anererbte Einfachheit auch im eigenen Hause mit Bewußtsein festzuhalten.

In dem reicheren Verkehr der Geselligkeit, welchen eine Stadt wie Basel unter der Zahl der Geistlichkeit, unter den Lehrern der Hochschule und in so manchen alteingesessenen edlen und angesehenen Familien darbot, hatte der Missionsinspector mit seiner offenen Zugänglichkeit und seiner Anziehungskraft für die verschiedensten Naturen bald eine größere Zahl treuer Freunde gewonnen, während die Gattin mehr nur mit denen in engeren Verkehr trat, mit welchen sie sich ohne Accommodation an ihr Fremdes zusammenfügte und nur um so ausschließlicher ihre ganze Liebe und Sorge dem eigenen Hause zukehrte, in welchem sie zum Theil auch den vielbeschäftigten Vater zu ersetzen hatte. Dieses Haus war kein Mittelpunkt der Geselligkeit, dazu war weder der Beruf des Missionsinspectors noch die äußeren Verhältnisse angethan, aber um so mehr

die friedliche Bucht, in welcher die Jugend sich traulich daheim wußte und der Vater einkehrte nach den Arbeiten des Tagewerks.

Der stärkste Zusammenhang zog doch noch immer nach dem väterlichen Hause in Kornthal, welches früher so nahe gewesen, um so mehr als schon in den ersten Jahren des Basler Aufenthaltes die Reihen der Geschwister daheim sich wieder lichteten, indem zwei Schwestern Hoffmanns, die eine in Kornthal an Apotheker Paulus, die andere in Marbach an Kaufmann Conrad verheirathet, ebenso eine gleichfalls in Kornthal ansässige Schwester seiner Frau, die Gattin des Vorstehers einer höheren Knabenschule, Schlager, durch einen frühen Tod ihren Gatten entrissen wurden.

Der Vater, nun ein Siebziger, aber in der Frische des Alters, kehrte wiederholt in Basel ein und trug in Ansprachen auf dem Missionsfest von 1840 seine an Kornthal bewährten Colonisationsgedanken auch auf die Heidenwelt über. Auch die Anlässe zu solchen Reisen waren oft nach seiner besonderen Art.

Er hatte sich für einen Besuch bei dem Sohne Wilhelm bereits das Geld zurück gelegt, da lief ein Brief von einem ihm bekannten aber nicht näher stehenden Manne ein, der ihn in großer Bedrängniß um ein Darlehen anging. Das Erbetene entsprach so ziemlich dem Betrag des Reisegelds und Vater Hoffmann handelte ohne viel Bedenken nach dem Worte: „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Diese schnelle Freigebigkeit war, ohne daß es der Geber ahnte, Balsam für ein verworrenes und leidendes Gemüth. Der Mann, dem er geholfen hatte, blieb ihm nicht nur zeitlebens dankbar, sondern datirte auch von da an seine entschiedene Hinwendung zu Gottes Wort. Er hatte, so gestand er, von Zweifeln und Noth zugleich geplagt, den Gedanken gefaßt, sich an den „Pietisten“ Hoffmann zu wenden, um einmal zu sehen, was an diesen Leuten sei, ob sie blos fromm reden oder auch darnach thun. Die schnelle Liebeshülfe hatte ihn überwältigt. Als die zurückerstattete Summe später wieder unerwartet an den Geber kam, sprach er: „So nun mache ich auch die Reise nach Basel“ und fuhr alsbald von dannen. Unerwartet, wie er es liebte, erschien er im Missionshause, umjubelt von Groß und Klein. Trug er doch noch im Jahr 1841 auf Anregung des unermüdlichen Spittler in Basel viel größere Plane im Herzen. Er correspondirte mit dem Sohne Wilhelm über das Project einer Reise nach Pa-

läſtina zur Anlegung einer chriſtlichen Colonie, auf welcher der jüngere Sohn Chriſtoph und einige andere Freunde ihn begleiten ſollten, ein Gedanke, der fünfundzwanzig Jahre ſpäter durch Chriſtoph Hoffmann verwirklicht wurde.

Im Jahre 1843 aber erſchien der Vater in Baſel mit einer ganz unerwarteten Forderung. Er trat in die Mitte der Miſſionscomitee und reclamirte ſeinen Sohn als Pfarrer für Kornthal, wo derſelbe nach Kapffs Ernennung zum Decan in Münſingen einſtimmig gewählt war. Die Gemeinde berief ſich auf ein Verſprechen, das der Sohn ihres Vorſtehers früher für den Fall der Noth gegeben hatte und der Wunſch der betagten Eltern fiel als ein bedeutendes Gewicht in die Waagſchale. Andrerſeits erkannte der Miſſionsinſpector wie die Comitee, daß es für ihn unmöglich ſei, jetzt aus der Miſſionsleitung herauszutreten. Er reiſte mit Pfarrer Saraſin, einem Mitgliede der Miſſionscomitee nach Kornthal, um mit der Gemeinde zu verhandeln. Er wurde losgeſprochen, ſofern er einen Erſatzmann ſtelle. So brachte er, da auch der jüngere Bruder Chriſtoph nicht zu gewinnen war, das Opfer, ſeinen bewährteſten Mitarbeiter im Miſſionshauſe Staudt an die Kornthaler Heimath abzutreten. Dieſer Heimathſtätte vertraute er auch am liebſten ſeine beiden Söhne an, um ſie dort unter der kundigen Leitung ihres Oheims Schlager den Schulbildungsgang in Württemberg durchmachen zu laſſen.

Bereits traten aber im Jahre 1845 die Anzeichen der abnehmenden Kraft bei dem bis vor kurzem noch ſo rüſtigen Vorſteher von Kornthal hervor. Ein Geburtstagsbrief deſſelben vom 30. October 1845 iſt ſein letztes ſchriftliches Vermächtniß an den Sohn in Baſel.

Lieber Wilhelm!

Heute früh zwiſchen zwölf und ein Uhr weckten mich meine Krankheitsumſtände vom Schlafe auf, da erinnerte mich der Geiſt, daß heute Dein Geburtstag ſey und es ſeye vielleicht der letzte, den ich auf Erden erleben werde. Da wurde ich innerlich gedrungen, mit dem Vater im Himmel über Dich zu reden und Dich Ihm, wie bei Deiner Geburt ſo auch heute wieder an Deinem Geburtstage nach dem bei Deiner Taufe geſchloſſenen Bunde als Sein Kind zu übergeben und zu überlaſſen. Ich hatte große Freudigkeit zu beten und Gott dem Herrn zu danken für alles, was er an mir dem allerärmſten

Sünder unter dem Sünderhaufen in Christo Jesu gethan und mich durch seinen Opfertod von aller Sünde und Strafe und Gericht über die Sünde frei und aus meiner großen Armuth in großen Reichthum versetzt, aus einem Teufelskind ein Gotteskind durch die Geisteswiedergeburt gemacht und mir nicht nur die Hoffnung des ewigen Lebens durch den Glauben an seinen in die Menschheit eingegangenen und für die Sünden aller Menschen am Kreuze gestorbenen Sohn lebendig ins Herz gelegt, sondern noch die besondere Verheißung gegeben hat, daß er meinen nichtigen Leib verklären wolle, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe (folglich nicht bis an den Gerichtstag im Grabe zu bleiben habe, weil er schon gerichtet seye). O! diese Nachtstunde war eine selige Stunde für mich. Ich übergab dem Herrn Dich und Deine Geschwister und ihre Kinder bei der herannahenden großen Versuchungsstunde, die über den ganzen Erdkreis kommen wird, in der, wenn es möglich wäre auch die Auserwählten verführt würden, und bat ihn dringend, euch zu dieser bewahrenden Auswahl zu bringen, es möge auch kosten, was es wolle, und ich kann es glauben, Er wird es thun, denn Er ist treu.

Nimm diese meine väterliche Gratulation in Liebe auf, Er wolle Dich, Deine liebe Frau und Kinder segnen und Deine Arbeit für sein kommendes Königreich unter Christen und Heiden gelingen lassen. Amen!

Dein Dich herzlich liebender Vater.

Im Januar 1846 eilte Hoffmann von Basel an das Sterbebett des Vaters, um noch in den wenigen hellen Augenblicken aus seinem Munde das Zeugniß seiner seligen Glaubensgewißheit zu vernehmen, er erlebte, wie er an den Kreis der Missionare schreibt, was in seinem ganzen bisherigen Leben das Schmerzlichste war. Ist doch der Tod des Vaters, auch wenn er erst im selbständig gereiften Alter die Nachkommen trifft, eine tiefe durch das innere Leben quer hindurchgerissene Furche, die einen bedeutenden Abschnitt im Leben bezeichnet. Der tiefste Anklang an die Jugend schwindet mit dem Verlust dieses Rückhaltes für das Gemüth, man rückt, wie der Vater Hoffmanns einmal schreibt, damit in die vorderste Schlachtreihe und hat keinen Vordermann mehr. Wie das der Sohn beim Heimgange dieses Vaters damals empfunden, hat er selbst in

den folgenden Worten eines dichterischen Nachrufs wenige Tage nach des Vaters Tod ausgesprochen, welche am besten und schönsten ausdrücken, was er demselben für sein innerstes Leben verdankte:

Held Gottes! du hast ausgerungen,
Da ruhst du kampfesmüd und mild,
Im Siege bist du hingedrungen,
Wo süßes Lebenswasser quillt.

Nur Jesus Christus war dein Leben,
Nur deinem König dientest du,
Seit fünfzig Jahren Ihm gegeben,
Hast du das Erbtheil Seiner Ruh.

Wie sah ich oft dein Auge glänzen,
Wenn du in deiner Kinderschaar
Hinwiesest nach den Siegeskränzen,
Wohin dein Geist gerichtet war.

Wie klingt mir in der tiefsten Seele
Die freundlich ernste Stimme nach,
„Sohn, dieser ist es, den erwähle!"
Bis mir das Herz im Leibe brach.

Wie schütterte bei deinen Worten
Mein Herz, das noch in Fesseln ging,
Wenn du nach jenen heil'gen Orten
Mich wiesest, wo mein Heiland hing.

Wie sprachst vom Glauben du und Hoffen,
Als wir bei unsres Jesu Mahl
Im Geiste sahn den Himmel offen,
Wie glänztest du im Himmelsstrahl.

Wie hauchtest du im letzten Streite,
Als ich von Jesu Nähe frug,
O ja! und nach der Himmelsweite
Ging deiner Seele stiller Flug.

Auf Gnade bist du fortgezogen,
Im Gnadenlichte strahlst du jetzt,
Wo deiner Krone goldnen Bogen
Dir Jesus auf die Schläfe setzt.

O Jesu, laß auf Deinen Wegen
Dem Theuern nach uns alle ziehn,
Komm' uns auf unsrem Pfad entgegen
Und stärk' uns in des Kampfes Mühn.

Mit dem Heimgang des Vaters fielen auch ernste Sorgen auf die überlebenden Söhne, nicht sowohl rücksichtlich der Hinterbliebenen als für die hinterlassenen Werke desselben. Kornthal war fest begründet, aber das von dem König Wilhelm, Hoffmanns gläubigem Unternehmungsgeist und der Gemeinde Kornthal so zu sagen aufgedrungene Wilhelmsdorf mit seinen Anstalten, arbeitete sich unter wachsenden Schulden aus dem sumpfigen Lengenweiler Moosried heraus. Diese Stiftung, welche, wie der Vater Hoffmann auf dem Sterbebette noch durch die Hand des jüngeren Sohnes schrieb, seit dem Jahre 1823 wie centnerschwere Steine auf seinem Herzen lag, für welche schon viel tausend Seufzer noch in seinen gesunden Jahren, aber besonders jetzt, da sein Abschied nicht mehr weit sein könne, zu Gott aufgestiegen seien, hatte er in diesem letzten Willen den christlichen Brüdern befohlen. Zu der Unterschrift seines noch mit der ganzen praktischen Klarheit seines Geistes entworfenen Vermächtnisses, gebrach schon die Kraft, die Söhne ergänzten mit ihrem Schwager Paulus dieselbe, nahmen aber auch damit die ganze schwere Sache auf ihre Schultern, die jedoch mit der Zeit eine glückliche Lösung fand.

Wie der Missionsinspector selbst durch innere Kämpfe in jener Zeit gegangen war, das sprechen die an den Missionskreis gerichteten Worte eines vertraulichen Circulars vom Ende 1845 offen aus: „Am besten fange ich beim eigenen Herzen an, weil ja diese kleine Welt doch allein über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Anschauung der größeren Welt entscheidet, je nachdem sie selbst hell oder dunkel ist. Von beiden, von Helle und Dunkelheit, hätte ich Euch Viel zu erzählen, wenn ich ins Einzelne gehen dürfte. Aber es genüge, wenn ich Euch versichere, daß ich seit dem letztenmal, da ich über diese Dinge zu Euch sprach, also seit Februar 1844, viel innerlich durchlebt habe, das ich als gnädige Erziehung meines Heilandes betrachten darf. Das Hauptresultat ist: Ich war nicht ohne Gefahr, bald durch tieferes Eingehen meines Innern in den wissenschaftlichen Kampf dieser Zeit meiner praktischen Sphäre als Christ und als Missionsmann zu entlaufen, nicht ohne starke Versuchung das Missionswerk, das aufgehört hat, mir neu zu sein, entweder handwerksmäßig als Geschäftssache oder schwärmerisch mit geistloser, menschlicher Begeisterung, kurz nicht als Glaubens- und Herzenssache zu betreiben, ja ich muß Euch gestehen, daß ich manch-

mal gänzlicher Entmuthigung nahe war. Doch nun genug von mir und lieber vom Herrn, der in unbeschreiblicher Treue und Barmherzigkeit mich von diesen Schäden geheilt und mich wieder fest auf den Boden der freien Gnade für mich selbst und für mein Amt gestellt hat."

Die Reise nach England im Sommer 1846 brachte ihm, wie immer ein wenn auch viele Arbeit fordernder Wechsel der Thätigkeit, neue Erfrischung nach dem schweren Anfang des Jahres, aber schon sammelten sich neue dunkle Wolken über dem eigenen Hause. Die wiederholte Aeußerung der Gattin, sie werde nach des Vaters Tod als die Nächste an die Reihe kommen, machten bei ihrem eigenthümlich ahnungsvollen Gemüth, in welches oftmals bevorstehende ernste Ereignisse ihre Schatten warfen, ehe sie in den Gesichtskreis traten, mehr Eindruck als sonst wohl solche Worte zu machen pflegen. Im Herbste des Jahres 1846, nach der Geburt des vierten Kindes, zeigten sich schon die ersten Spuren einer bis in den Frühling des folgenden Jahres sich steigernden unheilbaren Gehirnkrankheit. Da saß der bekümmerte Gatte, den die Arbeit am Tage nicht los ließ, auch manche lange und bange Nacht am Bette des Leidens, welches zu einer außerordentlich qualvollen Höhe sich steigerte, ein Zeuge des größten Schmerzes, den ein Mensch mag zu tragen haben, aber auch großer christlicher Geduld. Am vierzehnten April schlug endlich die Erlösungsstunde. Dem Todestage folgte ein erschütternder Morgen, als die aus der Ferne heimkehrenden Söhne jugendlich ahnungslos, die Gefahr noch nicht fassend, fröhlich das Vaterhaus betraten, und statt der Begrüßung der Theuersten in der Heimath in das marmorkalte Antlitz des Todes blickten, zum erstenmal den starken und lebensfrischen Vater sehend als einen gebeugten Mann.

„Fünf Monate lang," so überblickt er in einem Briefe an die Mitarbeiter auf den Missionsstationen diese schwere Zeit, „litt sie unaussprechlich, und ich litt an der Seele nicht viel minder, denn ich sah zu Grabe eilen, was mir auf Erden seit mehr als zwanzig Jahren das Theuerste war, ich verlor die vertrauteste Freundin, die Theilnehmerin aller meiner Gedanken für diese Erdenzeit. Und doch mußte ich mich im Geiste freuen, wenn ich sah, mit welcher nie murrenden Geduld sie die furchtbaren Schmerzen der Krankheit trug, wie das Irdische in ihrer Seele in der Gluthitze der Trübsal verzehrt wurde, wie sie in kindlichem Glauben an das Lamm

auf Golgatha sich hielt und in lautloser Stille mit einer die Herzen der ihrigen durchdringenden Milde und Sanftmuth das für sie schwerste Opfer brachte, von denen zu scheiden, für die sie, ich darf wohl sagen, außer dem Herrn ausschließlich gelebt hatte. Den Namen Jesu auf den Lippen entschlief sie. Die nächsten Wochen nach ihrem Heimgang war ich in tiefster physischer Erschöpfung, durch den langen Kummer, das viele Nachtwachen und die durch beide doppelt anstrengende Berufsarbeit unfähig etwas zu thun, ja auch nur zu schlafen. Ich widmete mich meinen Kindern, begleitete sie nach Württemberg, wurde aber dort durch Besuche, unangenehme Geschäfte (wegen des Versuchs mehrerer württembergischer Pfarrer, dort eine eigene Mission zu gründen), durch öffentliche Reden so in Anspruch genommen, daß ich erschöpft zu meinen Vorlesungen, Correspondenzen und den mühsamen Vorbereitungen auf das Jahresfest zurückkehrte. Nach dem Jahresfeste hätte ich der tiefsten Ruhe bedurft, aber die krankhafte Aufgeregtheit meiner Nerven verbarg mir meinen Zustand und ich gestehe, daß ich mit dem tiefen Schmerz meiner Seele die Einsamkeit eher fürchtete. Eine Menge von Missionsfesten war wegen der theuren Zeit bis nach der Ernte verschoben worden und ich ließ mich leicht bewegen, in Bern, in Durlach, Zwerenberg, Leonberg, Kornthal, Heilbronn, Besigheim, Stuttgart Reden zu halten, so daß ich abermals tief ermattet in Basel ankam, um den angewachsenen Haufen der Geschäfte zu bereinigen. Mit größter Anstrengung und fühlbar sinkender Kraft arbeitete ich den September und October hindurch und war eben mit Allem außer einem Circular und den Briefen an die lieben Brüder außer unsern Stationen fertig geworden, als der Bogen brach und ich an einem Rückenmarksleiden mich legen mußte, das mich den ganzen November im Bette und den ganzen Winter in der Stube zurückhielt. Erst in der Mitte Januar konnte ich einen kleinen Theil meiner Vorlesungen wieder aufnehmen, zum Schreiben aber und zum Dictiren gebrach mir die Kraft ganz und kam erst im März allmählig wieder. Im Mai ging ich für vierzehn Tage mit meinen Kindern nach Badenweiler. Der Aufenthalt stärkte mich ein wenig, aber seitdem hat die unausgesetzte Arbeit mich wieder so heruntergebracht, daß ich mich recht darnach sehne, in zehn Tagen nach den Festen auf vier Wochen ins Wildbad gehen zu können, wohin mich die Aerzte sprechen. Was in dieser Krank-

heitszeit innerlich zwischen dem Herrn und mir vorgegangen ist, würde ich vergeblich zu beschreiben suchen. Es war, kurz gesagt, die schärfste Durchprüfung und Verdammung meines ganzen Lebens, aber auch eine unaussprechlich süße Zusicherung freier und voller Gnade. O daß solche herrliche Mittheilungen des Herrn in keiner Weise mehr durch das eigene Thun und Treiben getrübt und in ihrer Kraft geschwächt werden möchten."

In dieser Zeit, welche doch bis zum Herbste 1847 auch die Vollendung der gehaltreichen Schrift „Missionsfragen" brachte, kam auch das Gefühl der Trennung von der Heimath stärker über ihn. Er klagte, „ich fühle mich sehr einsam, obwohl das Getümmel um mich her mir keine Stunde Ruhe läßt" — und doch waren die schwersten Tage gerade die Ruhetage, die Sonntage, da ihm im eigenen Hause die Seele fehlte, bei der er ausruhen könnte. Dann stieg er gern hinab in das Erdgeschoß und kehrte ein bei dem immer freundlichen und liebestrahlenden Angesicht eines alternden Missionars, welches jedem Bewohner des Missionshauses unvergeßlich bleiben mußte. Es war Felician Zaremba, der letzte von dem Missionsfeldzug in Rußland Zurückgekehrte, der polnische Graf, welcher einst seinen Weg ins Missionshaus in Basel gefunden, als ein halb Invalider nun hier ausruhte oder auch auszog, um in öffentlichen Ansprachen für die Sache, um welcherwillen er seinen Stand und seine Güter geopfert hatte, auch ferner zu werben. Aechte christliche Demuth und immer rege Liebe zu allen Menschen hatte die Lebhaftigkeit und feine Schmiegsamkeit des slavischen Naturells in ihm so innerlich und edel verklärt, daß er wie Wenige gemacht war, um mit den Müden freundlich zu reden. Der Inspector schüttelte wohl ungläubig das Haupt, wenn ihm der Freund sagte, dein Weg ist noch nicht am Ziel, er wird durch tiefe Thäler und über Höhen gehen, aber er fand hier ächten Trost in seiner innerlichen Einsamkeit.

Der briefliche Verkehr mit den herzlich theilnehmenden und ermunternden Freunden wie Kapff, Albert Knapp, Hofacker, Barth lebte wieder auf. Besonders der letztere ließ alle Saiten seines reichen Gemüthes von dem herzlichsten Ausdruck der Theilnahme bis zum scheltenden Humor erklingen, um dem Freunde zur Fortsetzung seines Missionsamtes den Muth zu stärken; er begehrte fast wöchentlich von ihm Nachricht über sein Ergehen, zuweilen folgten

sich die Briefe von Calw Tag für Tag, eine Treue in der Pflege der Correspondenz mit Brüdern und Freunden, welche auch Hoffmann gegenüber bis an Barths Lebensende dieselbe blieb. Doch mit keinem war der briefliche Verkehr in jener Zeit so eingehend, wie mit dem alten Freunde in Winnenden, dem Hofrath Zeller. Immer hatte beide nach der Trennung ein inhaltreicher Briefwechsel verbunden. Als die innig befreundeten Gattinnen beiderseits an verwandten Symptomen erkrankten, tauschten die bangen Freunde ihre Sorgen und Hoffnungen aus. Zwei Tage vor Hoffmanns Gattin entschlief auch die des Freundes, ein Opfer desselben schweren und seltenen Leidens, und dieser gleiche Weg des Leids führte zu einem brieflichen Herzensgespräch über die großen Fragen der Ewigkeit, aus welchem etwas mitzutheilen ich mich nur mit Selbstverleugnung enthalte.

Wohl hatte sich Hoffmann im Glauben mannhaft wieder aufgerichtet, an seinem Wirken mochte man ohnedem nicht erkennen, was in ihm vorging, mit ganz besonderer Kraft und Lebendigkeit trat er gerade auf dem Missionsfeste von 1847 hervor, aber die erschütterte Gesundheit versagte nach jeder größeren Anstrengung den Dienst.

Er machte sich mehr und mehr klar, wie er an einen Freund schreibt, „die Zeit Deiner kräftigen Arbeit ist aus," und bat endlich im Herbste 1848 die Comitee um seine Entlassung. Auch Eindrücke, die er nur gegen Freunde aussprach, verstärkten diesen Entschluß. Es mochte die innerliche Depression mit wirken, um ihn nach den vielen Kämpfen und Anstrengungen, die ihm alle neu eingeschlagenen Bahnen in der Mission gekostet hatten, zuletzt den Eindruck zu hinterlassen, daß er besonders in Württemberg nicht mehr wie früher der Mann des Vertrauens sei, daß man, besonders nachdem nun das schnell vorwärts getriebene Werk neue Anstrengungen forderte, um es auch nur so zu erhalten, ihn für dieses ins Große Treiben verantwortlich machte, wenigstens ruft er überall mit dieser Meinung nur den energischen Widerspruch der Missionsfreunde gegen dieselbe hervor. — Die Comitee wollte ihn nicht fahren lassen und schlug eine Theilung der Arbeit vor, aber eine Reihe von Württembergern, Barth voran, auch der jüngere Bruder Christoph, nahmen nicht an, und er wollte und mußte abwarten, bis der Ersatzmann gefunden war. Der Rückzug auf eine stille Landpfarrei

erschien ihm seiner Lage und seinen Kräften am entsprechendsten und er meldete sich unter Vorbehalt des Zuwartens um die Pfarrei Derendingen bei Tübingen, ohne daß diese Meldung zu einem Resultat führte. Endlich war der Mann gefunden, welcher die Last des Inspectorats auf seine Schultern nehmen sollte. Der Jugendfreund Josenhans aus dem Leonberger Hause, welches auch Hoffmanns Vaterhaus war, sein Nachfolger in Winnenden, trat auch hier wieder in seine Stelle ein. —

Unter solchen Sorgen gingen die Stürme des Jahres 1848, ging der Hoffmann tief ergreifende Tod des Freundes Wilhelm Hofacker vorüber, als mit dem Jahre 1849 ein neuer Frühling für ihn anbrach. Er fand für sich eine Lebensgefährtin und für die Kinder eine mütterliche Leitung in der Mitte einer edlen Familie, mit der er früher in keiner Verbindung gestanden hatte. Im Frühling des Jahres vermählte er sich mit Sophie von Stoffregen in Stuttgart, Tochter des kaiserlich russischen Leibarztes v. Stoffregen, deren Bruder als Legationssecretär bei der russischen Gesandtschaft in Stuttgart fungirte. Mitten unter den noch ungelösten Sorgen um die Zukunft fand er ein reiches und stilles Glück.

Josenhans trat in die persönliche Leitung des Missionshauses ein, er selbst fand in einem freundlich gelegenen Hause inmitten der Stadt die Ruhe, die er bedurfte, um die ihm übrig gebliebenen Arbeiten mit halber Kraft fortzusetzen. Doch als an Stelle seines nervösen Rückenmarksleidens ernstliche Herzbeklemmungen traten, konnte ihm nicht nur um das jetzt auch ihm wieder theurer gewordene Leben bangen, es war ihm klar, daß seines Bleibens in Basel nicht mehr sei. Die Aerzte sprachen von langer Ruhe, seine verminderte Leistungsfähigkeit bei doppelten Ausgaben für die Mission durch eine Anstellung eines zweiten Inspectors hörte nicht auf ihn zu beunruhigen, und nun eröffneten sich auch Berufungen von außen, von denen zwei ihn lebhafter in Anspruch nahmen. Nach der einen zog mehr die Neigung, nach der anderen moralische Verbindlichkeit. Am liebsten wäre er wohl als theologischer Lehrer und Leiter des theologischen Seminars nach Heidelberg, von wo man ihm sehr entgegenkam, gegangen, aber gerade vor dem bedeutenden Amt, das ihm aus der württembergischen Heimath entgegen gebracht wurde, hegte er eine gewisse Scheu. Er hätte lieber

die freie wissenschaftliche Thätigkeit im badischen Land als die zum großen Theil disciplinarische eines Ephorus des Stifts in Tübingen gewählt. Aber ersteres zerschlug sich, letzteres wurde Ernst. Schon richtete er seine Gedanken der Heimath zu, die beängstigenden Leiden traten mehr zurück und er schaute daher, als ihm im März des Jahres 1850 ein holdes Töchterlein geboren wurde, fröhlicher in die so lange schwankend gewesene Zukunft. Da kam der Blitzstrahl aus heiterem blauen Himmel. Zwei Tage nach der glücklichen Geburt stand er wieder am Todtenbette seiner Gattin, welche das gefährliche Fieber wie im Sturme vor seinen Augen dahinraffte. Kein Wunder, wenn nun auch sein eigenes Leiden wieder stärker pochte, wenn er nur noch wie in einen trüben Abend des Lebens hinaussah. Mit tiefer Wehmuth, fast gebrochenen Herzens nahm er im Sommer 1850 Abschied von der Stadt, wo ihm ein so reiches Wirken vergönnt war, und kehrte sich, nicht wie einer, der in die Heimath geht, sondern wie einer, der sie verläßt, dem alten Tübingen zu, aus welchem er zwanzig Jahre früher fröhlich ausgezogen war auf die erste Station des geistlichen Berufs.

Druck von C. Schulze u. Co. in Schmiedeberg, Prov. Sachsen.

Leben und Wirken

des

Dr. Ludwig Friedrich Wilhelm

Hoffmann,

dargestellt

von

Lic. Carl Hoffmann,
Superintendent in Frauendorf.

II.

Alb. L. Fohrt
1880.

Berlin.
Verlag von Wiegandt u. Grieben.

1880.

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung in fremde Sprachen.

Inhalt.

Das Ephorat in Tübingen 1
Die neue Heimath 26
Die Arbeit am Bau der Kirche 37
Die Arbeit in der Gemeinde 73
Der Verkehr mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten 100
Lebensführungen und Geistesfrüchte 122
Kirchliches und Politisches 154
Die letzte Lebensperiode 167
Abschied und Heimgang 206

Das Ephorat in Tübingen.

Tübingen, die erinnerungsreiche Stätte der frischen, jugendlichen Entwicklungszeit, die Geburtsstadt der ersten entschlafenen Gattin, mit welcher hier der Bund sich geschlossen hatte, der reiche geistige Quellort für alles wissenschaftliche Streben im lieben alten Vaterlande winkte heimathlich dem übermüdeten und in seiner Gesundheit erschütterten Wanderer. Was konnte ihn jetzt, so schwer auch das Scheiden von Basel ihm geworden, wohlthuender ansprechen als die stillere und gleichmäßigere wissenschaftliche Thätigkeit, nach welcher ihn immer eine stille Neigung zog, nachdem die sich überdrängende Hast der Missionsarbeit ihn aufgerieben hatte. Und doch — eine solche Stätte ruhiger und befriedigender Arbeit hat Hoffmann in der alten Tübinger Heimath nicht gefunden.

Bevor er das Amt, in das er am 23. März 1850 berufen ward, antreten konnte, war er genöthigt, für seine geschwächte Gesundheit, an deren wirkliche Wiedererlangung er gar nicht recht glauben wollte, mehrere Monate in Bädern, in Homburg und Dieppe zuzubringen. Der Zwischenraum zwischen beiden Kuren wurde durch Reisen ausgefüllt, durch welche er sich selbst eine vorschnelle Wiederaufnahme der Arbeit für sein neues Amt abschneiden sollte. In wehmüthiger Rückerinnerung, fast nur in der so jäh abgerissenen Vergangenheit lebend, wenn auch nach außen lebhaft manche neue Verbindungen anknüpfend, wanderte er von Ort zu Ort. Briefe aus jener Zeit voll Ewigkeitsgedanken lassen in seine Stimmung hineinsehen. „O Gott! es wäre eine bitter arme Welt, wenn das Jenseits hienieden nur ein Gedanke, eine Hoffnung wäre, nicht eine Gegenwart, eine volle Wirklichkeit dem Geiste. Darum ist nichts verloren, was von uns geschieden ist, es ist nur in eine höhere Art des Besitzes verwandelt. Für das höhere Leben des Geistes, wohin auch das Herz seine tiefsten Ströme gießt, ist vielmehr etwas gewonnen. Denn auch die innigst Verbundenen kennen sich doch in diesem Erdenleben nie so nahe, wie sich die Geister kennen,

die sich innerlichst ergreifen und durchdringen. Sobald ich in diese höchste Region meines Lebens mich emporzuschwingen vermag — traure ich nicht mehr. . . Der unheilige Schmerz schließt die Seele zu, daß sie kalt und lieblos wird. Der geheiligte öffnet sie, daß sie reichere Ströme der Liebe ausgießt und reicher empfängt." — In solchen Gedanken bewegte sich im vertrautesten Briefwechsel seine Seele, die er damals auch in folgendem Liede (über 1. Cor. 13, 8) aussprach:

Die Lieb' aus Gott ist ew'ges Leben,
Ein selig, innig Geistesweben,
Das mild durch stille Seelen geht.
In Jesu treu und nah erschienen,
Blickt sie uns an mit süßen Mienen,
Bis sie als Sonn' im Herzen steht.

So glaubt die Seel' an Gottes Lieben,
Weil Er sich selbst in sie geschrieben,
Und von dem irdisch dunkeln Grund
Strömt dieses Himmelslichtes Quelle
Zurück in golden klarer Welle
Und macht sich selig Allen kund.

Kann an des Weltalls letzten Grenzen
Noch etwas andres wiederglänzen
Als dieser Liebe Sonnenkraft?
So weit des Schaffens Mächte reichen,
Geht auch des Schöpfers herrlich Zeichen,
Der Welten für die Liebe schafft.

Einst wird der Zeiten Strom versiegen,
Wenn still aus Gottes heil'gen Kriegen
Das Fest der Ewigkeit sich hebt.
Wenn aller Erdenglanz zerronnen,
Strahlt aus Myriaden Herzenssonnen
Die Liebe, weil Gott ewig lebt.

Die wehmüthige Stimmung erregte sich aber trotz dieser christlichen Fassung an allem, was seine Vergangenheit berührte. Von seiner Reise schreibt er: „In Heidelberg wurde mir Alles gesagt, was mich die Entscheidung für Tübingen hätte bereuen machen können; ich blickte so recht wehmüthig in der Stadt und Gegend umher, wo meine Sophie gerne mit mir gewohnt hätte. Aber das Gefühl, die Gewißheit, daß Entsagung hier heilige Pietätspflicht

war, hielt mich in fester Ruhe. In Darmstadt brachte ich eine liebe Stunde mit der Prinzessin Elisabeth auf ihrem reizenden Landhause Rosenhöhe zu, lebte in einem Kreise junger kräftiger Männer, alle für den Wiederaufbau einer neuen Zeit auf dem uralt heiligen Grunde des Evangeliums begeistert und thätig, und mit dem Prälaten Zimmermann u. A., die mir erschreckende Bilder aus der Erbschaft der alten Zeit in den jetzigen Zuständen der dortigen Kirche malten.

In Frankfurt sah ich viele meiner alten Freunde, trauerte aber über den schlaffen und matten Gang, den dort die religiösen Dinge haben, erdrückt durch das Rennen nach Gelderwerb und sinnlichem Lebensgenuß.

Endlich am 2. Juni erreichte ich Homburg, das freundlich mit den weißen Häusern der erst entstandenen Neustadt von seinem Hügel glänzt, schön sich abschneidend von dem reich dunklen Hintergrund der Waldberge, die es im Halbbogen umziehen, dem Taunus angehörig, dessen höchste Gipfel hier nahe emporragen." —

Von Homburg zog er nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, schon etwas gekräftigt, die alte Freundesstraße den Rhein hinab nach Elberfeld und von da nach Bremen. „Fast hätte dort," schreibt er, „meine Wanderschaft auf Erden ihr Ende erreicht, denn nach einem herrlichen Verkehr mit meinen dortigen Freunden wurde ich plötzlich von der Cholera befallen. Eine schwere, schmerzvolle Nacht voll Ewigkeitsgefühlen brachte mich aber wieder zum Leben zurück und — am folgenden Tage fuhr ich nicht blos in der Stadt umher, sogar auf's Land zu einem kranken Freunde, sondern ich sprach in einer dazu veranstalteten Berathung über Missionsgeschäfte eine Stunde lang mit aller Lebhaftigkeit. Am folgenden Tage fuhr ich nach Hannover, wo ich mich an den herrlichen Kindern der Kronprinzessin erfreute, dann mitten in die Cholera nach Braunschweig, wo mich an einem stillen Sonntag Morgen im Schloßgarten ein unnennbares Heimweh überfiel. . Ein Besuch bei Hofprediger Th., den ich zuvor predigen hörte, gab mir die Spannkraft der Seele wieder. Am Nachmittag noch nach Berlin. — Zweimal besuchte ich das reizende Potsdam, das erste Mal mit Roß beim alten Eylert einen Nachmittag zuzubringen, das andere Mal, um an der Wärme, dem Geist und der Klarheit des lieben Königs mich eine halbe Stunde zu erfreuen. Mein Umgang in Berlin waren Strauß,

Ritter, Nitzsch, Krummacher, Voß, Sydow, Roß, Olfers, Lepsius und — der eben gestorbene, von mir zu Grabe geleitete Neander —." Den letztgenannten, mit dem Hoffmann in Missionssachen in freundschaftlicher Verbindung brieflich gestanden, nur noch einmal vor seinem Tode gesehen zu haben, war ihm tröstlich und schmerzlich. Er erzählte von seinem Begräbniß gerne, wie auch die mächtige schwungvolle Rede des Grabredners ihn nicht so ergriffen wie das einfache Wort eines unscheinbaren Männchens, das er weinend auf einem Grabstein sitzen sah und das ihn beim Vorbeigehen anredete mit den Worten: „Sie haben unsern seligen Neander wohl auch lieb gehabt. Ja, er und der selige Nicolovius waren die Besten, die ich auf der Welt gekannt habe. Ich bin bei beiden viele Jahre lang Ausläufer gewesen" — eine der tausend Lichtspuren, die dieser milde Stern erster Größe auf seiner Bahn überall in den Herzen der Hohen und Niedern zurückgelassen.

Der Rückweg nach Württemberg und bis zu Verwandten der entschlafenen Gattin an dem Bodensee wurde eilig durchmessen, um nun sofort wieder, nachdem er kaum in Blaubeuern, wo der älteste Sohn im Klosterseminar weilte, in Kornthal und Stuttgart die Kinder begrüßt, abermals rheinabwärts mit seinem Schwager, Kaufmann Conrad, die Seebäder von Dieppe aufzusuchen.

Ein mehrwöchentliches Zusammensein mit dem Hofprediger Strauß und dessen Familie dort an der normannischen Küste knüpfte neue Freundschaftsbande, welche für die so bald wieder anders gestaltete Zukunft von Bedeutung geworden sind. —

Nach diesen Wegen ins Weite und den mannigfaltigen Berührungen mit alten und neuen Freunden kehrte Hoffmann erst im September in die Enge des alten, winklichen Ephorathauses in Tübingen ein, um nun seine neue Arbeit aufzunehmen. Die Familie sammelte sich wenigstens zum Theil in der neuen Heimath, indem nur der älteste Sohn in der Klosterschule Blaubeuern, die älteste Tochter in Kornthal blieb, und Tübingen bot Vieles, um das von der tiefen Trauer immer beherrschte Gemüth auch wieder irdische Lebensfreudigkeit und Arbeitsmuth finden zu lassen. Die Südfront des Hauses gewährte den freien Ausblick in das grüne, mit Dörfern besäete und von waldigen Höhen jenseits begleitete Nekarthal, in welches durch die Thalöffnung der Steinlach auch die langgezogenen Berge der schwäbischen Alb so malerisch herniederschauen. Nirgends

lacht ja die sanfte Schönheit des Württemberger Landes dem Einheimischen wie dem Fremden lieblicher entgegen.

An verwandtschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr konnte es hier nicht fehlen. Die Verwandten der ersten Gattin wohnten noch in demselben Hause, wo er diese einst gefunden. Die Freunde, die er vor elf Jahren verlassen, deren Angesichter er nur auf den Basler Festen von Zeit zu Zeit wiedergesehen, waren jetzt nahe. Bald kehrten alte Stuttgarter Freunde, bald Kapff, damals Decan in dem benachbarten Herrenberg, bei ihm ein. Barths Geburtstage führten nach dem gleichfalls nicht sehr entfernten Calw, wo Hoffmann mit vielen andern dort zusammengekommenen Freunden Barths im Sommer 1851 eine schaurige Nacht zubrachte. Die Nagold war durch Wolkenbrüche in wenigen Stunden zum reißenden Strom geworden, die Uferstraßen fast mannshoch überschwemmt, und wilde Bergströme stürzten von allen Seiten, sogar einige alte Häuser in ihren Wellen begrabend, in den engen Thalkessel hernieder. — Wie in einer Arche waren die Freunde in Barths gastlicher Wohnung, deren unterer Stock in den Wassern stand, versammelt, bis die Wasser sich verliefen, und das Zusammensuchen der Trümmer und auch mehrerer Leichen beginnen konnte. — Auch zurückkehrende Missionare der Basler Mission, der treue Freund Zaremba u. A. erwählten gerne und gern gesehen das Ephorathaus zu einem Ruheplatz für Erholungszeiten.

In Tübingen selbst fand Hoffmann im damaligen Decan, jetzt Prälat Hauber einen alten Studienfreund wieder, und es konnte nicht ausbleiben, daß seine gesellig attractive Persönlichkeit in einem so reichen geistigen Organismus, wie ihn die Universität bot, viele Anknüpfungen fand oder erneuerte auch außer der Sphäre seiner eigenen Facultät. Unter den Rechtsgelehrten betraf dieß zwei gleich grundgelehrte und gleich ehrwürdige, graue Häupter: Dr. Schrader und Dr. Meyer. Der letztere war sein häufigster geselliger Umgang. Die gründliche Bedächtigkeit des edlen Rechtsgelehrten und Hoffmanns Lebendigkeit zogen sich an. Sie machten gerne ihren Spaziergang mit einander, wobei sie, im Eifer der Erörterungen mehr stehend als gehend, nur langsam vorwärts kamen. Auch persönliche Erinnerungen und frühere Bekanntschaft wurden wieder wehmüthig erneuert. Dr. Meyer, ursprünglich Israelit, war erst in reiferen Jahren zum Christenthum auf dem Wege innerlicher und gründlich

gereifter Ueberzeugung übergetreten. In den Zeiten dieser inneren Entscheidung wohnte er in dem Hause, das den Eltern von Hoffmanns erster Gattin gehörte. Er unterhielt sich gerne über Glaubensfragen mit der geistig geweckten und in ihrem Glaubensleben frühzeitig gegründeten Tochter des Hauses Wilhelmine. Ihr schlichter Wahrheitssinn und guter Verstand war nicht ohne Wirkung auf den Wahrheit suchenden, schon damals angesehenen Gelehrten, so daß man diesen Unterredungen sogar einen fördernden Einfluß auf seine Entscheidung für das Christenthum zuschreiben wollte.

Hoffmann ließ sich aber auch, wo ihn sein Interesse hinzog, von denen nicht abschrecken, die ihm wenig freundlich entgegenkamen. Seine Antrittsbesuche führten ihn zu dem originellen Physiker und Mathematiker N., welcher sehr eingezogen lebte. Dieser, halb ärgerlich über die Störung, rief ihm ein wenig freundliches: „Was wollen Sie von mir?“ entgegen und lehnte den Antrittsbesuch ab mit der Erklärung: „Ich besuche Niemand und verlange auch nicht, daß mich Jemand besucht.“ Hoffmann entgegnete: „Mein Besuch bei Ihnen hat auch noch einen anderen Zweck. Ich besitze ein Plößl'sches Mikroskop und ein Teleskop von Frauenhofer, mit zahlreichen Apparaten für wissenschaftliche Beobachtung versehen, und verstehe diese Instrumente nicht recht, da wollte ich mich bei Ihnen Raths erholen.“ — „Dafür stehe ich Ihnen den ganzen Tag zu Gebot“, erwiederte N. Die beiden optischen Instrumente, welche Hoffmann kurz vorher aus der Erbschaft eines Oheims und Mechanicus zugefallen waren, wurden zu N. gebracht, und Hoffmann brachte wiederholt ganze halbe Tage bei dem sonst so unzugänglichen Gelehrten zu, dessen Specialität die Optik war, ließ sich nicht nur seine Instrumente erklären, sondern erhielt von dem unermüdlich liebenswürdigen Manne alle möglichen interessanten Aufschlüsse.

Auch beim Eintritt in die Mitte der theologischen Berufsgenossen, mit welchen er als Lehrer und in noch engerer Berührung in der Leitung des theologischen Stifts zusammenzuwirken hatte, waren nur alte Bekanntschaften zu erneuern. Professor Baur hatte interimistisch die Ephoratsgeschäfte verwaltet, und bei der tiefgehenden Verschiedenheit der theologischen Denkweise konnte besonders das Verhältniß zu diesem Haupt der kritischen Schule schwierig erscheinen. Es wurde von vorn herein dadurch erleichtert, daß Hoffmann ihm die Hochachtung und Dankbarkeit gegen einen alten Lehrer

entgegenbrachte und die ernste und edle Persönlichkeit des Mannes zu schätzen wußte. Er kam Baur mit Zutrauen entgegen und bewog denselben, den Vorsitz im Inspectorat auch ferner beizubehalten, und beide wußten das collegialische Verhältniß immer als ein aufrichtiges und freundschaftliches zugleich zu wahren. Einen Geistes- und Herzensverwandten fand Hoffmann in Dr. Schmid, welcher auch noch sein Lehrer gewesen war, aber jetzt bei regem Geist und warmem Herzen schon sehr mit den Gebrechen und der Schwerbeweglichkeit des Alters zu kämpfen hatte.

Wie es zu geschehen pflegt, daß man die Differenz mit denen, mit welchen man auf demselben Boden steht, am tiefsten empfindet, so fühlte auch Hoffmann am meisten den Gegensatz, der ihn von dem schon damals wirkungsvollsten Lehrer der theologischen Facultät, Dr. Beck, trennte. Obwohl der Verkehr von beiden Seiten ein freundschaftlicher war und blieb, so standen sich doch bei bedeutender Uebereinstimmung hinsichtlich des bibelgläubigen Standpunktes so wesentliche Verschiedenheiten in der Auffassung des praktischen Christenthums gegenüber, daß die überzeugten Schüler des Einen kaum auch die des Andern sein konnten.

Landerer, als bedeutender Gelehrter in unbestrittener Geltung, trat in der praktischen Berührung des Lebens nach der Art seiner Persönlichkeit nicht so hervor, war aber nicht weniger als die Andern mit Hoffmann immer in freundlichem Zusammenwirken verknüpft.

Als Hoffmann in diesen Kreis gelehrter und bewährter Universitätslehrer als Mitarbeiter eintrat, war ihm bereits von der theologischen Facultät in Basel die theologische Doctorwürde verliehen worden, und er begann nun im Herbst 1850 die Ausübung des Berufs als Doctor theologiae mit einer Vorlesung über die Theologie des Alten Testaments. Seine bisherigen Studien und Vorlesungen, in der neutestamentlichen Sphäre und im Gebiet der systematischen und praktischen Theologie sich bewegend, hatten ihn weniger in das Alte Testament hineingeführt. Semitische Sprachstudien hatte er, wie früher erwähnt ist, nach Tholucks Rath sistirt. Aber die Ausfüllung dieser Lücke in den Vorlesungen war ausbedungen worden, und die Vertiefung in den verhältnißmäßig neuen und reichen Gegenstand hatte für ihn einen großen Reiz. Seine erschütterte Gesundheit und seine Reisen hatten ihm keine früheren

Vorarbeiten möglich gemacht, so daß er gerade bei den Vorlesungen über diesen bedeutenden und nicht so leicht zu umfassenden und zu bewältigenden Gegenstand, auf seine schnelle und starke geistige Sammelkraft vertrauend, so zu sagen von der Hand in den Mund leben mußte. Immerhin mochte er während seiner Reisen und Aufenthalte in Bädern innerlich viel vorgearbeitet haben, denn es war ihm in seltener Weise gegeben, in jeder Situation seine Gedanken auf geistige Fragen umfassender Art zu concentriren und — zunächst ohne sich viel umzusehen nach dem, was Andere vor ihm darüber gedacht und geschrieben hatten — innerlich zu produciren. Er hatte sich auf diese Weise auch da, wo er nichts Zusammenhängendes ausgearbeitet hatte, über viele theologische Grundfragen die beherrschenden Gesichtspunkte festgestellt, und leicht bildete sich ihm dann die systematische Ueberschau über eine Disciplin heraus. Es waren nicht logische Rahmen, die erst ausgefüllt werden mußten, sondern kernhafte Ideen, geschöpft aus einem reichen denkenden und erfahrenden Leben in der heiligen Schrift, die sich ihm darboten und an welche sich ihm dann die Eingliederung und Beurtheilung des Einzelnen organisch anschloß. Doch muß sich mit diesem systematischen Verfahren natürlich die Erforschung des Einzelnen, die exegetische und historische Feststellung des Thatsächlichen ergänzend und berichtigend verbinden. Hoffmann ist niemals lange und ausschließlich genug theologischer Forscher und Lehrer gewesen, um auch im Gebiet der Detailforschung bei Disciplinen wie die alttestamentliche Theologie vielseitigen Grund zu legen, so schnell es ihm auch gelingen mochte, für einen bestimmten Zweck die beweisenden Momente oft in überraschender Weise klar aneinanderzureihen. Dem möchte man es hauptsächlich zuschreiben, daß seine Thätigkeit als theologischer Docent, in Tübingen wenigstens, nicht denselben Erfolg hatte wie sein reiches geistiges Wirken in anderen Lebensstellungen, daß seine Vorträge mehr anregend als in dem Sinne lehrhaft waren, in welchem sie dem Studirenden bequeme Aneignung darbieten oder das Gefühl eines sicheren Besitzes erwecken. Auch ging er in der alttestamentlichen Theologie gleich im Anfang in die Fragen der Urzeit über die Auffassung der Schöpfungsgeschichte, der noachischen Fluth ꝛc., das ihm reichlich zu Gebot stehende naturwissenschaftliche Material hereinziehend, so gründlich ein, daß er mit dem Gegenstand nicht fertig wurde, obwohl diese Vorlesung fast

völlig ausgearbeitet hinterlassen ist. Dieß schadete ihm für die Vorlesungen, die er in den folgenden Semestern hielt. — Einzelne, welche seinen Gedankenproductionen angeregt folgten, verdankten ihm viel, viele Andere blieben ihm fern.

Eine Schilderung seines Wirkens als Lehrer gebe ich am besten mit den Worten eines seiner damaligen Schüler, der ihn mit Lust hörte und ihm auch in seiner späteren Laufbahn als namhafter Zoologe und Schriftsteller ein treues Andenken bewahrt hat. Er schreibt: „Sein Vortrag war, wie wohl fast Alles an ihm, sehr eigenthümlich. Er hatte Notizen, zuweilen vielleicht ausführliche, aber er schien sie kaum zu benutzen, blickte oft lange nach einer Stelle im Auditorium und arbeitete so auf dem Katheder die Sachen heraus. Man sah auf seinem Gesicht, das aber dabei seinen fast heiteren Ausdruck nicht verlor, die Gedanken sich entwickeln, und auch im Vortrag machte sich dieses unmittelbare Entstehen deutlich genug oft in etwas schroffen Ausdrücken und Satzwendungen, die er dann gerne in einem zweiten Satz milderte und abrundete. Es war gar nicht der sogenannte fließende norddeutsche Vortrag, aber mich sprach er sehr an, es war wie lauter scharf geprägte Münzen, frisch vom Guß, wenn auch noch mit den Unebenheiten von diesem. Wo er hinfaßte, war er originell. Mit dem Zusammentragen der Ansichten Anderer gab er sich nicht viel ab. Stets suchte er der Sache eine bedeutende Seite abzugewinnen, und man merkte oft, daß er, wenn er von seinem Ideenreichthum fast abgelenkt wurde, sich Gewalt anthat und plötzlich zur Sache zurückkehrte. Oefters hielt er einige Augenblicke inne nach einer Gedankenreihe, nicht um sich auf das Folgende zu besinnen, sondern als übte er Selbstkritik über das Gesagte, ob nicht etwas daran zu verbessern oder ein adäquaterer Ausdruck möglich wäre. In der Regel ging er dann ruhig zu einem weiteren Gedankencyclus über. Eine Lust war es dann, wenn er irgend einen Gegenstand mit besonderer Vorliebe erörterte — jeder Lehrer hat ja solche ihm besonders sympathische Kapitel — und so recht aus dem Vollen arbeitete, wie er dann seine geistreichen Ideen gleichsam mit der sittlichen Kraft seines starken Willens umgab und die Zuhörer tief innerlich gefaßt mit sich fortriß. Da legte wohl jeder die Feder nieder, es waren nicht mehr nur die Worte der Lehre, die man hören, es war die Person, die man sehen wollte.“

Wer ihn, wie Schreiber dieser Biographie wenigstens in späteren Jahren, oftmals zusammenhängende Lehrvorträge über theologische Gegenstände hat halten hören, erkennt in dieser Schilderung treu gemalte, wohlbekannte Züge wieder.

Es war aber nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie, die Wirksamkeit als Docent, sondern die als Ephorus des theologischen Stifts, also die persönliche Leitung der Anstalt und der persönliche Einfluß auf deren Insassen, was sein Amt bilden sollte. So war er denn auch nicht in die Lücke einer ordentlichen Professur eingetreten und hinsichtlich seiner Lehrthätigkeit neben den alle Hauptstunden und Hauptfächer besetzt haltenden Mitgliedern der Facultät in einer nachtheiligen Stellung, besonders bei der Ausführlichkeit und Langsamkeit, mit welcher in Tübingen gelesen wurde, in Folge deren für Collegien, die außerhalb der vorgeschriebenen und hauptsächlichen lagen, für Lehrer und Schüler schwer die entsprechende Zeit zu finden war. Um so mehr schien er demnach auf Bethätigung nach anderer Seite hingewiesen zu sein.

Um nun die Grundsätze zu zeigen, nach welchen er das theologische Stipendium geleitet wissen wollte und die Entwicklung der theologischen Jugend zu fördern hoffte, mögen hier am besten seine eigenen Worte eintreten, in welchen er bei seinem Amtsantritt seine Collegen, die Repetenten und die akademische Jugend des theologischen Stifts begrüßte.

„Ich selbst bin als Zögling und später als Repetent dieses uralten evangelischen theologischen Stifts Einer aus der großen Zahl derer, die keines der Güter ihres geistigen Lebens zurück zur Quelle verfolgen können, ohne auf diese Anstalt und ihre wesentlichen Einrichtungen zu treffen.

Ich selbst habe mir schon oft in meinem Leben Rechenschaft über mein geistiges Werden gegeben und jedesmal mit Dank gegen Gott erkannt, wie viel ich unter Seinem Segen hier empfangen habe. Und wie könnte das heute meinem Gemüthe anders als sehr lebendig gegenwärtig sein, da ich den Beruf übernehme, einen Theil der Dankesschuld, die auf mir lastet, an die späteren der hier so schnell wechselnden Geschlechter abzutragen, noch mehr, da ich das Glück habe, unter den Männern, die mich in das neue Amt einführen und in Gemeinschaft mit welchen ich es führen soll, zwei mir theuer gewordene Lehrer meiner Jugend und zwei verehrte Freunde zu

sehen, die beide mit mir zugleich hier gelernt und gestrebt haben. An Sie daher, hochverehrte Herren Collegen, wende ich mich zuerst mit dem Ausdruck des Gefühles, das für Sie in meinem Herzen lebt, der unvergänglichen Pietät des Schülers und der redlichen und warmen Freundesliebe, Sie ersuchend, mir, dem Neueintretenden, mit Geduld und gütiger Belehrung, wie Sie schon gethan haben, auch ferner entgegen zu kommen und mit mir in von Gott geheiligter Gemeinschaft das ernste Werk zu treiben, das Sie schon bisher in Händen hatten. Was ich Ihnen versprechen kann, das ist männliche r Ernst, ungeschminkte Wahrheit und redliche Treue nach dem Maße der Einsicht, das mir Gott geben will. Möge die gemeinsame Arbeit an einem so heiligen Gegenstande unsere Herzen und Geister gegenseitig mit unvergänglichen Gütern bereichern und uns zu der Freundschaft immer fester zusammenbinden, die keine Verschiedenheit des Gedankens ausschließt, weil sie die Einheit des männlichen in Gott gefaßten W i l l e n s und die Anerkenntniß der eigenen Fehlbarkeit zur Voraussetzung hat . . . . .

Endlich, meine lieben jungen Freunde alle, Zöglinge dieses Stifts! trete ich zu Ihnen mit offenem Herzen. Sie wissen, daß die bisherige Einrichtung des Ephorats darum geändert wurde, weil sich der Wunsch aufgedrungen hatte, daß ein Mann den größeren Theil seiner Zeit und Kraft Ihnen und Ihren geistigen Interessen widme. Unter diesen Interessen steht nicht zuletzt sondern zuerst das religiöse und sittliche, doch lassen sich beide, rein und klar aufgefaßt, von dem ächt wissenschaftlichen nicht trennen, denn wo war je ein wahres, gesundes Leben des christlichen Glaubens, das nicht zum ernsten Forschen trieb in Jedem, dessen Beruf darauf gerichtet ist? wo war je eine ächte Wissenschaft des Christenthums, die nicht schöpfte aus den ewigen Quellen der persönlichen Gemeinschaft mit Gott und die nicht demüthig auch ihre strahlendste Krone zu den Füßen des Menschgewordenen legte, der aller Weisheit Fülle ist? Und hat man zu irgend einer Zeit auch im außerchristlichen Kreise sich einen Ernst der Religion zu denken vermocht ohne würdiges Handeln? oder eine wirkliche Geistesbildung ohne die Früchte edlen Sinnes und Wollens? Auf dieses e i n e, wenn auch mehrseitige Ziel ist daher diese Anstalt von jeher gerichtet gewesen und will und soll es bleiben. Dahin lassen Sie uns zusammen mit frischem Muthe streben. Es wird ohne Kampf dabei

nicht abgehen, denn kein wahres religiöses Leben, das an den, der es Anderen mittheilen und in ihnen stärken soll, die unerläßlichste Forderung ist, kein christliches Glaubensleben, das eine Erneurung und Verklärung der ganzen Persönlichkeit ist, läßt sich traditionell geben und empfangen, es muß geboren werden in Geist und Kraft. Gott schütze diese Anstalt vor aller affectirten, gemachten, heuchlerischen Frömmigkeit, vor jeder Nachäffung bloßer Formen ohne Leben und Inhalt, vor jedem falschen Werthlegen auf die bloße Ansichtsweise und falsch orthodoxer Splitterrichterei. Aber er behüte sie auch in Gnaden vor aller herzlosen Stumpfheit in der höchsten Angelegenheit der Person, ihrer Beziehung zu Gott, vor frivoler Kälte und Gemeinheit, der es unwohl ist in der reinen Luft frommen Glaubens, der Demuth und Wahrheit, vor jedem überweisen Hinwegschreiten über die Heiligthümer des Gemüths. Aber, meine Herren und Freunde, glauben Sie nicht, daß ich je das Wort reden werde einer fein wollenden Frömmigkeit, die mit Unfleiß und Lahmheit im wissenschaftlichen Streben sich verträgt. Unerläßlich ist es dem Theologen, dem künftigen Geistlichen, mit Eifer und Anstrengung sich um Kenntnisse zu bemühen auf dem unerschöpflichen Felde der Thatsachen und Ideen, das sich vor ihm aufschließt, aber er vergesse nicht, daß er mit diesem nur erst Baustoffe gesammelt hat für die Wissenschaft und daß es eine „Arbeit des Denkens" giebt, die Niemanden weniger erspart werden kann als ihm. Ein Kampf nicht nur mit der oft so starken vis inertiae, sondern mit noch stärkeren Mächten, mit der Ungeübtheit des Geistes im Denken, mit dem bequemen Haften an mitgebrachten Vorstellungen ist zu kämpfen, der oft selbst dem Herzen bange macht, wenn es gewohnt war, Glaubensgegenstände zu nennen, was wirklich oft nur eingesogene Vorurtheile waren. Und doch, meine Herren, ist auch die Wissenschaft nicht das letzte, nach dem Sie zu ringen haben, sondern es ist die Erkenntniß der Wahrheit, und jene ist wie die Gelehrsamkeit hierzu nur das Mittel. Nicht wenige täuschen sich, wenn sie in der Fertigkeit, sich den geistigen Bewegungen der Wissenschaft zu überlassen, schon das höchste Ziel des Geistes ergriffen zu haben wähnen, aber am Ende doch überzeugungslos in armseliger Skepsis untergehen. Mag der Zweifel Vieles losreißen, was man zuvor fest an's Herz hielt, die Wahrheit giebt Alles zurück, was des Behaltens werth ist. Auf

Wahrheit muß daher Ihr Streben gerichtet sein mit heiligem Ernste, auch wenn Sie im Zweifel kämpfen, und der Gott der Wahrheit wird Ihnen nahe sein.

Ihr letztes Ziel ist die Kirche und es ist Ihnen nicht unbekannt, daß die neueste Zeit manche Erschütterungen in ihrem bisherigen Bestande in unserem Vaterlande theils gebracht, theils gedroht hat. Die Zeit wird kommen, da ihr manche bisherige Stützen brechen, manche äußere Hilfe fehlt. Was wird sie da allein halten? Die Tüchtigkeit ihrer Glieder in Glauben, Erkenntniß und Wandel. Und wer soll da die Fahne vorantragen, wenn nicht ihre Prediger, Seelsorger, Lehrer? Lassen Sie nur diese in der Wahrheit mit vollem Bewußtsein stehen, wohl begründet, mit tüchtiger Einsicht, wohlgeübt im Kampfe der Wissenschaft, mit dem Siegesfühl, das der Besitz der Wahrheit giebt, der kräftigenden Gewißheit, daß kein Irrthum alter und neuer Zeit, auch keiner, den die Zukunft noch gebären mag, ihr unbesiegbar bleibt — und die Kirche wird sich selbst vor der dunkelsten Zeit nicht zu fürchten haben. Was sie bedarf ist — der Persönlichkeiten, solcher, die in frischer Manneskraft, wie sie der Kampf nur übt und stärkt, in freudigem Glaubensbewußtsein und fester Einsicht dastehen. Das sind die rechten Freiwilligen für ihren Dienst, wenn sie auch berufen wären auf Wegen, wie Sie es werden und wir Alle wurden."

Neben diese Worte stellen wir noch einige bezeichnende Gedanken aus der Ansprache, mit welcher Hoffmann die im Herbst 1851 eintretende Maulbronner Promotion bewillkommte.

„Es dürfte beim Eintritt in einen neuen, den wichtigsten Abschnitt Ihrer Vorbildung für den Beruf des evangelischen Geistlichen gerathen sein, sich mit gesammeltem Ernste die Ziele und Aufgaben vorzuhalten, die Ihnen gestellt sind, und die Mittel zu erwägen, durch welche Sie sicher zu deren Erreichung und Lösung gelangen. Denn bedenken Sie wohl, was die Erfahrung lehrt, daß man in der Regel in den Universitätsjahren dasjenige wird, was man im ganzen künftigen Leben bleibt. Nur selten werden besondere Schicksale und ungewöhnliche Entwickelungen des inneren Lebens noch in der Nachzeit, wenn diese Blüthenjahre vorüber sind, aus dem geistig Verkommenen oder Erlahmten einen Mann regen Interesses an den Dingen des Geistes, tüchtiger Thatkraft, aus dem sittlich Erschlafften einen Rufer im Streit auf dem Kampfgebiete

des Lebens, aus dem religiös Gleichgültigen einen Träger des heiligen Paniers machen. Es ist die Zeit der Entscheidung und selbst im günstigsten Falle wird nie das Leben Raum geben, um das hier Versäumte nachzuholen. Es gilt also eine hohe und heilige Verantwortlichkeit für die Tage der frischen Jugend, an die wir heute gemahnt werden."

Nachdem dann die einzelnen Stufen des Lehrganges nach ihren besonderen Aufgaben charakterisirt sind, tritt zuletzt der praktische Gesichtspunkt wieder hervor im Anschluß an eine ernstliche Empfehlung eines fortgesetzten Bibelstudiums vom Anfang der Studienzeit an:

„Sie (die Bibel) wird Ihnen auch den größten Dienst leisten für das Andere, das hier Ihre Aufgabe ist, die Durchbildung des Charakters. Denn der Uebergang soll hier geschehen vom Jüngling, der lernt und geleitet wird, zum jungen Mann, der das Gelernte anwendet und selbständig hinausträgt ins Leben und der an der Leitung von Tausenden Antheil nehmen soll, deren Wohl und Wehe mit in seine Hand gelegt wird. Es ist eine unumstößliche Thatsache, daß nur ein ernster sittlicher Wille, wie er nur gewonnen und genährt wird im Heiligthum des Glaubens, ächter, wahrer Frömmigkeit, sei auch dabei der Kampf mit dem Irrthum auf theoretischem Gebiete noch lange nicht geendet, kaum begonnen, auf wissenschaftlichem Gebiete Tüchtiges erreicht, daß andrerseits nur die Wissenschaft, die der Wahrheit als ihre Form angehört, den Charakter edel bildet und die gemeine Selbstsucht abwehrt, den Adel des Herzens, die Bescheidenheit und Demuth fördert, und den kindlichen Sinn neben der Mannesreife bewahrt. Glauben Sie es der uralten Wahrnehmung, daß der Charakter, der entscheidende fürs Leben in den Universitätsjahren sich ausprägt und man noch am Greise das sieht, was schon am Jüngling von zwanzig Jahren hervortrat. Wenn wir daher von wissenschaftlicher Bildung reden, so meinen wir nicht jene Befähigung zweifelhaften Werthes, um Alles den faltigen Mantel der wissenschaftlichen Sprache zu werfen und unter diesem oft nur die wirkliche Armuth zu verstecken, sondern wir meinen die Wirkung der ernsten Beschäftigung mit der Wahrheit, die auch den Sinn für die Wahrheit im Leben schärft, das Gewissen belebt, der wilden, trüben Leidenschaft einen Damm setzt. Als wissenschaftlich Gebildete sollen Sie aus dieser An-

stalt einst treten, und ein edler Ton sittlicher Kraft und Lauterkeit, sittlicher Schönheit und Sicherheit soll mit das Ergebniß Ihrer Studien sein. Dazu soll besonders das Zusammenleben mit einer großen Zahl mitstrebender Jünglinge und jungen Männer, mit älteren auf gleichem Wege gebildeten Freunden, mit erfahrenen Lehrern und Meistern, dazu soll die äußere Ordnung und Disciplin unserer Anstalt mithelfen.

Endlich vergessen Sie nicht, daß die Kirche und ihr Kampf und Dienst es ist, wornach sich Ihre Laufbahn streckt. Sie sollen ihr nicht blos Schätze des Wissens zubringen, sondern Ihre Bildung soll praktisch werden. Wenn hier in dieser Anstalt das Quellenhaus ist, wo die Wasser noch wild und sprudelnd im Kampf mit den Widerständen und in scheinbar zufälliger Wendung und Beugung daherrauschen, so sollen es zuletzt Bäche, Flüsse und Ströme werden, die befruchtend durch die Länder ziehen. Sie wollen einst auf der Kanzel das Wort des lebendigen Gottes der Gemeinde verkündigen, Sie wollen am Altar den heiligen Dienst des Priesters thun, Sie wollen in der Mitte der Kinder die edle Einfalt der göttlichen Wahrheit leuchten lassen, Sie wollen an den Sterbebetten und über den Gräbern zeugen vom Leben, das erschienen ist. Was soll es für ein Zeugniß werden, wenn Er, das Leben, Ihnen selbst fremd ist, wenn Sie zwar über Ihn, aber nicht aus Ihm reden können, wenn Sein Geist und Ihre wissenschaftliche Bildung einander fremde Mächte sind, wenn Sie sogar durch die Macht des Glaubens von einem einfachen Gemeindeglied gerichtet würden mit all Ihrer vermeintlichen Weisheit? Darum, meine Herren, auf Christum und Seine Erkenntniß und Verherrlichung muß Ihr Lernen und Forschen gerichtet sein.

Ich brauche Ihnen kaum mehr zu sagen, daß diese Aufgaben alle von Ihnen zuerst eine starke, willensvolle Concentration fordern, daß das zerfließende, umherflatternde durch keinen Gegenstand des Geistes zu fesselnde Genießen Ihre Sache nicht sein darf, daß Sie nicht spielen dürfen, sondern arbeiten müssen und daß Sie sich vor Allem zu hüten haben vor der armseligen Blasirtheit unserer Jugend, die so gerne schon am Eingang der Arbeit sich fertig wähnt, und sobald sie sich eines leichten Flimmers bemächtigt hat, schon der ganzen Lichtfülle sich rühmt. Dahin führt besonders die Neigung, statt erst zu lernen und mit Pietät sich hinzugeben,

gleich zu kritisiren und sich selbst als einen Meister im Urtheil zu bewundern. Etwas Ganzes müssen Sie mit Gottes Hülfe werden wollen, wenn es Ihnen gelingen soll, etwas Rechtes und Gewisses von Erkenntniß müssen Sie erstreben, wenn Sie nicht nach einigen Jahren im Leben draußen halt- und hülflos dastehen wollen und den Muth zur Wahrheit verlieren. Da versteht es sich dann von selbst, daß Sie nicht schülermäßig lernen um des Zwangs willen und auf das Examen, sondern um Ihrer selbst willen, da tritt von selbst auch das alberne Nachäffen zurück, dem über Menschlichem das Göttliche, über Formen der Gedanke abhanden kommt, und die Feigheit, die der menschlichen Weisheit und ihren Kämpfen aus dem Wege geht, weil man das leicht errungene Gut des gefühlsmäßigen Glaubens nicht dem rauhen Winde der Kritik auszusetzen wagt. Da verliert sich der affectirte Charakter, die marklose, frühreife Selbständigkeitssucht, hinter welcher sich meist nur die ärmlichste Schwäche verbirgt. Man muß lernen wollen und sich sagen lassen, vor Allem von dem Geiste der Wahrheit selbst im Worte der Wahrheit, und der erkannten Wahrheit Folge geben im täglichen Leben."

Um der speciell seiner Oberleitung befohlenen akademischen Jugend nahezutreten, sammelte Hoffmann in regelmäßigen Abenden die dazu Bereitwilligen unter den Stiftlern in seinem Hause zu wissenschaftlichen Besprechungen in freierer geselliger Form, wie er es schon in Basel mit Erfolg gethan hatte. Auch mit dem Repetentencollegium hatte er solche gesellige Zusammenkünfte, in welchen heiter und frei über Wissenschaftliches und Nichtwissenschaftliches, Amtliches und Nichtamtliches conversirt wurde. Stand er mit diesen nächsten Gehülfen seines Amtes nicht nur in einem freundlichen, sondern in einem freundschaftlichen Verkehr, so zeigte er auch den Seminaristen gegenüber durchweg ein gewinnendes und liberales Verfahren. Nie sah man ihn heftig oder leidenschaftlich werden. Aber im großen Ganzen war er doch von seinem Verhältniß zu den Stiftlern und von seinem persönlichen Verkehr mit denselben wenig befriedigt. — Seine oben erwähnte Antrittsrede schon deutet darauf hin, welche Vorurtheile dem vormaligen Missionsinspector auch Seitens eines Theils der akademischen Jugend entgegenstanden. Seine reiche und freie Geistesbildung und sein frisches Wesen machten wohl Manche staunen, die in ihm „einen bloßen Pietisten"

vermuthet hatten, doch blieben ihm diejenigen, welche seinen positiv bibelgläubigen Standpunkt von sich abwiesen, im Ganzen fern. Aber vielmehr als das war ihm je länger je schwerer zu ertragen, daß der „Wachtmeistersdienst", wie er seine disciplinarische Stellung als Ephorus zuweilen mißmuthig nannte, ihm gerade den freiern persönlichen Verkehr mit der Jugend erschwerte. Er konnte es auch gar nicht verbergen, daß ihm die vielen kleinlichen Dinge, mit denen er zu thun bekam, etwas Geringes und Lästiges waren. In welcher Weise er sein Ephorat als Aufsichtsamt soweit möglich nicht schablonenmäßig, sondern mit Rücksicht auf die Individualität des Einzelnen übte, dafür möge ein mir von dem Betheiligten selbst mitgetheiltes Beispiel hier folgen. Er erzählt: „Als ich dem Ephorus nach meinem theologischen Dienstexamen meinen Abschiedsbesuch machte, fragte er zuerst sehr eingehend über meine weiteren Pläne und meine beabsichtigte Laufbahn (Lehrfach für Naturwissenschaften, speciell Zoologie), die er vollkommen zu billigen schien; dann fragte er plötzlich, etwas sarkastisch lächelnd: „Ach sagen Sie mir doch, wo waren Sie denn fast jeden Sonntag früh von vier bis zehn Uhr. Ich stutzte einen Augenblick. (Ich war nämlich Jagdtheilhaber in Lustnau und hatte zur Jagd keine anderen Morgenstunden bei damaliger Stiftsordnung als jene am Sonntag früh. Ich hatte also horribile dictu sehr oft am Sonntag früh gejagt!) Dann sagte ich es offen. Er antwortete: „Ich wußte es, ich wußte aber auch, daß es bei Ihnen nicht Jagdlust, sondern nur wissenschaftliches Interesse war, ich wußte auch, daß Sie fast täglich nach dem Mittagessen, wenn die Andern ihren Tarok im Wirthshause machten, Ihre Vogelschädel skeletirten. Sie haben auch nie Aergerniß gegeben, so konnte ich es dulden." — Dann kam er auf Cüvier's ossements fossiles zu sprechen, und ich fand bald, daß er in diesen zoologisch petrefactologischen Studien mehr zu Haus war als ich damals."

Neben den weniger erfreulichen, aber von ihm auch mit Leichtigkeit erledigten bureaukratischen Arbeiten des Ephorats liefen als ein Rest seiner Basler Thätigkeit noch eine Zeit lang das Missionsmagazin und die Beleuchtungen der Missionssache her, welche letztere Barth in Calw herausgab, für die aber Hoffmann von Tübingen das „Oel" lieferte. Im Rathhause sammelte er eine zahlreiche Zuhörerschaft um seine monatlichen Missionsstunden, auch ein anziehender Vortrag über die Erforschung Africas stammt aus

dieſer Zeit. Aber alle dieſe Thätigkeiten ließen ihn über das Gefühl nicht wegkommen, daß ſeine Hauptwirkſamkeit nicht ſei, was ſie ſein oder werden mußte, wenn er ſich hier an ſeiner Stelle glauben ſollte.

So ſchreibt er an ſeinen Freund Völter im Sommer 1851: „Gerade was du fühlſt, Abnahme der Kräfte, iſt auch mein Fall. Ich bin im Geiſte friſch und munter. Aber ich muß alle Anſtrengung meiden. Wir ſind beide um fünfzehn Jahre zu früh mit dem Altwerden. Ich bin äußerſt wenig begeiſtert für mein hieſiges Amt. Ich glaube nicht recht dazu zu taugen, aber ich weiß ſelbſt nicht, ob dieß in den hieſigen Verhältniſſen oder in meiner ganzen Geiſtesart oder in dem Mangel an Nervenkraft liegt, der natürlich auch keinen rechten Muth aufkommen läßt, oder in der Einſamkeit und Trauer des Gemüths."

Es iſt endlich noch ein Gegenſtand zu berühren, welcher für Hoffmanns Stellung in Tübingen am meiſten Ausſchlag gebend war und von vornherein dazu beitrug, theils ihn ſelbſt nicht zu einem ruhigen allmähligen Feſtwurzeln kommen zu laſſen, theils ihn zu den vorgeſetzten Behörden, dem Oberſtudienrath und dem Miniſterium des Cultus in einer gewiſſen beſtändigen Spannung zu erhalten. Dieß waren ſeine Reformvorſchläge zur Reorganiſation des theologiſchen Stifts, theilweiſe auch der Vorſtufen deſſelben, der niederen Seminarien. Die ihm beſonders auch durch Oberconſiſtorialrath Klaiber, den von ihm treu verehrten väterlichen Freund gemachte Ausſicht auf Reformirung der Stiftsordnung in der Richtung, in welcher er dieſelbe für unerläßlich hielt, hatte ihn erſt in der Annahme des Tübinger Poſtens beſtärkt. Aber bald nachdem er ſein Amt antrat, war Klaiber geſtorben, und er ſchreibt an Albert Knapp: „Die ganze Ephoratſache, wie ſie mir der theure Klaiber im Sommer in Wildbad auseinanderſetzte, hat ſich unter den Kanzleihänden ſo verwandelt, daß ich nicht die mindeſte Begeiſterung dafür fühle, ſondern nur eine paſſive Bereitwilligkeit übrig habe. Es wird nur ſehr Mäßiges erreicht werden können. Sie ſind in Württemberg, wie ich aus der ganzen Verhandlung erſehe, noch ſo chineſiſch, wie ſie immer waren."

Aus dieſen Reformvorſchlägen Hoffmanns wenigſtens Einiges mitzutheilen, kann ich mich nicht enthalten; ſie ſind in vielen Stücken Zeugniſſe ſeines tiefen und geſunden praktiſchen Urtheils, laſſen

ihn auch ganz anders erscheinen, als das Vorurtheil gegen seinen Pietismus ihn Vielen vor Augen gemalt hatte, und sind offenbar auf spätere Veränderungen in der Einrichtung der theologischen Lehranstalten Württembergs nicht ohne Einfluß geblieben.

„Im Alter von vierzehn Jahren" schreibt er hinsichtlich des württembergischen Landexamens „ist die wahre Bestimmung der Einzelnen in den meisten Fällen noch nicht leicht zu erkennen. Ein längeres Aufschieben der Berufswahl hat schon in unseren kirchlichen Einrichtungen, aber auch in andern Umständen seine großen Hindernisse. Ich bin nicht genug im Besitze aller Kenntnisse, um zu entscheiden, ob mit unserem Landexamen eine wesentliche Veränderung räthlich wäre. Aber dessen bin ich gewiß, daß eine Einrichtung fast unerläßlich ist, welche den schädlichen Folgen desselben abhilft. Von den Jünglingen, welche schon als Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, ja in der Regel noch früher, zum Studium der Theologie bestimmt werden, erhält der größere Theil diese Bestimmung auf Familientradition, Elternwunsch, etliche kindische Aeußerungen hin; eine kleine Minderzahl hat schon frühe ihren Lebensberuf gefühlt. Einmal jenseits der Klostermauern ist man gebannt, und Strauß hat nicht ganz mit Unrecht das unedle Bild einer „Falle" von diesem Uebergang gebraucht. Die Schmach der Entlassung, die Furcht vor der Rückzahlung der Kosten, die Umstände und Verlegenheiten der Eröffnung solcher Wünsche im Seminar halten Manchen da zurück, der nie sich als Theologe an seinem Platze fühlt. Wie heilsam wäre eine abhelfende Einrichtung."

Diese Abhülfe sah er in der Theilung der vier Seminarien in zwei Stufen. Die unteren Seminare sollten alle Befähigten vom vierzehnten bis sechzehnten Jahre aufnehmen, dann aber sollte eine Sichtung stattfinden, so daß nur die nach dem Urtheil der Lehrer und durch eigenen reiferen Entschluß für das theologische Studium Qualificirten in die höhere Stufe des Vorseminars übertreten könnten. — Es sollte auch so zugleich für den Unterrichtsplan zwischen der niedereren Schulphilologie und der höheren, die schon etwas vom Charakter der Alterthumswissenschaft an sich hat, eine schärfere Scheidung in den Lehrkräften hergestellt werden.

Sehr beherzigenswerth ist, was in dem Lauf dieser Erörterungen über den religiösen Unterricht gesagt wird: „Ich bin weit davon entfernt, zu wünschen, daß irgend eine fromme Form den

Schülern zugemuthet oder ein Schein- und Heuchelwesen gefördert werde, oder auch nur, daß ein orthodoxes Nachreden begünstigt werde. Aber andrerseits bin ich fest überzeugt, daß die Mittheilung der Resultate der wissenschaftlichen Schulen unserer Zeit, die Einführung in die historische Kritik der biblischen Bücher sehr geeignet ist, der Jugend allen Boden des christlichen Glaubens unter den Füßen wegzunehmen.

Es ist eine ungesunde, unpädagogische Verfrühung, wenn man dem Alter, das im Uebergang von der traditionellen Frömmigkeit, die an der Bibel als einem Heiligthum hält, zur Reflexion lebt, diesen Proceß vorschnell und täppisch zu Ende bringt und mit ungeschickter Hand den frei geistigen Proceß zu einem ungeistigen macht, in dem die negativen Resultate der modernen Kritik mit Auctorität den Schülern mitgetheilt werden."

Auch aus der Beurtheilung der Einrichtungen des theologischen Stifts in Tübingen und der Darlegung seiner Vorschläge zur theilweisen Umgestaltung desselben, bei der er auch den ganzen Studienplan mit hereinzog, läßt sich hier nur Einzelnes hervorheben. Zum Eingang schreibt er:

„Hier muß ich mir die Vorbemerkung erlauben, daß es mir als ein Hauptmangel unsrer Anstalten erscheint, wenn alles in ihnen nur darauf hinzielt, eine ungesunde Werthschätzung blos intellectueller Tüchtigkeit hervorzubringen, daß, um ein physiologisches Bild zu gebrauchen, alles Blut nach dem Gehirn geleitet und so nothwendig eine ziemlich allgemeine Congestiv-Krankheit hervorgebracht wird. Es gab eine Zeit, in welcher das Leben der Familien ein zwar ungebildeteres, derberes, aber frömmeres war, da der Jüngling aus der Atmosphäre einer, wenn auch blos traditionellen und übungsmäßigen, daher oft unlebendigen Frömmigkeit und Gläubigkeit in die Lehranstalten trat. Da war es Zeit, in diesen auf die intellectuelle Bildung hauptsächlich bedacht zu sein. Jetzt aber, da das Gedankenleben, wenngleich so oft in der armseligsten Gestalt, bis in die untersten Schulen hinab, bis in die Familien zurück, nur zu oft mit Beseitigung der herzlichen Religiosität herrscht, ihm statt kernhaften Bibelglaubens und Bibellebens oft nur eine sieche Gefühlsreligiosität, ein kraftloses Phrasenmachen gegenübertritt, ist es nach meiner Ueberzeugung nur eine Verstärkung der Krankheit der Zeit, wenn man in den

künftigen Predigern der Kirche nur die wissenschaftliche Einsicht, nicht auch die herzmäßige Lebenspraxis und die warme Ergriffenheit von der Herrlichkeit des Amtes, dem sie entgegengehen, auszubilden sucht. Geläugnet aber kann nicht werden, daß unsere Einrichtungen fast sämmtlich jener einseitig intellectualistischen Richtung angehören, und daß es zu verwundern wäre, wenn aus unsern Anstalten eine größere Zahl wahrhaft tüchtiger Geistlichen hervorginge. Denn unter solchen verstehe ich Männer, die im Stande sind, den lebendigen Christenglauben zu pflanzen und zu entwickeln. In unsern Gemeinden ist er seit fünfzig Jahren eher im Abnehmen begriffen und nicht ein geringer Theil der Schuld daran liegt an der Geistlichkeit und ihrer Bildungsweise. Die Wissenschaft wird nicht genug als Mittel, sie wird zu sehr als Zweck behandelt. Ich weiß wohl, daß wir, die Lehrer, hier Manches bessern können, aber ich weiß auch, daß solchem Bessern bedeutende Hindernisse in der Einrichtung entgegenstehen."

Aus den ausführlichen Einzelvorschlägen, die sich daran anknüpfen, seien nur zwei Punkte hervorgehoben. Da das Seminar die doppelte Bestimmung habe, Geistliche für die Kirche und Lehrer für die höheren Schulen des Vaterlandes zu liefern, so wird geltend gemacht: „Soll auch das Letztere mit Erfolg geschehen, so muß dem künftigen Lehrer der Philologie, der Naturwissenschaften, der Realien und Mathematik, der Philosophie u. s. w. während seiner hiesigen Studienzeit mehr Raum gelassen werden, um sich in diesen Fächern auszubilden." Er verlangt für solche ein von ihm näher bestimmtes Minimum theologischer Studien. — Diese Stipendiaten, deren Examen dann auch anders einzurichten wäre, sollten dann aber zunächst keinen Anspruch auf Anstellung im kirchlichen Amte haben.

Ein anderer Vorschlag betraf das disciplinarische Verfahren, welches in seiner dermaligen Verfassung als ein verstümmelter Ueberrest aus früheren Zeiten keinen rechten Halt mehr und keinen sittlich einleuchtenden Charakter habe, daher auch nur sehr wenig nütze und nicht unerheblich schade. Er schlug eine Einrichtung vor, bei welcher allerdings die vom niederen Seminar Eintretenden noch mehreren Beschränkungen unterworfen, die höheren Altersclassen aber nur an die unerläßlichen festen Stunden der Haus-

ordnung gebunden sein, im Uebrigen ganz die Freiheit der Oppidanen genießen sollten.

Diese Reformen fanden damals von allen Seiten mehr Opposition als Unterstützung. Durch Klaibers Tod hatten sie ihren besten Fürsprecher verloren, Seitens des Ministeriums und der Direction des Oberstudienraths herrschten lebhafte Bedenken, und der neue Ephorus gewann bald, noch ehe seine Vorschläge die verschiedenen Stadien der Begutachtung und Berathung durchlaufen hatten, die Ueberzeugung, daß dieselben schwerlich würden zur Ausführung kommen. Man könnte sagen, er sei mit solchen Plänen zu früh vorgegangen, und es vorschnell finden, daß er gleich beim Eintritt in ein neues Amt tiefgreifende Neuerungen herbeiführen wollte. Aber eine Reorganisation des Stifts war schon bei seiner Entscheidung für die Ephoratsstelle von ihm postulirt und im Princip zugesagt worden, und er fühlte, wie er nun in sein Amt eingetreten war, die Hemmnisse und Uebelstände der bestehenden Einrichtungen zu stark, um nicht seine Vorschläge alsbald mit allem Eifer zu betreiben. — Bald nach seinem Abgange von Tübingen sind partielle Neugestaltungen in den Einrichtungen des theologischen Stifts wie auch später der niederen Seminarien erfolgt, und da gerade in den oben bezeichneten Punkten in der Richtung der Hoffmannschen Vorschläge die Abstufung der Klosterseminare und im theologischen Stifte die Freigebung der Ausbildung auch für das höhere Lehrfach erfolgte und noch nach seinem Abgange amtliche Verhandlungen zwischen dem Studienrath und dem theologischen Inspectorat in Tübingen über seine Anträge stattfanden, so glaube ich nicht zu irren in der Annahme, daß die genannten Vorschläge dazu den ersten Anstoß gegeben haben.

War nun auch Hoffmanns Wirksamkeit in Tübingen nur eine Uebergangszeit, so sind also doch auch hier einige Spuren seines praktischen Genius geblieben.

Der eigentliche tiefste Grund, warum er in Tübingen nicht wurzeln konnte, liegt aber wohl darin, daß bei allem Reichthum wissenschaftlicher Ideen und aller Neigung für wissenschaftliche Production doch die praktische und organisirende Thätigkeit sein Hauptgebiet war, in dessen Dienst er alle seine geistigen Kräfte zu stellen wußte. Das Amt in Tübingen mit seinem durch den ganzen bestehenden Stiftsmechanismus für praktische Einwirkung

eingeengten Kreis forderte eine Verlegung des ganzen Schwerpunktes auf das wissenschaftliche Gebiet, weil doch schließlich nach dem Erfolg der Thätigkeit als Lehrer im Gebiet des akademischen Lebens auch jeder andere sich bemißt. Aber nicht nur die ungünstige Stellung außer der Facultät und damit die anfänglich unbefriedigenden Erfolge als Docent rückten ihm den Gedanken ferne, sich nach dem Rath treuer Freunde eben mit der gegebenen Wirksamkeit zu begnügen, und darauf hinzuarbeiten, daß sie sich erweitere, sondern sicherlich auch das Grundgefühl, daß er wie früher unter andern Verhältnissen die ihm allmählich wieder zuwachsenden Kräfte wirkungsvoller und fruchtbarer bethätigen könnte.

Er kann es wohl auch einmal aussprechen: „Der große weltweite Wirkungskreis, den ich so lange hatte, scheint mir geschadet zu haben. Ich muß erst wieder lernen, im Kleinern die Kraft suchen, central und nicht peripherisch zu sein.“ — Aber in demselben Briefe schreibt er: „Wurzel schlagen werde ich wohl hier nicht. — Ich glaube noch immer fest, daß Tübingen nicht mein letzter Wohnort ist, kann mich aber auch, wenn es Gottes Wille ist, darunter beugen, daß er es sei.“

Als daher der im Jahre 1843 von Basel aus abgelehnte Ruf nach Preußen nun aufs Neue an ihn kam, um ihn in Berlin in eine praktische Thätigkeit zu führen mit der Aussicht der Begründung eines Domcanditatenstifts nach seinen Ideen, sprach seine Neigung von Anfang an dafür. Die ersten Anfragen erfolgten schon im Frühling 1851, also als Hoffmann erst ein halbes Jahr als Ephorus thätig war, und mit Beziehung auf dieselben schreibt er: „Erst letzten Sommer, da ich von Basel losgerissen und in Tübingen schon angebunden war, ging ich in die Königsstadt, nicht ahnend, daß trotz des großen Wischschwammes von 1848—1849, der so manche Gedächtnißtafel ganz sauber gemacht hat, man mich dort fragen würde, wie steht es mit den fünf bis sechs Jahren.“ Er hatte nämlich anno 43 nach Berlin geschrieben, daß er vor fünf bis sechs Jahren an ein Verlassen des Basler Wirkungskreises überhaupt nicht denken könnte.

Im August des Jahres 1851 kam der König Friedrich

Wilhelm IV. nach Hechingen, um die Huldigung der ihm zugefallenen Hohenzollernschen Fürstenthümer entgegenzunehmen. Hoffmann wurde eingeladen, dort am Sonntage zu predigen und berichtet: „Der König von Preußen besteht auf dem Gedanken, mich nach Berlin zu ziehen. Das einzige Hinderniß ist jetzt mein Pietätsverhältniß zu meinem Könige und die ungelöste Spannung zwischen den beiden Monarchen. Ob und wie sie sich lösen wird, weiß Gott." — Die Ferien führten ihn zum Elberfelder Kirchentag und auch hier zu neuen Verhandlungen. Er machte seine Zusage in Berlin abhängig von der unbedingten Gutheißung Seitens des Königs von Württemberg. Auch nicht einmal mit einer bloßen Genehmigung glaubte er beruhigt sein zu können. Erst als ihm zu verstehen gegeben wurde, daß doch der König nicht füglich den Wunsch aussprechen könne, ihn aus Württemberg scheiden zu sehen, war er mit der wiederholten Zustimmung seines königlichen Herrn zufrieden. Es war nicht nur das loyale Gefühl des Württembergers, sondern auch ein näheres persönliches Verhältniß zu dem Könige Wilhelm, dessen viele edle und ausgezeichnete Eigenschaften er immer schätzte, dem auch der Vater sein Entgegenkommen bei der Gründung von Kornthal dankbar schuldete, was ihn dieß zu betonen zu einer Gewissenpflicht machte. Er war je zuweilen von Basel aus und seither noch mehr dem klugen und ritterlichen alten königlichen Herrn nahegetreten, und der König, der ihm auch während der kurzen Amtsführung in Tübingen durch die Idee, ihm die Kanzlerstelle anzutragen, Zeichen seines Vertrauens gegeben, hörte gern sein Urtheil auch über Dinge, die nicht unmittelbar seiner amtlichen Sphäre angehörten. — In einer Unterredung, welche er mit Hoffmann im Frühling des Jahres 1851, noch vor den Berliner Verhandlungen, über die politischen Zustände hatte, war der König besonders durch die Bemerkung nachdenklich geworden, daß in nicht ferner Zeit eine viel gefährlichere Bewegung als die des Jahres 1848 ausbrechen werde und ließ Hoffmann auffordern, seine Ansichten hierüber ausführlicher schriftlich zu entwickeln. Dieß ist auch geschehen, aber die Ausführung — eine gedrängte Darlegung seines christlichen und conservativen Standpunktes dem demokratischen Drängen der Zeit gegenüber — hier mitzutheilen, würde zu weit führen.

Hoffmann selbst erzählt, wie ihm der König 1850 gesagt in

Bezug auf das Revolutionsjahr: „Ihr Zuruf, nur das Land nicht verlassen, klang mir beständig in den Ohren, und ich blieb!“ Hieraus erhellt, wie die Rücksicht auf den König, dem er ein pietätsvolles Gefühl immer bewahrt, schwer ins Gewicht fallen mußte, um so mehr, als es andrerseits nicht am wenigsten die Anziehungskraft eines Friedrich Wilhelm des Vierten war, die ihn nach der Hauptstadt des größten deutschen evangelischen Landes zog.

Die neue Heimath.

Mit der Entscheidung für die Uebersiedlung in die neue Amtsstellung in Berlin faßte Hoffmann zuerst den Muth zu dem Entschluß, auch sein persönliches Leben neu zu gestalten. Er verlobte sich mit der Gräfin Clara v. Kanitz, Tochter des Kgl. preuß. Generallieutenants und Kriegsministers a. D. Grafen Kanitz, welcher mit seiner Familie in Potsdam wohnte. Durch seine entschlafene Gattin hatte Hoffmann auf dem Schlosse Kastell am Bodensee diese edle Familie kennen gerlernt. Von beiden Seiten waren verwandtschaftliche Beziehungen vorhanden zu dem Hause, wo sie sich zusammenfanden. Seine reiche geistige Mittheilsamkeit hatte Eindrücke hinterlassen, welche zu einem inhaltreichen Briefwechsel über geistige und religiöse Fragen führten. Nach dem jähen Ende seines ehelichen Glückes war ihm der Verkehr mit denen, die seinen Schmerz zu verstehen wußten, von besonderem Trost. So wob sich dieses neue Band, dessen geistige Fäden an ein durch den Tod gelöstes sich anknüpften.

In solchen Epochen des inneren Lebens, da tiefes Leid ihn bewegte oder neues Erwachen zur Lebensfreude die Seele wieder harmonisch stimmte, regte sich immer eine sonst selten bewegte dichterische Saite seines Gemüths. Immer aber knüpfte seine Poesie an die Erfahrungen und Gedanken seines Glaubenslebens an. Ein wehmüthiges Gefühl spricht sich auch jetzt noch in seinen Briefen aus, wenn er auf die Basler Wirksamkeit zurückblickt und die jüngste Gegenwart damit vergleicht. „Damals brannte mein Herz wie jetzt von Gedanken der Zukunft und ernsten Entwürfen. Aber es war noch gar nicht von den großen Schmerzerfahrungen meines Lebens gebeugt, so jugendfrisch und kindlich heiter, daß mich keine Zukunft beunruhigte, kein Rückblick traurig

machte. Ich lebte damals in der Gegenwart, und die Zukunft lockte nur das Streben, die männliche Entschlossenheit, sie zu erobern. Wie ist dieser Flügelschlag erlahmt durch den Schmerz! Denn alle meine Krankheiten rührten von ihm her. Ich sterbe einmal am Gemüthe, denn ich wäre zweimal fast daran gestorben. Jetzt will sich das Flügelpaar, Phantasie und Willenskraft, von neuem heben.. Mein Herr und mein Gott! laß es nicht wieder zerbrochen werden. Damals stand ich auf der Höhe meines Wirkens . . . ich ging meinen Arbeitsweg fast unbewußt, aber Alles gelang, was ich berührte. Jetzt ist es freilich anders. Ich bin durch Schmerz und Krankheit beengter und schwächer geworden und die Genesung hat mich wohl zu einem stillen centralen, kräftigen Wirken im Kleinen (dazu gehört auch meine künftige Stelle) wieder befähigt, aber jenen Höhepunkt habe ich für immer hinter mir." —

Als einen Spiegel dieser Stimmungen führe ich hier ein Lied an, welches er zwar schon etwas früher in Basel gedichtet, aber jetzt als Ausdruck derselben einem Brief beifügte, mit der Ueberschrift

Das Seufzen der Creatur (Röm. 8, 22).

O, liebe Stimmen in den Fluren
Was seufzet ihr aus tiefer Brust?
Sind's alter Schmerzen stille Spuren?
Ist etwa nur gehemmte Lust?
Was weht von euren hohen Gipfeln,
Umfeiert von des Abends Roth,
Ihr Berge nieder in den Wipfeln
Durch die der Sonne Scheiben loht?

Was rauschest stolzer Strom von ferne
Ein tausendjährig Klagelied?
Du funkelst ja wie Gottes Sterne,
Indem dein Wogen weiter zieht.
Und doch so wehmuthsvoll und trauernd,
Als gält es Abschied nehmen nur?
Ja wohl ist keine Freude dauernd,
Und tiefgedrückt der Leiden Spur.

Und du, mein Wald, was soll dein Tönen?
Was zittert denn dein Blättermeer?
Du schlanke Schaar von Riesensöhnen,
Was rafft sich hastig auf dein Heer?

Ach! Klageklang und Trauer flüſtert
Durch eure Reih'n in Berg und Thal.
Iſt's, weil die Nacht euch bald umdüſtert,
Euch fliehend küßt der letzte Strahl?

Ihr Felſen, alte kahle Stirnen,
Was ſchaut ihr nieder doch ſo bleich?
Wollt ihr dem armen Sänger zürnen,
Daß ihr ſo hart und er ſo weich?
Doch nein, es iſt nicht Zornesdrohen,
Auch euch durchbebt geheimer Schmerz,
Und unter dieſer Stirn, der hohen,
Schlägt trauernd auch ein krankes Herz.

Ihr Sterne gar, ihr ſtillen Hüter,
Schaut mich mit feuchten Augen an?
Iſt's, weil der ſtolze Tagsgebieter
Euch einen Hohn hat angethan?
Er iſt hinunter ja, der Lichte,
Und eure ſüße Nacht iſt hier.
In ihrem ernſten Angeſichte
Seid nur die treuen Augen ihr.

Wie raſchelt es im weichen Graſe,
Es bebt mein Herz dem Tone nach!
Sei ruhig Herz; ein armer Haſe
Ward durch dein lautes Träumen wach.
Was fliehſt du mich? was eilt das Leben
Erſchreckt aus meiner Nähe fort?
Was füllt des Vogels Bruſt mit Beben?
Was zittern ſelbſt die Büſche dort?

Ich hab's gefunden, ach, gefunden
Das allgemeine Trauerlied,
Das über meiner Seele Wunden
Durch alle Creaturen zieht.
Ihr leidet mit, ihr weinet Thränen,
In Hauch und Ton, in Farb' und Flucht.
O! welch' ein tiefes krankes Sehnen,
Das neue helle Freiheit ſucht!

Ja wohl! der Sünde düſtres Glühen,
Des Todes feſt gefaßter Spruch,
Das zwingt euch in ein langes Mühen,
Das bannt euch unter harten Fluch.

Drum ſchauet ihr mit Kummermienen
Von allen Seiten her zu mir,
Als wär' ein dunkler Geiſt erſchienen
In eurem freien Reiche hier.

Wohlan, ich darf euch Segen künden,
Der alte Fluch des Todes bricht;
Die finſtern Jammerzeichen ſchwinden,
Es ſtrahlt des Hoffens Morgenlicht.
Es iſt der Gotteshelb gekommen,
Der thronet über alle Welt
Und hat des Todes Macht genommen,
Die alle Lebensluſt vergällt.

So freut euch, kühne Bergesrieſen,
Laßt Jubel durch die Lande gehn.
So weit von euch die Ströme fließen,
Sieht man des Kreuzes Fahne weh'n.
Du alter Rhein, dein mächtig Rauſchen
Dämpf' es am Oſtermorgen mild,
So kannſt du hohen Liedern lauſchen,
Drin Auferſtehungsjubel quillt.

Ihr Bäume hebt mit frohem Stolze
Die kronenreichen Häupter auf,
Es ward an einem dürren Holze
Gehemmt des Todes wilder Lauf.
Der Menſchheit Schmerzen ſind geſtillet,
Der Glaube ruht auf Golgatha,
Wer da ſein Herz mit Frieden füllet,
Dem winket ihr ein fröhlich: Ja!

Ihr Felſenhäupter, grau und trübe,
In eines Felſen dunklem Schooß,
Da ruhte ſanft die ew'ge Liebe
Und rang ſich ſiegend wieder los.
Und bis in eure ſtarren Glieder
Dringt nun des Lebens heil'ge Macht
Und ſingt die himmelsfrohen Lieder
Hinunter in die alte Nacht.

Ihr Sterne wiſcht die naſſen Augen,
Blitzt heiter durch den Weltenraum.
Jetzt mögt ihr erſt zu leuchten taugen,
Dahin iſt längſt der wirre Traum.

Er ist zu euch emporgeflogen,
Der Lebensfürst in Sonnenglanz,
Er hat die Gottheit angezogen
Und strahlt im ew'gen Siegeskranz.

Kommt alle her in frohem Reigen,
Ihr Thiere kommt aus Feld und Wald!
Ihr muntern Sänger auf den Zweigen,
Tönt, daß es durch die Thäler schallt.
Auch zwischen uns ist süßer Frieden,
Euch ist kein Harm von mir gedroht:
Wo Christus lebt und herrscht hienieden,
Da schwindet Neid und Krieg und Tod.

O, daß ich von so fernen Dingen
Noch in des Pilgers Reis'gewand,
Noch muß in lauter Hoffen singen,
Im Sehnen nach dem Friedensland.
Doch ja, ich hab' es schon im Glauben,
Ich stehe drin mit festem Fuß.
Wer wagt es, mir die Welt zu rauben,
Die mir in Jesu werden muß?

Die Unruhe der Umsiedlung ließ ihm freilich für diese Sprache des Gemüths wenig Zeit, denn noch ehe er die Reise nach Berlin antreten konnte und seinen Haushalt in Tübingen völlig aufgelöst hatte, überraschte ihn ein eigenthümlicher Auftrag. Auf Wunsch seines neuen königlichen Herrn und des Prinzen Wasa, der General in österreichischen Diensten war, sollte er die Tochter des Prinzen, die Prinzessin Carola von Wasa für die Einsegnung vorbereiten, um diesen letzten Sproß aus dem Geschlechte Gustav Adolfs dem Bekenntniß der Väter zu erhalten. Dieser Auftrag führte ihn nach Mannheim, wo die Prinzessin bei ihrer, der katholischen Kirche angehörenden Mutter am Hofe der Großherzogin Stephanie sich aufhielt. Hoffmann schlug in dem gastlichen Hause eines alten lieben Freundes, des Fabricant Reihlen sein Quartier auf, verbrachte in Mannheim neben dem Unterricht der Prinzessin von Wasa eine sechswöchentliche Erholungszeit, welcher er, noch immer von wankender Gesundheit niedergehalten, wohl bedurfte. Er schrieb hier die „Elf Jahre in der Mission" wohl zum größten Theil, aber einige heftige Schwindelanfälle machten ihn so besorgt, daß er, mit der kurzen Einleitung: „Mein Krankheitszustand legt mir die Möglich-

keit schnellen Abscheidens nahe" in wenigen Zügen sein Testament aufsetzte, worin er für seine Braut und seine Kinder, so gut er es vermochte, Vorsorge traf, ein Schriftstück, welches sich nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden hat. Es schließt mit den Worten an die Seinigen: „Gottes Segen sei mit Euch allen. Es wird für Euch am Throne der Gnade, wohin durch Christi Blut mein Weg geht, ewig flehen und in dankbarer Liebe und in zärtlicher Angehörigkeit an Euch denken Euer durch Jesum Christum theuer erkaufter Wilhelm Hoffmann.

Mannheim, 15. Juni 1852."

Doch diese gefährlichen Anwandlungen gingen gnädig vorüber, und eine mit den beiden ältesten Söhnen im Juli unternommene mehrwöchentliche Fußreise durch den Schwarzwald that das Uebrige. Leider lassen sich aus der an manchen interessanten Erlebnissen und Beziehungen reichen Mannheimer Episode nähere Mittheilungen nicht machen und muß sich der Verfasser mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen.

In Kornthal, der alten Heimath sammelte sich die lange zerstreut gewesene Familie, wie die Zugvögel, ehe sie ihre große Reise antreten. Das väterliche Haus war nun auch leer geworden, denn im März des Jahres war auch die Stiefmutter Hoffmanns im Alter von 78 Jahren entschlafen. „Ich freue mich", schrieb er darüber im Hinblick auf seinen Auszug, „daß meine tiefste Wurzel im Lande so still von der Hand der ewigen Liebe ausgezogen wurde." Die Gemeinde feierte eben am 25. Juli, dem Jacobitag, den Jahrestag ihrer zahlreichen Anstalten, ein wahres geistliches Volksfest, zu welchem die Leute meilenweit her in die überfüllte Kirche strömten, wo man noch vor wenig Jahren den Vater Hoffmann unter den auf dem freien Kirchplatz an Tischen gelagerten Kindern und unter den Schaaren von Mitfeiernden mit seiner frischen und Freude spendenden Freundlichkeit hatte walten sehen.

„Ich will mit Gottes Hülfe Seelsorger sein, Hirte, und die Verlorenen suchen", schreibt Hoffmann im Rückblick auf diesen Tag. „Es ist eine Wonne, das zu thun und es war mir ein unaussprechlich süßes Siegel dafür, daß ich in Kornthal am 25. Juli, als ich in der Kirche vor einigen Tausenden mit meiner Rede Abschied nahm, nachher Personen sprechen durfte, die mich versicherten, durch meinen Dienst vor zwanzig Jahren aus der Finsterniß zum wahrhaftigen Lichte

gekommen zu sein. Es war ein schöner, ernster Tag. Viele meiner theuersten Freunde waren da. Mein armer kranker Freund H. wurde ohnmächtig durch den Abschied, so nahe war ich seinem Herzen."

Von Kornthal aus wurde die Reise nach Berlin angetreten über Heilbronn und Heidelberg. Auf der schönen Fahrt auf dem Neckar zwischen den Waldbergen des Odenwalds bis Heidelberg gab noch der alte Freund Albert Knapp das Geleite. Hier trennte sich der letzte liebe Württemberger, und Hoffmann mußte es jetzt doppelt fühlen, wie viel Liebe und Freundschaft er hinter sich ließ. — Der Austausch zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte Deutschlands ist schon jetzt in Folge der Wiedergewinnung der deutschen Reichseinheit so viel lebhafter geworden und auf so verschiedene Classen des Volks übertragen, daß man eine Uebersiedlung viel leichter nimmt, als es noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Aber immer wird der Süddeutsche, nicht am wenigsten der Württemberger, schon auf der nach Norden führenden Reise stufenweise gewahr, daß er eine schönere Heimath dahinten lassen muß. Wenn die letzten Höhen des thüringischen Vorlandes schwinden und ihn die tristen und mattfarbigen Flächen der Mark aufnehmen, wird ihm unheimlich zu Muth. Der Eintritt in die große Stadt bringt zunächst eine Reihe von Enttäuschungen. Die Miethswohnungen in palastartigen Häusern sind reich an Eleganz und arm an Behagen, gerade die elementaren Dinge, die man in einfacheren Verhältnissen auf dem Lande oder in kleineren Städten als von selber zufallend genießt, freier Raum, unmittelbarer Verkehr mit der freien Natur, sind hier spärlich zugemessen. Ein Gefühl der Einschränkung und der Unsolidität überkommt den Einwanderer mitten in der schimmernden großstädtischen Pracht. Als Württemberger wie nach seiner Eigenart hatte Hoffmann immer den Drang, sich mit Leuten jeden Standes, mit denen ihn auch nur ihre äußerliche Dienstleistung zusammenführte, in ein gemüthliches Verhältniß zu setzen. Er machte aber schon bei den an sich unerfreulichen Mühen der ersten Einrichtung seine Wahrnehmungen, daß er es hier mit einer andern abgeschliffenen Volksart in der Großstadt zu thun habe, welche dafür viel weniger empfänglich oder allzugeneigt ist, freundliches Entgegenkommen auszubeuten. „Alle die Kleinigkeiten des Lebens, die Andere so kalt und objectiv abmachen, drücken einen Stachel in mein

Herz. Die Unarten der Menschen, der gemeine Eigennutz, dem man begegnet, die freche, anspruchsvolle Begehrlichkeit, mit der man zu kämpfen hat, wenn man mit den arbeitenden Classen sich berührt, thun mir wenigstens im Innersten weh, nicht für mich, sondern für die armen Menschen, denen die edleren Gefühle fehlen, denen die Heiligung aus dem Glauben so fremd ist. Man fühlt sich selbst so unmächtig, möchte so gern den Leuten wohlthun und findet keinen Boden dafür. Ich habe schon so viel gesehen, daß man hier auf Betrug und Unredlichkeit als Regel rechnen muß. Der Fremde natürlich findet die Perlen nicht sogleich heraus." Solche Wahrnehmungen waren ihm schon als künftigem Geistlichen an einer Stadtgemeinde Berlins nicht unbedeutend, er hat aber überhaupt immer gerne mit einfachen Leuten, besonders mit dem Landvolke verkehrt, und wußte ihnen durch eine natürliche Freundlichkeit sonst leicht das Herz abzugewinnen.

Unter den Mühseligkeiten der ersten Eingewöhnung und dem vorherrschenden Gefühl der Fremdheit wirkte herzlich entgegenkommende Freundschaft und Hülfsbereitschaft nur um so wohlthuender, wie sie ihm und seiner Familie besonders von dem Hause des befreundeten Collegen Strauß schon in jenen ersten Wochen in der liebenswürdigsten Weise zu Theil wurde. Ende September schloß Hoffmann auf dem Stammgute des Grafen Emil Kanitz in Podangen in Ostpreußen den Ehebund, und nun erst nach seiner Rückkehr begann ein befriedigtes Leben häuslichen Glücks und neu erwachender Arbeitsfreudigkeit, um so mehr als bei der edlen und hingebenden Selbstlosigkeit und dem wahrhaft christlichen Adel der neuen Mutter des Familienkreises die Glieder desselben schnell zusammenwuchsen, als wenn sie immer zusammengehört hätten.

Bald wurde die Familie auch durch gemeinsames Leid verbunden und der fremde Boden zu einem heimathlichen, als das erste Glied derselben darin eingesenkt wurde. Im Spätherbst des Jahres wurden mehrere Kinder von einem sehr bösartigen Scharlachfieber ergriffen, und noch ehe das Jahr 1852 sein Ende erreicht hatte, mußte Hoffmann seinen Liebling, das ihm gebliebene Töchterchen seiner letzt entschlafenen Gattin nach kurzer Krankheit dahingeben. Der Abschied von dem einzigen Pfand jener kurzen glücklichen Zeit wurde ihm sehr schwer. Eine erste Begräbnißfeier

nach großstädtischer Art, das Rollen der Trauerwagen an endlosen Eisenfabriken und Kasernen vorbei durch eine sich drängende unbetheiligte Menge hatte nichts Versöhnendes, aber die herzliche Theilnahme der Collegen brachte mit diesen noch näher zusammen.

Die Amtsarbeit war mäßig, so lange Hoffmann nur eben das Amt als Hof- und Domprediger zu versehen hatte, und es war gut, daß es so war, denn jetzt befestigte sich schrittweise die lang und tief erschütterte Gesundheit, ehe er mit voller Anspannung der Kräfte in eine mehr als zwanzigjährige umfassende Thätigkeit wieder eintrat. Im Frühsommer 1853 reiste er noch einmal nach Homburg, aber schon konnte er in der Sehnsucht nach dem glücklichen Heim, im Drang nach Arbeit und bei der Fülle von Entwürfen die passive Eintönigkeit des Badelebens, das aufgezwungene Vegetiren fast nicht mehr ertragen. Seine Briefe athmen neue Kraft. Von der Reise schreibt er: „Am Morgen bestiegen wir die Wartburg, ein herrlicher Gang durch frühlingsfrische Wälder, ein himmlischer Blick von oben über die Thüringischen Waldhügel und im Geiste hinein in Luthers ernst fröhliches Gemüth, in welchem damals die ganze Zukunft der Kirche ihren gewaltigen Flügelschlag hob“ — um so weniger befriedigt dagegen von dem Badeaufenthalt: „Unser Leben ist sehr einförmig, Trinken, Gehen, Lesen, Baden, Essen, wieder Gehen, Lesen, Schlafen — das ist der Gang des Tages. Interessante Menschen greifen nicht herein. Die meisten sind überglücklich in ihrem Badeleben, ein Beweis, wie langweilig ihr Leben zu Hause sein muß. — Dieses Badeleben ist ein niedriges Leben. Man wird so ganz vegetativ, verliert, weil man nichts thun darf, den Schwung, und schleicht so träge umher.“

Nach einem einsamen Waldspaziergang am Sonntag läßt er einen tieferen Blick thun in sein inneres Erleben. „Wie vieles ging durch meine Seele auf dem Spaziergang in den jetzt nicht vom Gedränge der Kurgäste gefüllten Anlagen. Ich durchlief meine reiche, selige, schmerzvolle Vergangenheit, ich verkehrte mit vollendeten Geistern und versank zuletzt in tiefe Anbetung der unendlichen Barmherzigkeit, die der Herr an mir, seinem unwürdigsten Kinde und Diener, geoffenbart hat. Ich dankte und pries Ihn, der solche Wunder auf mein an sich so armes Leben häufte, ich gelobte mich Ihm aufs Neue zum ausschließlichen Eigenthum und in seinen

heiligen Dienst . . Aber ach! wie viel Irdisches fand ich wieder in meinem Gemüthe, wie viele eitle Sorgen und Pläne! Es bedarf doch immer neuer Gnadenkräfte, daß ich nicht am Vergänglichen haften bleibe, sondern wahrhaft lebe im Ewigen. Wie elend wäre mein Leben ohne den Heiland meiner Seele, wie unbefriedigend wäre selbst unser Herzensbund, wenn Er nicht oft unbewußt, oft auch bewußt der Mittelpunkt, die Kraft desselben wäre! . . Ich sah eben im Heimkehren den armen lahmen N. an mir vorüberfahren und sagte mir: wer weiß, ob deine Nerven nicht auch noch so schwach und krank werden wie die dieses Mannes? und dann mußte ich aufseufzen zum Herrn um festes Geschlossensein an und in Ihn, denn dieser arme Kranke leidet noch mehr als durch seine Lähmung, er leidet an Glaubensschwäche, Zweifel, Entmuthigung."

So nahe der alten Heimath konnte er nicht umhin, sie zu begrüßen. In Heidelberg brachte er mit Winter, Ullmann, Schenkel, Schöberlein, Plitt, Sabel einen vergnügten Abend zu und sprach in Württemberg bei Barth ein, welcher ihm das beste Zeugniß mit dem Wort gab: „Hoffmann ist noch ganz der Alte", woran er schon gezweifelt haben mochte, denn kurz zuvor, als er auf mehrere Briefe keine Antwort erhalten, schrieb er in seiner gröblich-freundschaftlichen Manier und excitirte den Freund zuletzt damit, daß er ihm in kurzen Zwischenräumen leere Couverts mit der Adresse von seiner wohlbekannten Hand zugehen ließ, bis er eine Antwort erhielt.

Da das Zurücktreten des freundschaftlichen Briefverkehrs, über welches Hoffmanns Württemberger Freunde klagten, auch für diese Biographie sich sehr fühlbar gemacht hat, wollte ich es hier nicht unerwähnt lassen.

Das Jahr 1853 brachte nicht lange vor der Reise nach Homburg Hoffmanns Berufung zum Oberconsistorialrath und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths und gleichzeitig zum Generalsuperintendenten der Kurmark, als welcher er auch Mitglied des brandenburgischen Consistoriums war. Damit war er hineingestellt in die umfassende Mitarbeit an der Leitung der evangelischen Landeskirche Preußens. Barth schrieb: „Gratulire zum Oberkirchenrath und danke Gott, daß ich überhaupt kein Rad an einem Wagen bin, sondern selber fahren kann, wenn auch nur mit einem Schubkarren." —

Wie Hoffmann nicht nur zu einem Rad am Wagen, sondern auch zu einem kräftig wirkenden Triebrade in der Entwicklung und den Kämpfen der preußischen Landeskirche in seiner neuen Stellung geworden ist, will die folgende Darstellung seiner Mitarbeit am Bau der Kirche zu schildern versuchen, nachdem sein persönliches Leben bis zum Antritt seines Amtes in der Kirchenleitung in kurzen Zügen verfolgt ist.

Die Arbeit am Bau der Kirche.

Einem Manne, der jede neue Aufgabe mit Muth und Frische anzufassen gewohnt war, den das Neue und Unbekannte nur antrieb, seine Energie zur Bewältigung desselben zu entfalten, der während seiner langjährigen Missionsleitung seine praktische Tüchtigkeit erprobt und auch eine bedeutende Kenntniß der Personen und Verhältnisse der deutschen evangelischen Kirche sich erworben hatte, bot der Eintritt in die Mitarbeit an der Leitung der größten evangelischen Landeskirche Deutschlands manche ermuthigende Aussichten dar. Der edle König an der Spitze, der, wie kein zweiter in deutschen Landen, seinen Geist und sein Herz der Fürsorge für die Kirche zuwandte, eine Reihe von hervorragenden Männern der Kirche und Wissenschaft, wie Nitzsch, Twesten, Richter und Stahl und seine ihm bereits so theuer gewordenen bewährten Collegen Snethlage und Strauß als Mitarbeiter zur Seite, die in jener Zeit sich mehrenden Zeichen eines Erwachens des religiösen Lebens in den Gemeinden, dieß Alles konnte ihn wohl hoffen lassen, daß auch hier, wie einst in andrer Art in Basel, ihm ein Feld des Wirkens beschieden sein möchte, dem die Früchte nicht fehlten. Aber auch Stellung und Aufgabe der selbst noch neuen obersten preußischen Kirchenbehörde waren schwierig genug. Die Gründung des Oberkirchenraths war das Einzige was von kirchlicher Neuschöpfung, von der längst geplanten selbständigen und in sich verfaßten Kirche vorläufig vorhanden war. Vor ihr lagen alle die Aufgaben ungelöst, welche zuletzt noch die Generalsynode von 1846 hatte in die Hand nehmen sollen, deren Resultate aber in den Wirbeln der Revolution von 1848 untergegangen waren. — Ja, nicht nur dieß. Auch das, was längst gegründet war, drohte wieder aus den Fugen zu gehen. Der Streit zwischen Union und Confession war durch die politischen Stürme eine Zeit lang erstickt worden, aber nach denselben nur um so üppiger emporgewuchert.

Die Geschichte dieses Streites gehört nicht zu dem Erfreulichsten und Fruchtbarsten, was die preußische Landeskirche aufzuweisen hat, aber er hat nun einmal alle kirchlichen Bewegungen der letzten Jahrzehnte so wesentlich mit beeinflußt und tingirt, daß ich auch auf die Gefahr, für Viele Bekanntes zu wiederholen, zur Orientirung die Geschichte seines Ursprungs kurz wiederholen muß.

Die Union der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen war im Jahre 1817 von dem Könige Friedrich Wilhelm III. mit Berufung auf die anbahnenden Unionsbestrebungen einer Reihe seiner fürstlichen Vorgänger durch die Erklärung vom 27. September ins Leben gerufen. Eine Vereinigung sollte sie sein, bei welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen übergeht und diese nicht zu jener, sondern beide eine neu belebte, evangelische christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden. Diese Vereinigung sollte in der Gemeinsamkeit der kirchlichen Leitung, der Verfassung und des Cultus sich vollziehen, der Anschluß an dieselbe der freien Entschließung der Gemeinden anheim gegeben sein. „Denn," sagt der königliche Erlaß, „diese Union hat nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigung der Herzen, nach ächt biblischen Grundsätzen, ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat." Diese edle, des frommen Königs würdige, bei ihm am wenigsten aus religiösem Indifferentismus erwachsene Idee fand im großen Ganzen offene und begeisterte Aufnahme oder doch eine passive Bereitwilligkeit in allen Theilen der evangelischen Kirche. Nur eine unbeträchtliche Zahl von Gemeinden schloß sich von der Union aus.

Als aber die obligatorische Einführung einer allgemeinen Kirchenagende nachfolgte, erwachte der Widerstand der Lutheraner, welcher sich besonders gegen den Abendmahlritus der Agende kehrte, in welchem durch eine lediglich die Einsetzungsworte Christi referirende Spendungsform auf die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner bei dieser Feier Rücksicht genommen war. Es wurde verhängnißvoll, daß hier die bureaukratische Tradition der Staatsgewalt durchschlug, und die Gewissens halber die Annahme Weigernden in Schlesien mit polizeilicher Gewalt gemaßregelt wurden. Eine Kabinetsordre von 1834 hob aufs Neue hervor, deutlicher noch als die erste Erklärung, daß der Beitritt zur Union kein Auf-

geben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeuten solle und die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt haben, durch sie nicht aufgehoben worden sei. Durch den Beitritt zu ihr werde nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen. Der Beitritt zur Union bleibe nach wie vor Sache des freien Entschlusses und es sei eine irrige Meinung, daß an die Einführung der erneuerten Agende auch der Beitritt zur Union geknüpft sei oder indirect durch sie bewirkt werde. Auch in nicht unirten Kirchen müsse der Gebrauch der Landesagende unter den für jede Provinz zugelassenen Modificationen stattfinden, am wenigsten aber, weil es am unchristlichsten sein würde, dürfe gestattet werden, daß die Feinde der Union, im Gegensatz zu derselben, als eine besondere Religionsgesellschaft sich constituiren.

Die Unbilligkeit der letzteren Bestimmung konnte nur dazu dienen, den Riß zu erweitern. Die protestirenden Lutheraner constituirten sich trotz des Verbots, und als Friedrich Wilhelm IV. durch die Generalconcession von 1845 ihnen das Recht gesonderter kirchlicher Existenz zugestand, hatte die antiunionistische Bewegung schon weit um sich gegriffen und umfangreiche und einflußreiche Kreise innerhalb der Landeskirche erfaßt. War der Einführung der Union eine vorherrschende Gleichgültigkeit und Unbestimmtheit im religiösen Leben jener Zeit erleichternd zu gut gekommen, so machte jetzt das erwachende lutherisch-kirchliche Bewußtsein auch innerhalb derselben gegen sie Front. König Friedrich Wilhelm IV. berief zur selbständigen Gestaltung der Kirche 1846 eine Generalsynode aus Geistlichen und Laien nach Berlin, und diese schien berufen, auch in der Unionsfrage zur Verständigung zu führen. Aber der von Nitzsch betretene fruchtbare Weg, sich einmal ernstlich des gemeinsamen Glaubensinhalts beider Confessionen bewußt zu werden, wurde nicht verfolgt, und überhaupt, da bald darauf der ganze mächtige Staatsbau in seinen Fugen krachte, der Bau der Kirche vorläufig vergessen. In den fünfziger Jahren, der sogenannten Reactionszeit, sammelten sich erst wieder kräftig die staatserhaltenden Elemente, und man griff, überall nach festem, sicherem Halt suchend, auch nach dem verlorenen, streng kirchlichen und confessionellen

Boden nur um so mehr zurück. Es entstand oder befestigte sich jetzt noch mehr jene Verbindung zwischen streng conservativen Anschauungen im politischen und vorwiegend confessionellen im kirchlichen Gebiete. Die Evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg, seit den vierziger Jahren mehr und mehr diesem Zuge folgend und dann ihm vorangehend, vertrat diese Anschauungen mit großem Nachdruck und Einfluß auf die Geistlichen. — Alle hauptsächlichen Partheigegensätze in der Kirche orientirten sich an der Unionsfrage, die Schüler Schleiermachers, indem sie die Union als eine Neutralisirung der kirchlichen Bekenntnisse verstanden und auf Verwirklichung einer synodalen Kirchenverfassung hindrängten, mit möglichst breiter Grundlage in der Mitwirkung der Gemeinden, die Vertreter der Union in positiverem Sinne, indem sie, der Stiftung derselben gemäß, auf der Ueberzeugung fußten, daß das Fundamentale des evangelischen Glaubens eben das Gemeinsame der beiden Confessionen sei, die Differenzen beider mehr nur der theologischen Ausgestaltung, nicht der Substanz angehörten, die Confessionellen, indem sie, auf die verschiedene Ausdeutung der Union hinweisend, diese als die Ursache aller Verwirrung anklagten und sie als eine unberechtigte Abschwächung des lutherischen Bekenntnisses zu beseitigen oder doch überall, wo sie zur praktischen Geltung kommen wollte, unwirksam zu machen trachteten.

Es erhellt, daß nicht nur einzelne Differenzpunkte die Streitenden trennten, sondern daß es tiefer greifende Verschiedenheiten kirchlicher Denkweise besonders hinsichtlich der Stellung zu den reformatorischen Bekenntnissen waren, welche sich in diesen Partheien aussprachen, und wir fassen dabei zunächst eben nur diejenigen beiden, die conservative Union und die confessionelle Richtung ins Auge, welche damals um die Herrschaft kämpften. Wäre es nur das treue Festhalten am lutherischen Bekenntniß gewesen, welches von dem Thatbestand der Union unbefriedigt denen gegenüber stand, welchen gerade diese Vereinigung ein theures Gut war, so hätte der Streit mit den späteren Zugeständnissen der lutherischen liturgischen Formen hinsichtlich des Abendmahls im Wesentlichen müssen geschlichtet sein. Der Gegensatz wiederholte sich aber zwischen denselben Lagern in allen allgemeinen kirchlichen Fragen, bei der Ehescheidungsfrage, bei der Einführung synodaler Elemente in die Kirchenverfassung und Anderem, weil er eben ein allgemeinerer war.

Auf der einen Seite trat ein Bestreben hervor, sich mit dem Bekenntniß wie mit einer wohlgefügten, keine Spalte offen lassenden Waffenrüstung zu umgeben, den ausgeprägten Glaubensinhalt der Symbole als eine Norm im Ganzen und Einzelnen festzuhalten, eine feste, klare, unverrückbare Position allen auflösenden Tendenzen gegenüber auf diese Weise zu behaupten. In diesen Spuren ging die Ausgestaltung der confessionellen Richtung aber in manchen ihrer bedeutendsten Führer nach verschiedenen Seiten, im Begriff von Kirche und Amt, in der Lehre von den Sacramenten über die reformatorischen Grundsätze hinaus, oder vielmehr hinter dieselben in katholisirende Anschauungen zurück.

Auf der anderen Seite, wo man den Unterschied zwischen der fundamentalen Glaubenssubstanz und der theologischen Ausprägung auch in den Symbolen anerkannte, betonte man um so mehr, daß die eigentlichen Centrallehren des Evangeliums und deren reformatorischer Mittelpunkt, die Rechtfertigung des sündigen Menschen allein durch den Glauben an Jesum Christum, Regel und Norm bilden, an welche aller unveräußerliche Inhalt des Glaubens sich nach innerer Nothwendigkeit anschließt, daß auf diesem gemeinsamen Boden die lutherische und reformirte Kirche berufen seien, sich die Hände zu reichen, wie denn auch die Ergänzung der Einrichtungen der lutherischen Kirche durch die synodale Verfassung der reformirten vorzugsweise von den Vertheidigern der Union angestrebt wurde.

Dem Oberkirchenrath war die Aufgabe zugefallen, die Union durch die Wogen des heftigen, um ihre Berechtigung entstandenen Kampfes hindurchzusteuern. Eine Reihe hervorragender und führender Männer der theologischen Wissenschaft stand auf dieser Seite. In der Geistlichkeit und unter den Gemeinden waren aber durch alle östlichen Provinzen Unionsfreunde und Confessionelle gemischt, letztere in wachsender Sammlung und rühriger Vereinigung begriffen. In den Provinzialkirchenbehörden war das confessionelle Element stark wo nicht vorwiegend vertreten, im Oberkirchenrath selbst hatte es an Stahl seinen an parlamentarischer Gewandtheit unbestritten überlegenen Anwalt. Der Minister des Cultus, v. Raumer, stand fest auf dieser Seite und fand unter den vertrautesten Freunden und Rathgebern des Königs die wirksamste Unterstützung, wie er selbst an Hengstenberg in kirchlichen Dingen wohl seinen einflußreichsten Beirath hatte. — Der König würde wohl eine Auflösung

der von seinem Vater gestifteten Union nie haben zugeben können, aber wenn ihm das Recht der Lutheraner als ein gekränktes dargestellt wurde, konnte er ihre Sache zu der seinigen machen. Seine aus der altchristlichen Zeit geschöpften kirchlichen Ideen und Ideale boten Anklänge an manche Bestrebungen der Lutheraner, und solchen Anklängen folgte er gern, während ihm die edel gemeinten und viel versprechenden kirchlichen Anbahnungen vor 1848 wie die politischen durch die Revolutionskatastrophe bitter vergällt waren.

In der Zeit, als Hoffmann nach Berlin berufen wurde, war eben durch eine Cabinetsordre vom 6. März 1852 der confessionellen Richtung hinsichtlich der praktischen Anwendung der Union im kirchenregimentlichen Verfahren eine Concession gemacht worden, welche die Freunde der Union mit gerechten Besorgnissen erfüllte. Vorzugsweise stieß man sich an der Bestimmung: „der Evangelische Oberkirchenrath besteht aus Mitgliedern beider Confessionen", sofern darin der Grundsatz aufgestellt schien, daß nur die ausgesprochenermaßen ausschließlich dem lutherischen oder ausschließlich dem reformirten Bekenntniß zugethanen Evangelischen eine Stelle im Kirchenregimente haben sollten, eine Bestimmung, deren Consequenzen dann folgerichtig durch alle Stufen bis in die Gemeinden hinein sich fortpflanzen mußten. Ein drittes, nämlich eine auf dem Gemeinsamen beider Confessionen ruhende evangelische Ueberzeugung, war demnach nicht berechtigt, in der preußischen Landeskirche eine gleichwerthige Stelle zu haben — Dem entsprechend war für alle Fragen, deren Entscheidung aus dem lutherischen oder reformirten Bekenntniß geschöpft werden müsse, eine gesonderte Berathung der Vertreter dieses Bekenntnisses im Kirchenregiment, die dem gemeinsamen Beschluß als Grundlage dienen sollte, angeordnet, desgleichen folgerichtig in den Provinzialbehörden. Jenes Dritte aber, reine Unionsgemeinden, die erklärten, nur auf dem Uebereinstimmenden beider Confessionen zu stehen, war vorhanden und hatte sich innerhalb dreißig Jahren mehr und mehr ausgebreitet, und so hervorragende Theologen wie Nitzsch vertraten diesen Standpunkt. Wenn die Union aussprechen sollte, daß es gar nicht zulässig sei, innerhalb derselben sich eben auf das was einigt zu stellen, so hatte sie sich ja selber im Princip aufgehoben, und ihre fernere Festhaltung konnte nur noch den Sinn haben, daß man sie vorläufig noch nicht abschaffen könne, weil sie nun einmal da sei. Die künstliche

Einrichtung, daß die Kirchenbehörde statt ein Salz zu bilden, sich beständig wieder in ihre geistigen Elemente zerlegen sollte, war aus dem Mißtrauen hervorgegangen, daß weder Lutheraner das reformirte noch Reformirte das lutherische Bekenntniß würden zu würdigen wissen. Und wie konnte dieser Grundsatz ausgebeutet werden von einer Ansicht aus, welcher alle praktischen Fragen der Kirche mit dem specifischen Bekenntniß zusammenhingen!

Die Union war zur Schaale geworden mit zwei Kernen, der große war geneigt, den kleinen neben sich verkümmern zu lassen und sie dann zu sprengen, — und die Folgen ließen sich bald merken.

„Einem Unbefangenen", schreibt Hoffmann, „der im Jahre 1853 in diese Kreise eintrat, indem er Mitglied des Oberkirchenraths und eines Provinzial-Consistoriums wurde, konnte es nicht entgehen, daß, wenn es in dieser Weise fortginge, die Union bald nur ein inhaltsleerer Name sei und ein dem Wesen der Reformation und des deutschen Volks so gemäßer edler Gedanke in der größten deutschen Landeskirche in das Nichts zurücksinken und dann doch die Confessionen als nach allen Seiten durchbrochene oder vernichtete zurücklassen würde." (Deutschland 1872, Seite 87.)

Die Befürchtungen und Stimmungen, welche sich an jenen königlichen Erlaß in Kirchensachen hefteten, sind in mehr als einer Hinsicht bezeichnend für die damalige kirchliche Situation. Man nahm denselben unirterseits so ungünstig auf und legte ihn so bedenklich aus, weil man die lutherische Parthei in der Umgebung des Königs als Urheber ansah.

Die verschiedenen Anschauungen in der Kirche wirkten eben nur maßgebend, sofern sie durch Rathgeber des Königs an entscheidender Stelle sich Geltung verschaffen konnten. Durch Königliche Erlasse wurden die Entscheidungen gefällt. Es war zwar in der neuen Staats-Verfassung die Selbständigkeit der Kirche und die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten ausgesprochen und damit auch die Nothwendigkeit einer Verfassung derselben, aber die ersten Anfänge dazu vom Jahre 1850, die freiwillige Einführung einer kirchlichen Gemeindeordnung, die Einsetzung von Gemeindekirchenräthen mit beschränkten Befugnissen war fast in ganzen Provinzen unterblieben. Der Ausbau einer synodalen Verfassung wurde vom Cultusminister mit Mißgunst und auch vom König unter dem Eindruck der Erfahrungen auf politischem Gebiet mit Mißtrauen ange-

sehen. Aber daß die Kirche bei allen Fragen, welche damals dieselbe bewegten, keinen Mund hatte, daß dieselben lediglich von oben herab entschieden wurden, wie es denn gar nicht anders möglich war, vermehrte die Schwierigkeit des Verstehens und hemmte das Zutrauen. Kirchenzeitungen und Vereine wurden die ausschließlichen Organe der öffentlichen kirchlichen Meinung, verschärften den Partheigeist und erzeugten jenen Krieg der Meinungen und Stimmungen, der sich zähe von einem Kampfgebiet zum andern fortschleppte, nirgends zu einer Entscheidung oder einem fruchtbaren Frieden es kommen ließ.

Unter solchen Verhältnissen schien es, als wollte die oberste Kirchenbehörde, selbst dem allseitigen Druck nachgebend, den ihr durch Geschichte und kirchlichen Thatbestand gewiesenen Weg verlassen und dazu mithelfen, daß die kirchliche Vereinigung wieder in ihre Hälften auseinanderklaffte.

Hoffmann trat mitten in diese Bewegung hinein. Schon als Missionsinspector in Basel hatte er Veranlassung gehabt, die Stellung der Basler Mission gegenüber den Angriffen der confessionellen Missionsfreunde, die besonders in Baiern auftraten, zu vertheidigen. Doch war ihm sowohl als Württemberger wie auch nach seiner ganzen Geistesart und Entwicklung aus den Kreisen der württembergischen „Gläubigen" heraus, deren Wurzel sie nie verläugnete, ein Partheikampf wie der, an welchem er jetzt thätigen Antheil zu nehmen hatte, etwas innerlich Neues und Fremdes. Wenn auch im Norden Deutschlands eine Reihe der kräftigsten Träger der confessionellen Bewegung aus jenen Kreisen neu erwachenden evangelischen Glaubenslebens und inniger Liebesgemeinschaft hervorgegangen waren, in welchen man nach dem Unterschied der Reformirten und Lutheraner gar nicht fragte, wenn Viele der nachher strengsten Lutheraner den ersten Weckruf aus dem Munde reformirter Prediger vernommen hatten, und erst später zu ihrem kirchlich markirten Standpunkt weitergegangen waren, so war in Württemberg der sogenannte Pietismus im Wesentlichen immer bei diesem Sinn geblieben, und die Tendenz, auch da wo man im Fundament einig war, seine Stärke und Sicherung in der genauen Absteckung der Grenzlinien des Bekenntnisses nach allen Seiten zu suchen, war ihm fremd. Die Landeskirche hegte, unbeschadet ihres vorwiegend lutherischen Gepräges, gläubige Elemente in ihrer Mitte, welche

in manchen Stücken ihre besonderen Lehren fortpflanzten wie z. B. die Michelianer, ohne daß dieß je zu symbolischen Auseinandersetzungen geführt hätte. Die Klarheit der christlichen Ueberzeugung brauchte darum nicht geringer zu sein, aber das Bedürfniß war nicht eben so vorhanden, diese nach allen Seiten symbolisch, liturgisch, rechtlich ausgeprägt zu sehen. Diese Weitherzigkeit hatte in Kornthal, der Gründung von Hoffmanns Vater, ihre besondere Heimath gehabt, dem Sohne hatte sie sich in dem weiten Arbeitsfeld der Mission erst recht bewährt.

Es ergab sich damit von selbst, welche Stellung er einnehmen würde innerhalb der Kirchenregierung, welche damals für den angefochtenen, rechtlichen und thatsächlichen Bestand der Union einzutreten hatte, oder sie mußte begraben helfen. Damit war er auch unfehlbar hineingezogen in die Partheibeurtheilung und galt fortan mit Recht, je kräftiger sich sein Mitwirken geltend machte, als einer der leitenden Männer für die Aufrechthaltung und Ausgestaltung der Union, mußte es aber auch in seinem Theil wie Andere hüben und drüben erfahren, daß bei tiefgehender partheimäßiger Zerklüftung die einzelne Persönlichkeit in ihrem organischen Wirken sich beschränkt sieht, sobald sie in diesem Proceß verarbeitet ist. Alles ihr Thun und Lassen wirkt fortan nicht an und für sich, sondern ist je nach der partheimäßigen Haltung mit einer Anziehungs- oder Abstoßungskraft behaftet. Bei dem Umfang der größten evangelischen Landeskirche werfen natürlich die bewegten Massen auch schwerere Wellen, es verliert sich in der Gesammtwirkung der sich bekämpfenden Strömungen die ausgleichende, versöhnende, geistig vermittelnde Wirkung der lebendigen Persönlichkeit, und die Partheien, wenn sie auch geistige Ziele vertreten, gehen oft gegeneinander an wie mechanische Kräfte, die schon, weil sie da sind, sich fortwährend behaupten müssen. Gewiß ist dieß eine der eigenthümlichen Gefahren eines so großen kirchlichen Ganzen, die ihren Rückschlag auf die Personen übt, und wie sich eine kräftige Persönlichkeit demgegenüber selbst behauptet, ist nicht minder geeignet, sie zu charakterisiren, als die Richtung, welche sie unter anderen Richtungen einhält.

Ein Brief, den Hoffmann Anfangs des Jahres 1854 an seine schwäbischen Freunde richtete, giebt in seiner unbefangenen Aussprache

den besten Einblick, wie er seine Stellung und Aufgabe damals selbst beurtheilte.

„. . . Mein Muth ist oft sehr niedergedrückt, wenn ich die traurige Zerklüftung und das Partheiwesen anschaue, wie es hier herrscht. Die Parthei, welche durch die Kreuzzeitung vertreten wird, die auch in der Nähe des Königs sehr stark vertreten ist, will den Staat durch corporatives Leben fester und neu gründen, sie hebt daher alte Formen und Anschauungen mit Vorliebe hervor, knüpft damit an Neigungen des Königs an, zieht in diesen Kreis auch die Confession so hinein, daß sie sich zwar hütet, die Union zu verwerfen, weil auch diese in der Pietät des Königs eine Wurzel hat, aber eigentlich doch alle ihre Wirkungen zu beseitigen strebt, und alles darauf hinausführt, daß Einzelne und Gemeinden entweder lutherisch oder reformirt sein sollen, so daß die rein Unirten als dritte Confession dastehen. Hierhin streben die lutherischen Vereine in den östlichen Provinzen, in dieser Richtung hat man seit 1848, weil man immer die Confessionellen als die Treuen bezeichnete, die Consistorien in mehreren Provinzen besetzt, diese Ansicht vertritt Hengstenbergs Zeitung, für sie kämpfen Stahl, Dr. v. Gerlach u. A. und ihr gehört der Cultusminister Raumer an. Sie hat auch der König in einer Ordre vom 6. März 1852 zur berechtigten gemacht.† Dagegen steht eine ungläubige Mehrheit auf Seiten der Union, aber ohne Bekenntnisse, rein individualistisch und nach der reformirten Kirchenverfassung hinstrebend. Hierhin halten sich die meisten politisch Liberalen. Zwischen innen befinde ich mich mit der Majorität des Ev. Ober-Kirchenraths. Natürlich müssen wir die vom König gegebene Basis anerkennen, aber unsere Absicht ist, die Sacramentsgemeinschaft der Confessionen, nicht blos ihre äußerliche Zusammenfassung unter Einem Kirchenregiment zu erhalten, um, wenn einst die jetzige einseitig lutherische Strömung vorüber ist, auch wieder dem wahren Zusammenfließen der Herzen Raum zu lassen. Denn so verfrüht, so mißverständlich auch die Union von 1817 war, so verkehrt sie behandelt wurde, ihr Grundgedanke war doch richtig, nothwendig, ächt christlich, daß nicht jede Differenz der theologischen Ansicht auch ihren Ausdruck in Cultus und Kirchenleben finden muß, und daß die fraglichen Differenzen nur theologische sind. — In diesen Sachen nun giebt es sehr viel im Einzelnen zu debattiren und zu kämpfen. Ich bin kein Parthei-

mann und will es nicht sein. Ich wäre sogleich confessionell, wenn man mich überzeugen könnte, daß das Seelenheil des Einzelnen und das Wohl der Kirche dabei sicherer berathen wäre. — Da ich aber im Gegentheil weiß, daß die Vertiefung in die Gemeinschaft mit dem Herrn in dem Maaße abnimmt, in welchem die Werthschätzung der Differenzen wächst, daß der Zank und die Bitterkeit sich unausbleiblich an diese Confessionssucht anhängen und daß die Kirche wieder wie ehemals unterliegen muß, wenn sie sich Angesichts ihrer Feinde, des Pabstes und Unglaubens, der Secten und Rotten, innerlich befehdet, so stimme ich so lange für die Union, als es noch möglich ist, halte aber diese allerdings nicht für das letzte und einzige Mittel des Heils, sondern das Leben in Gott durch Christum, sei es nun so oder so gefärbt. Das aber ist hier verächtlicher Subjectivismus. Die Leute wollen objectiv sein, als ob am jüngsten Tage nicht nach dem Subjecte allein gefragt würde, oder als ob es etwas Objectiveres geben könnte, als wenn wir nicht selbst leben, sondern Christus in uns."

Da Hoffmann so sehr für einen hauptsächlichen Vorkämpfer der Union galt, daß Viele ihn sogar nur aus diesem Gesichtspunkt angesehen und beurtheilt haben, erscheint es unumgänglich, ihn an dieser Stelle über seine Anschauung ausführlicher zu Worte kommen zu lassen und mögen hier zunächst einige Worte stehen aus seiner Predigt „über die Einheit des Geistes in Christo", mit welcher er im September 1853 den Kirchentag in Berlin eröffnete, im Hinweis auf den Hauptgegenstand jener Versammlung: „Die Augsburgische Confession als Grundsymbol der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands."

„In Zeiten, da der Streit entbrennt um Glaubensfragen und Bekenntnisse, da man ängstlich festhält an dem Erbe der Väter und seine Antastung fürchtet, da geschieht es so sehr leicht, daß die Einheit des Wortes nicht der göttlichen, sondern der menschlichen Formel dienen muß statt der Einheit des Geistes, daß man im Reden und äußerlichen Gestalten, statt im innerlichen Haben und Genießen, seinen Hort sucht. Wie viele in unseren Tagen schauen unverwandt die Bollwerke an und die Burgen, hinter denen die römische Kirche sich verschanzt hält, und meinen, wir hätten nichts Dringenderes zu thun, als gleiche Werke aufzuthürmen, statt als Gideons Heer das Schwert im offenen Felde zu führen. Und da

meint man, zu einem echten Bau mit Wällen und Gräben, mit Schanzen und Thürmen könne es nimmermehr kommen, wenn nicht alle Steine gleich seien in Stoff und Gestalt, und fängt, statt auch nur diese Festung zu bauen, erst an über die Zubereitung der Bausteine zu streiten, daß es nicht einmal zum Bauen kommt, oder man thut sich zusammen und baut nach eigener Einsicht sein besonderes kleines Schanzwerk, unbekümmert um das Ganze. Das zeugt nicht vom Frieden Gottes in Christo Jesu. Denn wo dieser waltet, da weitet sich das Herz aus für Alle, die ihn haben, und aus solchen Herzen, die in ihm eins sind, reiht sich und schließt sich mauerfest die unüberwindliche Schlachtlinie, an deren Glaubensschildern die feurigen Pfeile des Bösewichts abprallen, und welcher im offenen Felde entgegenzutreten die Freischaaren des Unglaubens und schwärmerisch-kranken Sinnes eben so sehr sich fürchten, wie die an Einbauung zwischen ihren Mauerwällen gewohnten Kämpfer der andern Kirche.

Wundert euch nicht, meine Brüder, daß Christus noch so wenig Gestalt gewonnen hat in einer großen, Völker umfassenden Gemeinschaft, die Durchdringung und Verklärung derselben bedarf der Jahrtausende, und nur ein Zerrbild von dem Herrn, nicht das reine, schöne Abbild kann in raschen Zügen sich gestalten. Aber wo das schlagende Herz ist, wo der Geist seine Heimath in Christo, dem andern Adam erkennt, wo Lebensströme gehen und in ferne Glieder und Gefäße den Reiz des Lebens treiben, da ist doch das werdende Leben, und wer dieses in Einem Gebilde abschließen will, der hat noch nicht geahnt, geschweige denn verstanden, um was es sich im Christenthum handelt. Nicht einen Leichnam, nicht ein im halbtodten Schlummer hinträumendes Dasein, sondern volles, ganzes, reges, allseitiges Leben, nicht da und dort in einem vereinzelten Pünktchen, sondern verbreitet durch die Menschheit will die Offenbarung Gottes in dem Sohne schaffen, eine durch die Jahrtausende gehende, innerlich zum vollkommenen Maaße des Alters Christi heranwachsende Gemeinde, eine zahllose triumphirende Kirche im Himmel ist der Bestand dieses Leibes, dieses Einen Geistes, angeschaut im Lichte des Einen Berufs. Es ist ein Beruf auf Hoffnung, auf einstige Vollendung hienieden, einstige Verklärung droben. Darum muß der Wechsel bestehen im Leibe, wie der Mensch sich leiblich erneuert, und nach Jahren kein Atom des alten Stoffes

noch ihn bildet und er doch Einer bleibt und derselbe. Diese Einheit ist aber nicht sein irdischer Stoff, es ist sein schöpferisches Leben. Hier ist es über uns der Eine Herr, der in die ewige Gottheit eingegangene Mensch Jesus Christus, der aus dem Schooße der Gottheit in unser Fleisch getretene Sohn, der Gekreuzigte auf dem Throne der Ewigkeiten, der König der Welten mit den durchgrabenen Händen, der Eine, den Juden und Heiden als das Haupt erkennen durch seinen Erlösungssieg .... So lange Er derselbe bleibt gestern, heute und in Ewigkeit, mögen hienieden in der Kirche auch die Gestalten wandeln, die Ansichten vergehen, die Begriffe zerstäuben, die Systeme sich auflösen und neu sich fügen und krystallisch ordnen, mögen die Kirchen sich sondern und vereinen — wer an ihm haftet, dem Einen Herrn, der lebet und bleibet. Wer aber sondert und trennt ohne ihn, wer vereinigt und bindet außer ihm, der treibt ein nichtig Werk, ein leeres Spiel, und auch unser Rath, wenn wir ihn ohne Immanuel beschließen, hätte schon das Urtheil: „es werde nichts daraus!"

Die Sprache des Missionsmannes, das Durchdrungensein davon, daß auch in der Kirche nur das Ziel gelten könne, Völker für das Christenthum zu gewinnen, tönt auch hier wieder durch und offenbart den eigentlichen Sinn und Grund seines auf Vereinigung bibelgläubiger Ehristen gerichteten Strebens.

Hatte er doch schon in den „Missionsfragen" 1847 im Abschluß eines Ueberblicks über die christliche Losung der Jahrhunderte seit der Reformation geschrieben: „Und was soll nun das Siegel unseres Jahrhunderts sein? Es behält die Siegel seiner Vorgänger, aber es hat sein eigenes auch. Und dieses ist, daß ebensowenig, als der Einzelne, ohne Hingabe seiner Person, dem Leibe Christi angehört, auch das Ganze, die Kirche, ohne diese persönliche Lebendigkeit bestehen kann, daß die Unterschiede und Farben, in welche das Eine Sonnenlicht des Evangeliums sich gebrochen, doch Einem Lichte in seinem Kampf mit der natürlichen Dunkelheit angehören, daß eine höhere Einigung in Glauben, Liebe und tiefer, umfassender Erkenntniß geschehe und daß diese sich durchdringende und einigende Kirche in persönlicher Glaubensthat hinausleuchte an das Ende der Erde. Mit einem Worte, ihr Siegel ist die Union und Mission! Wohlverstanden, die rechte, geistige, heilige Union, die erst

noch werdende, nicht die schnell formulirte, die befohlene, die der Indifferenz."

Eingetreten in ein Kirchengebiet der formulirten Union hat er doch diesen Grundsatz nicht verläugnet, wo er sie als eine auch gewordene, vielen Gliedern der Kirche als ein ihnen theures Erbgut bereits eingepflanzte schützen half, aber er hat auch immer dabei über den nächsten Umkreis kirchenregimentlichen Handelns nach den Normen bestehenden Rechts hinausgeblickt nach jenem höheren Ziel.

Es sei erlaubt, schon um auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückkommen zu müssen, noch etwas vorzugreifen und seine in diese Fragen einschlagende Beurtheilung der kirchlichen Zustände der preußischen Landeskirche aus etwas späterer Zeit anzufügen, als ihm besonders auch durch seine Wirksamkeit als Generalsuperintendent eine reichere Anschauung des kirchlichens Volkslebens zu Gebote stand.

In einer Ueberschau über die evangelische Welt, mit welcher er 1859 die Neue Evangelische Kirchenzeitung eröffnete, hat er seine Gesammteindrücke von dem kirchlichen Zustand der evangelischen Landeskirche der Ostprovinzen mit seiner kräftigen Feder in scharfen Umrissen gezeichnet. Er beginnt mit dem Gesammturtheil über die Gegenwart: „Fassen wir die großen Massen des Volks in's Auge, und fragen nach dem Anblick, welchen sie in evangelisch-christlicher Hinsicht darbieten, so müssen wir das schmerzliche Geständniß ablegen, daß, bei aller Verschiedenheit in den verschiedenen Provinzen und Gegenden, doch im Ganzen und Großen die Regungslosigkeit und Kälte, die Gleichgültigkeit und Erstarrung auf geistlichem Gebiet den niederschlagenden Haupteindruck bildet" und fährt dann fort: „Man wird hierdurch genöthigt, sich der Art und Weise zu erinnern, in welcher das Christenthum in diesen Regionen Platz gewann, und die einer innerlichen Durchdringung und Schmelzung des natürlichen Volkslebens von demselben keinen bedeutenden Vorschub leistete, und das Erbe von Haß und Grimm mit in Betracht zu ziehen, welches aus den langen Eroberungszeiten her sich nur allmählich verlor und eine dem inneren geistlichen Leben schädliche Wirkung zurückließ.

Auch der Rückblick auf die Reformation, welche die Gnadenkräfte des göttlichen Wortes näher an die Herzen heranbrachte, kann nicht abhalten, um ganze Jahrhunderte zurückzugehen, wenn

es auf Erklärung des weitherrschenden geistlichen Zustandes der Gegenwart ankommt, denn auch sie kam mehr wie eine geschichtliche Macht von außen und obenher, als wie ein göttlicher Proceß von innen her in diese Lande und war, wie die Christianisirung, mehr etwas, das den Massen angethan wurde, als was ihr eigenstes Herzens- und Gemüthsleben ergriff und erneuerte. Denn die territorialen Verhältnisse und die politischen Zustände sind bei ihrem Eindringen und Vorrücken mehr ins Auge zu fassen als dies gewöhnlich geschieht. Es war daher die Bevölkerung in ihrer Großzahl durch beide Ereignisse mehr erst in die Schule christlicher Institutionen und des göttlichen Worts hineingeführt, als durch dieselbe bereits hindurchgegangen. Hatte das Mittelalter in großem Maaße die Kraft bewährt, heidnisches Volksleben in christliche Lebensform zu bringen, die Nacht in Dämmerung zu verwandeln, nicht aber den hellen Tag aufgehen zu lassen, so war es die Aufgabe des Protestantismus und hier im Norden Deutschlands hauptsächlich der lutherischen Reformation, das klare Sonnenlicht an die Stelle des halben Wesens treten zu lassen.

Die Schule war das Hauptwerkzeug, womit Luthers Reformation wirkte, und der Schulcharakter des religiösen Lebens ist im nördlichen Deutschland auch bis jetzt unverkennbar der vorherrschende geblieben. Es ist ein unschätzbarer Gewinn, daß Katechismus, Bibelspruch und Kirchenlied auf diesem Wege der fast ausschließliche Geistesstoff wurden, an welchem das Denken der Massen sich zu üben und zu bilden hatte. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Kirche selbst sich nur als eine Schulanstalt in höherem Style mit Einprägung der Wahrheit, mit Ausschließung des Irrthums, mit ordnender Zucht und meisterlicher Auctorität im Volke bethätigte.

Kirchliche Sitte, ein eintöniger, trockener Ernst des Familienlebens und eine äußere Uebung der Gottseligkeit ohne viel geistliche Freude und wirkende Kraft, bildeten in den besten Zeiten des religiösen Volkslebens die erfreulichen Haupterscheinungen . . . . . Sollte es blos dem Zerrbild der Nachreformation Speners und Franckes, dem sogenannten Rationalismus, oder genauer der kalten, kritisch reflexiven Verstandes-Wirthschaft in Kirche und Schule gelungen sein, ihr Depositum so dick auf den Volksboden abzulagern, daß alles Leben darunter erstickte? Kaum ist dieß anzu-

nehmen, da sie eigentlich doch nur in den hohen und höheren Classen zu einer rechten Aufnahme kam, während ihr unten derselbe zähe, passive Widerstand entgegentrat, oder vielmehr entgegenlag, wie dem flüssigen Leben der wahrhaften Frömmigkeit.

. . . . . Man thut daher wohl sehr Unrecht, den jetzigen überwiegenden Zustand der religiösen Kälte und Gleichgültigkeit in den Massen einem Abfall und Rückfall von einem viel besseren Glaubensstande zuzuschreiben; vielmehr liegt aller Grund vor, die Christianisirung und Evangelisirung des preußischen Volks nur als durch alle genannten Umstände aufgehalten und als durch die Reformation nicht hinlänglich gefördert zu betrachten."

„Selbständige Gläubigkeit findet sich auch jetzt, da entschieden eine neue bessere Zeit über dem Lande aufgegangen ist, nur sehr sporadisch in den unteren Schichten, eine gemeinschaftbildende Erweckung nach pietistischem Style wohl hier und da in den Städten, aber kaum auf dem Lande, und nirgends zusammenhängend, gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit in den Landschaften, die mehr von den größeren Strömungen der Zeit abseits liegen, aber fast ohne Einfluß auf das sittliche Leben, und das Seltenste ist ein von subjectiver Lebendigkeit durchdrungenes Halten an kirchlicher Lehre und Ordnung und Uebertragung desselben auf das Familien- und Einzelleben."

Diese letzteren Gedanken hat der Verfasser der Ueberschau wiederholt hervorgehoben und schon früher ausgeführt in einem Vortrag über die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche im Lichte ihrer Geschichte von 1856. Wir reden hier noch nicht von dem Eindruck, den eine solche vielfach als eine Kühnheit des geborenen Süddeutschen empfundene Charakterisirung der preußischen kirchlichen Zustände gemacht, und von dem Widerspruch, den sie erfahren hat. Was man aber auch im Einzelnen von jenen Ausführungen anfechten möchte, das Mitgetheilte hebt Gesichtspunkte hervor, welche Vielen wie dem Verfasser dieser Biographie nach ihrer Kenntniß und Erfahrung unter dem Landvolke als richtige und durchschlagende immer mehr erschienen sind, es bezeichnet vor allem den Sinn und Geist, in welchem Hoffmann nicht nur mit praktischem Blick für das Bedürfniß der Gegenwart, sondern auch mit geschichtlichem Rückblick und weitem Ausblick auf das Ziel des Reiches Gottes die kirchlichen Aufgaben erfaßte.

Wir können kürzer hinweggehen über sein kirchenregimentliches Wirken im Einzelnen, indem wir aus der Zeit der fünfziger Jahre nur dasjenige hervorheben, wobei seine Mitwirkung vornehmlich hervorgetreten ist, während sich natürlich in vielen Fällen diese aus dem Ganzen des Collegiums, dem er angehörte, gar nicht herausheben und verfolgen läßt.

Im Juli 1853 erging ein neuer königlicher Erlaß in der Unionssache, welcher die „unzulässigen Deutungen" des erwähnten vom 6. März berichtigte, und in welchem der König erklärte: „es konnte nicht Meine Absicht sein, die von Meinem in Gott ruhenden Herrn Vater begründete Union der beiden evangelischen Kirchengemeinschaften zu stören oder gar aufzuheben und dadurch eine Spaltung in der Landeskirche herbeizuführen. Insbesondere werden die Kirchenbehörden angewiesen, darüber zu wachen, daß nicht durch confessionelle Sonderbestrebungen die Ordnung der Kirche untergraben werde und nicht, wie es vorgekommen sein soll, Synodalversammlungen, ja sogar einzelne Geistliche beschließen, die Bezeichnung als „evangelische Gemeinden" und den Unionsritus aufzuheben."

Da dieser Erlaß, auf Antrag des Oberkirchenraths vom November des Vorjahres nach so langer Zeit erst aus Licht kommend, bald nach dem wirklichen Eintritt Hoffmanns in den Oberkirchenrath erging, war es naheliegend, ihn damit in Zusammenhang zu bringen. Ob er schon darauf Einfluß gehabt hat und welchen, kann ich nicht constatiren, jedenfalls war er schon damals vom König in manchen kirchlichen Fragen zu Rathe gezogen und bildete mehr und mehr durch das Vertrauen, das seinen Rathschlägen geschenkt wurde, in Kirchensachen ein persönliches Gegengewicht gegen den Minister v. Raumer und die kirchlichen Tendenzen, die derselbe mit andern dem König nahestehenden und einflußreichen Personen vertrat. Es datirt von jener Zeit an ein Stillstand in der rückläufigen Bewegung der Union, den man gewiß mit Recht auch auf Hoffmanns persönlichen Einfluß zurückgeführt hat, wenn auch nicht zu übersehen ist, daß kurz zuvor auch Twesten und Nitzsch in den Oberkirchenrath eingetreten waren. In diesem Collegium füllte das neue Mitglied bald zwischen den Capacitäten in der theologischen Wissenschaft, im Kirchenrecht, in den Traditionen preußischer Verwaltung eine gewichtige Stelle aus. „Er war ein schöpferischer, organisatorischer Geist, erfindungsreich, um aus jeder Schwierigkeit

praktische, klug gedachte Auswege zu finden," so schildert ihn einer seiner vieljährigen Mitarbeiter. Weder in dem größeren Kreis öffentlicher Verhandlungen noch im engern war es seine Art, über Alles zu sprechen, aber bei Dingen, auf die etwas ankam, setzte er auch alle Hebel ein, seine natürliche überzeugungkräftige Rede, seine praktische Uebersicht, welche alle einschlagenden Momente verwerthete, allen Einwendungen eine Auskunft gegenüberstellte. Er scheute dann keine Mühe und auch keine Nachrede. In ausführlichen Memoranden an den König, an die Minister setzte er seine Ideen dann nach allen Seiten begründet auseinander, auch unaufgefordert, um, was ihm verhängnißvoll erschien, zu hemmen, oder zu fördern, was der Augenblick erheischte.

Dabei war er im collegialischen Verhältniß stets liebenswürdig, heiter, humoristisch, uneigennützig und selbstlos demüthig, so daß er nicht nur die im Wesentlichen mit ihm denselben Weg Gehenden, wie seine Collegen am Dom, wie Nitzsch, Dorner, Mühler u. A. zu persönlichen Freunden hatte, sondern auch in dauernd freundnachbarlichem Austausch neben dem alten Neander, der aus anderer Zeit und Schule hereinragte, am grünen Tische saß.

Woher ihm bei Vielen seiner Gegner der Ruf kam, ein schlauer und berechnender Diplomat zu sein, darüber konnte er oft selbst, ohne eben darüber sehr erregt zu sein, humoristisch seine Verwunderung aussprechen. Zum Theil mochte diese Nachrede auf Rechnung seines persönlichen Einflusses beim Könige zu schreiben sein und auf die Unart des Partheiwesens, welches geneigt ist, persönliche Einflüsse als schlaue Intriguen oder Einwirkung auf die Menge als Agitationen zu brandmarken, zum Theil mochte sie von einer Eigenthümlichkeit Hoffmanns herrühren, die das gerade Gegentheil von dem war, dessen man ihn beschuldigte. Wenn er sich und seinen guten Absichten auch im Gebiet seines amtlichen Wirkens zuweilen Eintrag gethan hat, so geschah es durch eine ihm eigene unbekümmerte Offenherzigkeit, deren Zutrauen zuweilen getäuscht wurde, die den Gegnern oft Winke gab, sich zu waffnen, ehe sie angegriffen waren, die ihm, weil man sie mit seiner Stellung nicht reimen konnte, wohl selbst als Berechnung mißdeutet wurde. Sie mochte zu dem Boden, auf dem er in Berlin stand, nicht immer zu passen scheinen, verfehlte aber auf die Aufrichtigen und Wohlmeinenden auch ihre Wirkung nicht, und

er konnte in dieser Hinsicht den Warnungen Naheſtehender die Bemerkung entgegenhalten, er wolle ſich durch die Berliner Luft ſein unbefangenes Naturell nicht verkümmern laſſen — und blieb dabei.

Das Hauptwerk des Oberkirchenraths in jener Zeit gab durch ſeinen langſamen Gang zu erkennen, unter welchen verſchleppenden Einflüſſen er arbeitete. Dieß recapitulire ich am beſten in der Kürze mit Hoffmanns eigenen Worten aus ſpäterer Zeit, welche aus ſeinem Miterleben die ganze Situation ſchildern. (Deutſchland, 1872. Heft 1.)

„Als die Erkenntniß von der Unerläßlichkeit der Synodalverfaſſung, ohne die ja überdieß die Kirche nie zu den wahren Organen der ihr durch die Staatsverfaſſung zugewieſenen Selbſtverwaltung gelangen konnte, ſich allmählig Bahn brach, waren bereits Schritte geſchehen, die mehr hindernd als fördernd gewirkt hatten. Im Jahre 1850 war eine Gemeindekirchenordnung erlaſſen worden, die als erſter Verſuch gut genug die Grundlinien für die Organiſirung der einzelnen Pfarrgemeinden zog. Aber ſie war dem Könige, der ſeine eigenen, ſchönen Ideen über apoſtoliſche Kirchengeſtalt, biſchöflich und ſynodal zugleich, ſich ausgebildet hatte, nur durch die wiederholte Verſicherung abgerungen worden, daß die Kirche ſich nach ihr ſehne.

Dieſem vermeintlichen Sehnen entſprechend, wurde die neue Ordnung zur freiwilligen Aneignung hingegeben, und es zeigte ſich, daß ſie nirgends erſehnt, daß ſie überhaupt nur da eingeführt wurde, wo die Conſiſtorien oder einzelne Männer in denſelben dafür begeiſtert waren. Es kam nach Jahren zu ihrer Einführung in faſt drei Viertel aller Gemeinden in Preußen, in nicht der Hälfte in Poſen, Schleſien, in gar keinen in Pommern und Brandenburg. Die Sache blieb leblos und ſchien recht den Beweis zu führen, daß auf dieſem Wege der Kirche nicht zu helfen ſei. In der That aber war nur der Beweis geliefert, daß eine Organiſation der Gemeinden, auf welcher der ſynodale Bau der Geſammtkirche ruhen ſollte, nicht dem Belieben der Gemeinden oder gar — der Conſiſtorien überlaſſen werden durfte. Es brauchte Zeit, bis dieſe Einſicht ſich Bahn brach. An der entſcheidenden Stelle aber war eine Entmuthigung eingetreten, weil der zur Mitwirkung berufene Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten die entſchiedenſte Abneigung gegen eine presbyteriale und ſynodale Ordnung überall und mit Mitteln, die

ihm zu Gebote standen, an den Tag legte, weil der König, um seiner schönen Idee der Kirchengestaltung nicht die Wege zu versperren, der Presbyterial- und Synodalverfassung nicht günstig und nun überzeugt war, daß die Sehnsucht der Gemeinden nach ihr auf einer Täuschung beruhe, weil die freier gerichteten Männer, die sich gern auf Schleiermacher beriefen, dem so unglücklich gemachten Versuche ein Grablied sangen und dagegen ihre Urwahl-Kirche anpriesen, weil die lutherisch-confessionell Gerichteten in der Kirche dem „reformirten" Produkt der Presbyterien äußerst abhold waren, weil die Pastoren sich durch die Presbyterien in ihren Amtsrechten, ihrer Amtswürde bedroht erachteten, die Kirchenpatrone aber gleichfalls in denselben ein Attentat gegen ihre Rechte fanden und entgegenwirkten, wo sie konnten, weil die Consistorien mehr als lau gegen die Sache sich hielten, weil die politisch Conservativen eine Uebertragung demokratischer Elemente auf das Kirchengebiet, wie sie die Einführung der Presbyterien nannten, verabscheuten. — Wie breit blieb denn da noch der Boden, auf welchem der Evangelische Oberkirchenrath seine Bauarbeit vornehmen sollte?"

Hoffmann fährt an der angeführten Stelle fort, den Oberkirchenrath gegen den Vorwurf der Verschleppung dieser Sache durch eingehende Darlegung, die ich hier nicht wiedergeben kann, zu vertheidigen. „Den evangelischen Oberkirchenrath," schließt er, „der von allen Seiten eingeengt und gehemmt war, dessen eigene Zusammensetzung ihn zu einheitlicher Action so wenig geeignet sein ließ, trifft ein gerechter Vorwurf nicht. Vom Jahre 1855 an aber war derselbe in unausgesetzter Arbeit für die Verfassung. Der erste Schritt war, den König zur Wiederaufnahme der Sache zu bewegen, und dieß gelang durch den Vorschlag einer Conferenz kirchlicher Notabeln, welche neben andern wichtigen Fragen auch die des Fortschreitens in der Verfassung, vor allem die allgemeine und darum obligatorische Organisirung der Gemeinden behandeln sollte." —

Die Unionsfrage war inzwischen schon durch die Thatsache, daß jetzt wieder etwas Entscheidendes geschehen zu sollen schien, zu einer neuen Krisis emporgehoben. Dieß geht besonders deutlich aus einem an Hoffmann gerichteten Briefe von Bethmann Hollweg hervor, welcher seine Betheiligung an der kirchlichen Conferenz mit ausführlicher Motivirung, die mir nicht vorliegt, abgelehnt hatte. Es scheint nach diesem Briefe so, als wenn Hoffmann, falls auch dieser

Versuch resultatlos verlaufen sollte, Gedanken gehegt hätte, von seinem kirchenregimentlichen Amte wieder zurückzutreten. Bethmann-Hollweg schreibt: „Den Ernst des Moments, die entscheidende Bedeutung der Conferenz hatte ich bei ihrer unzweifelhaften äußeren Erfolglosigkeit bis jetzt nicht so ins Auge gefaßt, wie Sie sie hervorheben, und ich danke Ihnen dafür. Denn wenn ich auch nicht mitwirken kann, so wird mein inniges Gebet Ihren Kampf begleiten, und von oben kommt doch nun einmal Sieg oder Niederlage nach des Herrn unerforschlichem, aber nicht unbedingtem Rathschlusse... Sehr stärkend war es mir, zu lesen, wie festen, entschlossenen Sinnes Sie, hochverehrter Freund, dem Dunkel der nächsten Zukunft entgegengehen, sowie, daß Sie mich auch gern als Mitkämpfer festhalten wollen. Gott schenke uns Klarheit über Seinen Willen mitten im Dunkel menschlicher Verwicklungen und Weisheit, ihn recht zu thun! Ich glaube mit Ihnen nicht, daß es den Gegnern gelingen werde, Sie auf die Seite zu schieben, oder Ihnen das Bleiben im Kirchenregimente unmöglich zu machen... Aber die geistigen und persönlichen Risse werden nach diesem Kampfe noch tiefer, unheilbarer werden und manches Gute darunter leiden. Wie insbesondere das bisherige Zusammenwirken für innere Mission und Kirchentag möglich sein soll, ist schwer zu glauben."

Anfang November leitete Hoffmann die Eröffnung der lang und weitläufig vorbereiteten Conferenz mit einer kurzen markigen Predigt ein über das apostolische Vorbild der „Besprechung" im Apostelconcil Apostelg. 15 und stellte, indem er helle Schlaglichter auf die kirchlichen Gegensätze fallen ließ, den Versammelten das Bild apostolischer Besonnenheit vor Augen. Er schließt mit den Worten: „Die Apostel kannten und erlebten die großen Grundzüge neutestamentlicher Wahrheit und in ihrem Lichte erst die Tiefen der uralten Offenbarung in Gesetz und Propheten. Das war ihr Maßstab, woran sie prüften, woran sie entschieden. Und dieser Maßstab war nicht ein Vorrecht des Apostels, er war ein Gemeingut der Gläubigen. Sie forderten das Gesetz nicht für die Gläubigen aus den Heiden, obwohl es uralt heilig, vom Himmel herab gehoben, der Spiegel der Gerechtigkeit war, sondern die Freiheit in Christo griff ihnen weithin über das enge Gesetz, das Neue war ihnen nicht Untergang, sondern Verklärung und Erfüllung des Alten, sie wollten nicht, was Jahrhunderte lang der einzig sichere Führer

durch eine dunkle Welt gewesen, auch in der erleuchteten Tageswelt als einzigen Stab festgehalten wissen, sie freuten sich vielmehr selig dessen, der des Gesetzes Ende war. Aber sie waren auch nicht von der Freiheit und Neuheit so hingenommen, daß ihnen keinerlei Schranke mehr galt, sondern das neue Leben uferlos dahinfluthen sollte. Mit wunderbarer Weisheit stellten sie die Ordnungen fest, die in der Liebe zu den Seelen der Mitgläubigen ihr Maß hatten, sie schonten der schwachen Gewissen und bannten doch nicht um seinetwillen, was frei war, unter ein knechtisches Joch. Sie nahmen nicht aus Ansichten und Strömungen der Zeit ihre Regel, sondern aus den großen Heilsthatsachen und den weltumfassenden Grundsätzen göttlicher Reichsweisheit, das war die apostolische Besonnenheit."

Die kirchliche Notabelnconferenz war aus einer Art Compromiß zwischen den Zielen der Kirchenbehörde und den kirchlichen Absichten Friedrich Wilhelms IV.× hervorgegangen. — Der König hatte ausgesprochen, daß, ehe die damals im Interesse der Confession geltend gemachten Anliegen, besonders die Wiedereinführung der alten lutherischen Spendungsformeln, erledigt werden könnten, erst überhaupt die Gottesdienstordnung durch eine Generalsynode festzustellen sei, weil dem Oberkirchenrath dazu die Auctorität fehle. Es hing dieß mit seinen Ideen von der ächten urchristlichen Gestalt des Gottesdienstes zusammen. Dem Oberkirchenrath dagegen mußte es vor Allem darum zu thun sein, endlich einmal zur Sicherstellung der untersten Stufe synodaler Einrichtungen zu gelangen.

So waren denn der Conferenz, welche nur erst der geplanten Generalsynode vorhergehen sollte, eine Reihe von umfangreichen Fragen vorgelegt, wie sie theils dem König am meisten anlagen, theils dem Oberkirchenrath, und diese wurden in zahlreichen Referaten von verschiedenen Standpunkten beleuchtet. Die Referate selbst ruhten wieder auf Reihen von zu berücksichtigenden Gutachten — ein so weitschichtiges Material, daß schon dadurch der ohnehin zweifelhafte Erfolg des schon einmal 1846 resultatlos verlaufenen Unternehmens noch weiter beeinträchtigt werden mußte. Die sich bekämpfenden Anschauungen traten sich überall gegenüber. Hoffmann entwickelte hier seine Ansicht in der Ehescheidungsfrage und trat besonders bei dem letzten Hauptgegenstand, betreffend die Berufung einer allgemeinen Landessynode, mit einem kräftigen Wort

den Anträgen gegenüber, welche bei diesem Anlaß die itio in partes auch in die synodalen Körperschaften einführen wollten, wodurch die ganze kirchliche Union in einem beständigen Auseinanderlaufen bestanden hätte.

Hebe man die Union auf, sagte er, so werde man nicht eine lutherische und reformirte, sondern mindestens fünf Kirchen haben. Die Feinde Preußens warteten nur auf den Moment ihrer Aufhebung, das habe er von katholischen wie von evangelischen hohen Kirchen- und Staatsmännern oft gehört. Es würde dieß die unpreußischste That sein, die geschehen könnte.

Ein greifbares Resultat hatte diese Versammlung doch im Gefolge, die wenigstens im Princip angenommene Organisation der Gemeinden durch allgemeine Einführung von Gemeindekirchenräthen.

Auch wurden die vor der Union üblichen lutherischen Spendungsformeln in Folge der Anträge der Conferenz als sogenannte Parallelformulare wieder zur liturgischen Anwendung freigegeben, eine Maßregel, für die auch Hoffmann eintrat, nicht weil er irgend eine Nothwendigkeit der Sache anerkannte, sondern weil viele an dieser Tradition hingen. Er hob hervor, daß die agendarische Form ganz lutherisch sei, wie andrerseits die alte lutherische Spendeformel nicht verletze und sogar in dem reformirten Cantone Bern im Gebrauch sei.

Ganz anderer Art war die Versammlung, welche der Herbst des folgenden Jahres 1857 nach Berlin führte, die internationale „evangelische Allianz," welche auf Grund einer früheren Einladung des Königs zum erstenmal den Gedanken gefaßt hatte, in der preußischen Hauptstadt zu tagen. Auf eine volksmäßige Theilnahme an einer solchen Unternehmung wie in England und America war zwar in Berlin nicht viel zu rechnen, und auch sonst konnte dieselbe im evangelischen Deutschland nicht so schnell populär und verständlich werden, aber die Theilnahme der evangelischen Geistlichkeit erwachte doch in vielen Kreisen. Der edle König, immer nach einer christlichen, lebenschaffenden That für die Kirche dürstend, erwärmte sich mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Herzens für die Sache. Eine deutsche Comitee hatte dieselbe in die Hand genommen. Es war aber auch nicht anders zu erwarten, als daß sich von den verschiedensten Seiten her Widerspruch gegen diese Versammlung erheben würde. Stahl trat in der Berliner Pastoral-

conferenz scharf gegen dieselbe auf, Hoffmann und Andere traten dafür ein. Bunsen schrieb schon im Juni an Hoffmann, die Theilnahme warm empfehlend:

„Dr. Steane und H. Pf. Schmettau sind zwei Tage bei mir gewesen. Auch Seitens des Erzbischofs von Canterbury habe ich durch meinen Sohn nähere Nachrichten. Die Sache wird sehr ernst genommen und hat eine große Tragweite nach beiden Seiten hin, je nachdem sie in Berlin genommen wird. Wo der Primas und dreizehn Bischöfe der englischen Kirche beistimmen, und wo Männer wie Shaftesbury und Harrowby unterzeichnen, kann nicht mehr von „Sekten" und „Wühlereien"! geredet werden, außer von solchen, die unfähig geworden sind, die Wahrheit zu sehen und zu sagen. Ich freue mich deßhalb, daß Nitzsch thätigen Antheil nehmen wird. Ich kann aber auch nicht den Zweifel der beiden Deputirten theilen, als ob Sie, Verehrtester, sich fern von der Sache halten wollten. Ihre Hand am Steuerruder ist durchaus nöthig, und Ihr Fernstehen würde unseren theuren König leicht in ein falsches Licht stellen. Verzeihen Sie meine Freiheit, Christliche Freunde müssen ja dieselbe gebrauchen. Ich habe mich gern bereit erklärt, das Glaubensbekenntniß, oder Manifest, oder wie Sie es nennen wollen, zu unterschreiben, wenn eine ähnliche Unterzeichnung, wie in England, stattfindet. Nach Berlin persönlich kommen, ist mir schon physisch unmöglich. Ich bin glebae adscriptus. . . . Aber wirken kann und will ich von ganzem Herzen für den Evangelischen Bund. Er hat jetzt eine wahrhaft katholisch-evangelische Basis, und ich schließe mich ihm um so mehr an, als, so lange die Confessionalität bei uns über die Union, also an ihre Stelle gesetzt wird, die Union, der ich Treue geschworen, für mich nicht besteht."

Als die Bewegung für und wider die Allianz auch auf den Kanzeln laut wurde, erließ Hoffmann als Generalsuperintendent ein Circularschreiben an die Geistlichen Berlins, von amtlichen öffentlichen Aeußerungen abmahnend, die als feindlich gegen die Allianz müßten aufgefaßt werden (s. Verhandlungen der Versammlung evangelischer Christen v. K. E. Reineck). — Er nahm an den Versammlungen Theil, obwohl nicht als unterschriebenes Mitglied des Bundes, wie auch Bethmann-Hollweg u. A., trat auch nicht activ dabei hervor. Es will scheinen, als wenn doch

damals die Rücksichten auf die bestehenden Stimmungen, Aengstlichkeiten und Abneigungen ihn bei seiner Stellung als Generalsuperintendent gehindert hätten, ganz dem Zuge seines Herzens zu folgen, während er schon im Jahre 1846 in London mit Barth und Mögling an der ersten begründenden General-Versammlung des evangelischen Bundes Theil genommen hatte. Doch liegen hierüber keine Aeußerungen von ihm vor.

Jene Allianzversammlung hinterließ ein trübes Andenken; weil sie die letzten hellen und gesunden Tage des Königs ausfüllte, der sie so freudig empfangen hatte. Wir brechen daher auch hier mit der Verfolgung der kirchenregimentlichen Wirksamkeit Hoffmanns ab, in welcher Friedrich Wilhelms IV. Abtreten vom Schauplatz des königlichen Wirkens eine Epoche bezeichnete.

Die unerquicklichen confessionellen Streitigkeiten, welche auch auf die Stellung zur evangelischen Allianz einwirkten, waren in der That in jener Zeit für die Oeffentlichkeit das hervorstechendste Merkmal der kirchlichen Bewegung. Hoffmann hat jedoch wiederholt auch öffentlich gegen die herrschende Meinung protestirt, als ob die oberste Kirchenleitung nur immer in diesem Streit sich bewegt hätte oder auch nur hauptsächlich in dem aufgedrungenen Kampf für die Union aufgegangen wäre, und auf die anderweitige vielseitige und fruchtbare Thätigkeit derselben hingewiesen. Dieß gilt daher auch von seinem eigenen Wirken. Ein großer Segen war es für ihn, daß er nicht nur an Acten und Sitzungssäle gebannt, sondern zugleich berufen war, in die persönliche Berührung mit Geistlichen und Gemeinden beständig hineinzutreten. Hier war der Boden, auf dem seine Persönlichkeit sich am vollsten entfalten konnte, in seinem Amte als Generalsuperintendent der Kurmark und damit auch der Hauptstadt Berlin.

Das bischöfliche Element in dem Organismus der Kirche, welches in den kirchlichen Ideen Friedrich Wilhelms IV. eine so bedeutende Stelle einnahm, ist in der preußischen Landeskirche einigermaßen in der Stellung der Generalsuperintendenten vertreten. Der unmittelbaren persönlichen Wirksamkeit hervorragender, leitender Persönlichkeiten auf Hirten und Heerden ist damit ein Spielraum gegeben neben den collegialischen und synodalen Körperschaften in der Kirche, welche dieß nicht ersetzen können. Dieses persönliche Eingreifen der Oberhirten fand damals noch seinen besonderen

fruchtbaren Ausdruck in den von Friedrich Wilhelm IV. ins Leben gerufenen Generalvisitationen. Sie waren darauf angelegt, das zu verstärken, was mehr als Alles andere Noth thut, nämlich die erweckliche, missionirende Wirkung auf die Gemeinden, daher trat hier der geschäftliche Formalismus zurück, der lebendige Weckruf an die Gemeinden aus dem Munde dazu ausgewählter und begabter Prediger, die unter der Leitung des Generalsuperintendenten mitwirkten, die persönliche Aussprache mit dem Ganzen der Gemeinden in allen Altersstufen waren die Hauptaufgaben. Hoffmann war hier auf dem Felde, wo er Alles, was seine Erfahrung im geistlichen Amt, seine Thätigkeit als Missionsinspector, sein wissenschaftliches Arbeiten und Denken ihm darbot, fruchtbar zu machen verstand, und leitete diese geistlichen Feldzüge, wie man diese Visitationen mit Rücksicht auf das ungewöhnliche Maß der damit verbundenen körperlichen und geistigen Anstrengungen wohl nennen kann, mit der ganzen Wärme und Begeisterung seines für die Erweckung der Christenheit brennenden Herzens.

Als er Generalsuperintendent wurde, bereitete er sich in seiner Weise auch dadurch auf dieses Amt vor, daß er, seinen geographischen Neigungen folgend, das dickleibige Landbuch der Mark von Berghaus von Anfang bis zu Ende durchlas. Auf den Visitationen füllten sich diese Kenntnisse mit praktischen Anschauungen des märkischen Volkslebens und Volksgeistes, der kirchlichen und religiösen Zustände, wie sie, wenn auch mit Unterschieden und Ausnahmen, doch überall in dem weiten Kirchengebiet des preußischen Nordostens vorherrschen. Die großen außergewöhnlichen Anstrengungen, durch die Fahrten auf den Sandwegen oder durch die Kieferhaiden der Mark, von früh bis spät nur unterbrochen durch öffentliche Ansprachen und Besprechungen, lehrten ihn erst wieder recht an seine physische Kraft und Leistungsfähigkeit glauben, da er immer unter den Visitatoren der Rüstigste, der Erste und Letzte auf dem Platze war. Er schildert selbst die erste dieser Visitationen in der Synode Berlin-Cöln Land in dem oben erwähnten Brief an seine württembergischen Freunde: „Mit zwei Wagen zogen wir umher, hatten zwei Colporteure mit Schriften des evangelischen Büchervereins und Tractaten mit uns, die für 150 Thaler verkauften, arbeiteten täglich von früh 6 Uhr bis Nachts 12 Uhr (die Essenszeit, wenn es eine gab, unterbrach für eine Stunde). Ich allein hielt (innerhalb drei Wochen) einundvierzig

Predigten und Reden, die Besprechungen mit den Pfarrern, Patronen und Aehnliches nicht gerechnet. . . Es war eine festliche, herrlich gesegnete, aber auch recht anstrengende Zeit. Unsere Collegen vom Oberkirchenrath und Consistorium kamen auch zum Theil heraus, wenn wir so mehr vor den Thoren Berlins visitirten. In Charlottenburg war der König dabei. Von den Sandwegen der Mark, in denen man fast stecken bleibt, hat man erst eine Vorstellung, wenn man so ein paar Wochen darin herumgewatet ist. Vom Resultate will ich nichts sagen." — Ueber diese Visitation wurde damals von einem jetzt verstorbenen Mitglied der Commission in der Evangel. Kirchenzeitung berichtet, und ich entnehme derselben unter Anderem die Schilderung des damals noch neuen und in der Provinz unbekannten Präses der Visitation. Der Berichterstatter hebt es als einen besonderen Segen des Zusammenwirkens hervor, daß die durch äußere Lebensstellung und innerliche Gnadengaben höher stehenden Mitglieder der Commission ihre Vorzüge nur da geltend machten, wo der gemeinsamen Arbeit mehr Dienste und Opfer zu bringen waren, und fährt fort: „Dieß that vor Allem unser Präses, dessen herzgewinnende Freundlichkeit und aufopfernde Liebe neben dem heiligen Ernst seiner Predigten und Ansprachen allen, die bei dieser Visitation ihm zum ersten Mal näher getreten sind, unvergeßlich bleiben wird, sowie die Klarheit und Sicherheit seines Handelns, die Tiefe seines Gemüths, der reiche Schatz seines Wissens und seiner Erfahrungen große Zuversicht zu dem Amte erwecken müssen, das ihm in unsrer Provinz anvertraut ist."

Dieses Urtheil wird bestätigt und ergänzt durch die mir zugegangenen Berichte einer Reihe von Mitarbeitern Hoffmanns bei diesen Generalvisitationen. Viele seiner Genossen an dieser Arbeit sind ihm schon in die Ewigkeit vorausgegangen oder nachgefolgt, die Ueberlebenden, welchen ich manche Einzelheiten des hier Mitzutheilenden verdanke, stimmen darin alle überein, seine geistig imponirende Persönlichkeit wie seine gewinnende Herzlichkeit im Umgang mit seinen Amtsgenossen, den Visitirenden wie den Visitirten, hervorzuheben. „Da war nichts Amtliches, keine Würde des Vorgesetzten, keine Inquisition, wiewohl er sich nach Allem erkundigte, sondern nichts als Liebe und Vertrauen wie ein Bruder zum andern." — „Ich habe damals täglich Gelegenheit gehabt," schreibt ein Anderer, „die Fülle der ihm verliehenen Gottesgaben, den

Reichthum seines Wissens, die Energie seines Wirkens und das große Geschick in der Behandlung casualer Fälle zu bewundern; aber das, was mir in jenen Tagen des Zusammenlebens mit diesem trefflichen Manne noch viel mehr zum bleibenden Segen geworden ist, das war die Kraft seines frischen, freudigen Glaubens an den Erlöser. Ihm die Ehre zu geben und für Ihn die Herzen zu erglühen, war der Lebensodem seines tiefreligiösen, gottinnigen Gemüthes. Wie gewaltig und umfassend hat er in jenen Tagen gepredigt, und doch auch wieder, welche Milde und herzgewinnende Liebe durchhauchte jedes seiner Worte. Wie freundlich und Vertrauen erweckend wußte er mit den Leuten zu verkehren, welche der Belehrung, der Tröstung und Aufrichtung sich bedürftig fühlten. Auch sein strafendes, zurechtweisendes Wort konnte nie verbittern. Der Eindruck, welchen die von ihm abgehaltenen Visitationen auf die Gemeinden gemacht, zeugte überall von tiefer und heilsamer Erregung der Gemüther. Auch die zur Theilnahme an der Visitation berufenen Geistlichen haben als Mitarbeiter von ihrem theuren Oberhirten nicht blos viel für die Führung ihres geistlichen Amtes gelernt und mit sich heimgetragen zur Verwerthung in ihren eigenen Gemeinden; viel wichtiger sind für sie die erfrischenden und belehrenden Einflüsse gewesen, welche der persönliche Umgang mit ihrem lieben Generalsuperintendenten auf sie ausgeübt hat zur Stärkung und Befestigung ihres eigenen Glaubens."

Nur zu wenig im Stande, dieß Lebensbild mit individuellen Zügen auszufüllen, bei dem Mangel an Briefen von Hoffmanns eigener Hand, glaube ich am Besten zu thun, wenn ich solche Zeugnisse aus dem Kreise der Vielen anführe, welche von jenen Visitationen her seine anhänglichsten Freunde und Verehrer geworden sind, da sie am treuesten den Eindruck seines persönlichen Wirkens wiedergeben. „Zu den Wenigen," schreibt einer seiner frühesten Mitarbeiter, „die ihn in seinem ganzen Umfange, namentlich auch in seinen wahrhaft evangelischen und zeitgemäß irenischen Bestrebungen und Verdiensten haben wägen können, rechnet sich auch der Referent, dem es vergönnt war, bei zwei Generalvisitationen unter seiner Leitung und bei vierwöchentlicher Gemeinschaft bei Tag und Nacht mit ihm und bei fortgesetztem persönlichem Verkehre in seinem gastlichen Hause, wie bei sonstigen persönlichen Berührungen den ganzen Mann zu durchschauen und den Praktiker zu bewundern,

der seines Gleichen nicht hatte. Jede Stunde bei ihm war ein Collegium wahrer Heilands- und Bruderliebe, bewährter Thatkraft für Kirche und Vaterland. Am besten verstanden hat ihn wohl sein treuestes Beichtkind, sein Patron, der auch so wenig verstandene und nicht genug gewürdigte hochselige König Friedrich Wilhelm der Vierte. Geschult durch seine Lebensstellungen in den verschiedensten Kreisen des Kirchen- und Staatswesens, war er zu den reichsten Erfahrungen und zu einer Tactik wie zu einem Tact gelangt, welcher ihn, wie einen vollendeten General, auf den ersten Blick das vorliegende Terrain übersehen, die vorstehenden Persönlichkeiten durchschauen und die sichersten Tritte thun ließen, so daß man seine Maximen als die zweckmäßigsten und durchhelfenden, auch wenn sie bedenklich schienen, zu bewundern alle Ursache hatte."

An den Abenden der arbeitsvollen Tage pflegte er seine Mitarbeiter und die Geistlichen der visitirten Gemeinden um Gottes Wort oder zu freien Unterredungen zu sammeln. Diese Stunden, in welchen er aus seinem reichen Schatz christlicher Erfahrung und theologischen Wissens herausgab, in welchen er es besonders verstand, den Muth und die Freudigkeit des geistlichen Wirkens zu erwecken, sind Vielen unvergeßlich geblieben.

In den Ansprachen an die Geistlichen, in den Rathschlägen, die er für Predigt und Seelsorge ertheilte, war es einer seiner Hauptgesichtspunkte, darauf hinzuweisen, daß wahrhaft evangelisches Wort, das Anpreisen der Liebe des Gekreuzigten zu den Sündern, das Zeugniß von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, tiefer wirke, mächtiger anziehe, als die gesetzlichen und strafenden Predigten, in deren Ton der Prediger so leicht verfalle, wenn er sehen müsse, daß der Unglaube und die Unsitten in den Gemeinden ein Bollwerk sind, das viel Sturmlaufen aushält und doch nicht sinkt. Die lockende, winkende Hand, nicht die drohende Faust soll über die Gemeinde ausgestreckt werden. Er führte gerne die Praxis des alten Conrad Rieger in Stuttgart als Beispiel an, welcher, so oft er auf die Kanzel stieg oder in seinem Seelsorgeramte in ein Haus trat, sich die Worte Col. 3, 12 vorzuhalten pflegte: „So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld."

Bei allem Dringen auf das Eine Hauptziel alles religiösen Lebens und Einwirkens, auf die Bekehrung als entschiedene Hin-

wendung des Herzens zu Christo, wirkte aber doch gerade er bei seiner geistigen Vielseitigkeit auch noch in ganz andern Richtungen anregend und fördernd auf die Amtsgenossen. Wissenschaftliches Denken und Streben ist ihm zeitlebens ein unentbehrliches Mittel auch für seine praktische Wirksamkeit gewesen, und in früheren Lebenszeiten Erworbenes immer in seltener Lebendigkeit ein gegenwärtiger Besitz geblieben. Wie er oft im Familienkreise und unter Freunden über eine bedeutende wissenschaftliche Frage oder über eines seiner Lieblingsthemata in diesem Gebiet sich in zusammenhängenden Mittheilungen auslassen konnte, daß Alle an seinen Lippen hingen, so im Verkehr mit den Begleitern auf seinen Visitationen. Gern kam er auf seine medicinisch-psychologischen und naturwissenschaftlichen Lieblingsgegenstände zu sprechen, so daß ihm einzelne Geistliche Anregung zu Studien in dieser Richtung verdankten, wie er denn überhaupt der materialistischen Strömung der Zeit gegenüber es für wesentlich hielt, daß Geistliche auf diesem Gebiet orientirt seien.

Das Programm der Generalvisitationen ließ allerdings zu diesem freieren Verkehr wenig Zeit. Predigten, Katechisationen mit der Jugend, Besprechungen mit den versammelten Hausvätern der Gemeinden lösten sich während des Tages beständig ab, und den Abend bis tief in die Nacht nahmen oft noch die Conferenzen in Anspruch, in welchen der Tagesbericht zusammengestellt wurde. Hoffmann nahm natürlich gerade auch an den Predigten, Ansprachen und öffentlichen Besprechungen den thätigsten Antheil. Die letzteren besonders wurden oft die belebtesten Stunden der Visitation. Es ist nicht leicht, dem wortkargen Landvolke, welches mit seinen Gütern wie mit seinem Zutrauen am liebsten vorsichtig zurückhält, in öffentlichen Versammlungen eine freie Aussprache abzugewinnen. Hoffmann verstand es aber, in die öffentlichen Gemeindeversammlungen Leben hineinzubringen durch seine gewinnende und unverblümte Art zu reden, wobei er gar nicht ängstlich darauf bedacht war, den Ton amtlicher und pastoraler Würde einzuhalten, ohne doch der Sache etwas zu vergeben. Oft wurden diese neugearteten Visitationen mit großem Mißtrauen aufgenommen, aber im Verlauf derselben schlug die allgemeine Stimmung völlig um, und sie wurden als erfreuende und erwärmende Festtage noch lange in gutem Andenken behalten. Daran hatten jene öffentlichen und offenen Besprechungen besonderen

Antheil. Der Visitator legte es darauf an und wußte es oft dahin zu bringen, daß Einzelne aus der Versammlung ihre Gedanken, zum Beispiel auch Einwendungen gegen die Bibel, offen vorbrachten, um ihnen in der freundlichsten Weise zu erwidern. Er konnte aber auch, nicht in zarten homiletischen Andeutungen, sondern die Sache recht mit dem Namen nennend, den Gemeinden vorhandene Sünden und Laster vorhalten, was manchmal nicht verfehlte, Aufregung zu hinterlassen. Denn er hielt immer dafür, daß offenes Aussprechen der richtige Weg sei, und kannte das Landvolk gut genug, um zu wissen, daß die feineren Nadelstiche der andeutenden Rede gerade nur irritiren, ohne zur Selbsterkenntniß zu treiben. In einer Gemeinde, wo der Holzdiebstahl florirte, sagte er in einer Predigt über Zachäus: „Es steigen wohl auch Manche aus dieser Gemeinde wie Zachäus auf die Bäume, aber nicht um den Herrn Jesum zu sehen, sondern um Holz zu stehlen.“ Solche unerwartete kühne Wendungen erregten Aufsehen. Zu den schwierigeren Aufgaben gehörte es, wenn einer Gemeinde eine Opfer fordernde Einrichtung abzugewinnen, oder eine alteingewurzelte abzuschaffen war. So führte er häufig Krieg wider alte rationalistische Gesangbücher, mußte aber gerade in diesem Punkt erfahren, wie schwer die Abschaffung eines alten und auch des schlechtesten Gesangbuchs hält, welches seit Decennien in den Händen der Alten und Jungen gewesen ist. In einer Gemeinde traf er den alten „Mylius“ an, welcher dort schon 1783 als „zeitgemäße Neuerung“ das Porstsche Gesangbuch verdrängt hatte. Er erklärte in der Gemeindeversammlung, der Mylius müsse fort. Dagegen erhob sich aber der Ortsvorstand. Im Jahre 1783 habe die Kirchenbehörde erklärt, der Porst sei ein zu schlechtes Gesangbuch, der Mylius sei viel besser. Nun habe sich die Gemeinde durch mehr als ein halbes Jahrhundert an den Mylius gewöhnt, und jetzt komme die Kirchenbehörde und sage das Umgekehrte. Was denn die Gemeinde davon denken solle. Hoffmann erwiderte, diese Einwendungen seien von ihrem Standpunkt aus nicht unberechtigt. Daß man von dem Mylius eine falsche Meinung gehabt habe, liege in der damaligen kirchlichen Richtung. Als auch der Patron gegen die zugemuthete Abschaffung sich energisch erhob, gingen andere Mitglieder der Visitation mit dem Eindruck aus der Kirche, in diesem Falle habe die Visitation „Fiasco gemacht“. Hoffmann versicherte sie mit dem besten Humor, ihr Unglaube werde beschämt

werden. Er wußte, daß die Gemeinde längst nach einer Orgel sich sehnte und die Mittel dafür nicht aufbringen konnte. Darauf trat er denn einige Tage später noch einmal mit seiner Forderung hervor und sagte, er mache einen Vorschlag zur Güte. Er habe gehört, daß man nach einer Orgel strebe, das Geld dazu aber nicht beschaffen könne. Er werde versuchen, das fehlende Geld als ein Gnadengeschenk Sr. Majestät des Königs zu erwirken, falls die Gemeinde den Mylius abschaffe. Jetzt schlug die Stimmung um und Patron sammt Gemeinde erklärten sich unter dieser Bedingung zur Abschaffung bereit. — Nach jener Visitation ging er dann zum Könige, der sich Manches aus derselben erzählen ließ. So erzählte Hoffmann auch von der Gemeinde N., wie dort noch der alte Mylius in Gebrauch sei, den die Gemeinde nicht gern abschaffen wolle, wie sie aber nach einer Orgel verlange, ihr jedoch noch 250 Thaler zur Beschaffung fehlten. „Aha!" fiel ihm der König lächelnd ins Wort, „und die soll ich bezahlen!" „Ja Majestät," erwiederte Hoffmann, „die sollen Sie bezahlen!" „Nun," erklärte der König, „ich will, sobald ich die Gewißheit habe, daß der Mylius abgeschafft wird." So geschah es. Die Gemeinde verdankte ihrem Könige und dem Visitator die Abschaffung des alten Gesangsbuchs und ihre neue gute Orgel.

Während bei der Landbevölkerung das Herkommen meistens die stärkste Instanz gegen Neuerungen bildet, so kam es mit den mehr durch Zeitideen, wenn auch oft oberflächlich genug, bewegten Kleinstädtern zu eingehenderen Verhandlungen über Werth und Unwerth der Gesangbücher, und Hoffmann hatte oft Veranlassung, den Realismus der Bibelsprache oder die Kraftausdrücke älterer Poesie gegen den beidem entfremdeten Zeitgeschmack zu vertheidigen. Im letzteren Falle hatte er oft ein classisches Dichterwort von Göthe oder Schiller zur Hand, welches genügte, die Einwürfe gegen kühne Bilder in alten Liedern im Munde eines klugen Stadtverordneten zu entkräften. Als ihm einer die Strophe einer bekannten Liedes „Du nährest aus den Wolkenbrüsten und labest aus dem Felsen mich" als Ungeschmack vorwies, wagte er es einmal sich selber zu citiren, d. h. seine Uebersetzung aus dem englischen Original des Walter Scott, indem er aus dessen lady of the lake die Strophe nach seiner Uebertragung anführte: „Das Land, wo die Wolken mit Luft wie ein Bahrtuch ruhn auf der Berge Brust."

So mußte ihm alles dienen, auch jene Producte jugendlichen Ueberſetzungseifers, welcher damals von dem Inſpectorat des theologiſchen Stifts an ihm als eine Verirrung gerügt worden war. Einmal freilich mußte er ſelbſt von einer Widerlegung abſtehen. Ich gebe die Erzählung wieder, wie ſie in einem Briefe von Fr. Krummacher in deſſen Lebensbeſchreibung enthalten iſt. Hoffmann fragt in einer Hausväterverſammlung, wo es ſich auch um Einführung eines verbeſſerten Geſangbuchs handelt: Nun Leute, was habt ihr gegen das neue Geſangbuch? Ein Bauer: Es macht uns neue Koſten und die Gemeinde iſt arm. Hoffmann: Da wird geſorgt werden, die Aermſten bekommen das Buch umſonſt. Ein Anderer: Bei den Liedern, die unſere Väter geſungen haben, wollen wir auch bleiben. Hoffmann: Eure Väter ſangen gewiß nur die guten Lieder, und die ſtehen im neuen Geſangbuch auch. Ein dritter Bauer: In dem neuen kommt ſo viel vom Teufel vor. Hoffmann: Ja vom Teufel kommt auch viel in der Bibel vor, wollt ihr die auch wegwerfen? Ein vierter Bauer: Ja ſogar von des Teufels Wittwe kommt darin vor. Hoffmann: Ei, das wäre ja gut, dann wäre ja der Teufel todt. Aber wo ſteht denn von des Teufels Wittwe? Der Bauer mit dem aufgeſchlagenen Buch in der Hand: Hier Herr Generalſuperintendent! Richtig. Es war in der That ein Druckfehler für „des Teufels Wittern".

Mehr als Hoffmanns Schlagfertigkeit und Heiterkeit beſonders im Umgang mit dem Landvolke wirkte das Gefühl, daß er gerne und perſönlich zutrauensvoll mit Allen verkehrte, wie es in ſeinen herzlichen, mächtig ergreifenden Anſprachen erſt recht hervortrat. Seine Briefe von den Viſitationen, meiſt nur wenige Zeilen, zeugten immer von der geiſtigen Gehobenheit, in welche ihn dieſe Art von Miſſionsarbeit verſetzte. „Wir ſind friſch und vergnügt," konnte er ſchreiben, „unter den Segensſtrömen, auf welchen wir ſchiffen." „Auf morgen freue ich mich, der Viſitationsgeiſt hat mich wieder ergriffen" — oder im Rückblick auf die Viſitationsarbeit: „Ich habe alle Tage zwei- bis dreimal geſprochen, der Herr giebt mir das rechte Wort, und es ſchlägt in die Herzen."

Seine Rednergabe erwies ſich am bedeutendſten, wo es galt, die letzten Ereigniſſe, Erlebniſſe, Wahrnehmungen und Erfahrungen in das Wort unmittelbar hinein zu verweben. Einer Vorbereitung bedurfte er gar nicht, ſie wäre auch kaum möglich geweſen. Er

vermißte diese ermüdenden und doch so erfrischenden Visitationen schmerzlich, als auch diese segensreiche Einrichtung Friedrich Wilhelms IV. — wegen Geldmangels — wieder aufgegeben wurde, und man in das herkömmliche Geleise zurückkehrte. Nur von einer Seite, welche den positiven Bibelglauben und alles Wirken aus diesem Glauben heraus für antiquirt hält, konnten diese Generalvisitationen als eine Einrichtung nach dem Muster der Jesuitenmissionen bezeichnet werden, bei welcher es nur darauf abgesehen gewesen wäre, rationalistische Elemente aus der Kirche auszumerzen. Wer aber den Glauben, in dem Hoffmann lebte, auch nur zu würdigen versteht, wird aus dem Wenigen, was hier mitgetheilt werden konnte, erkennen, daß es ein höheres Ziel war, dem er hier freudig seine Kräfte widmete, und daß er nicht, wie es neuerdings dargestellt worden ist, als ein gewaltthätiger Kirchenfürst, sondern als ein Arbeiter für seinen Herrn und als ein Freund und Bruder seiner Mitarbeiter sein Werk gethan hat.*)

Ich sehe davon ab, auch die Arbeiten zu verfolgen, in welche die Generalsuperintendentur der Hauptstadt Berlin hineinführte. Es galt hier, in vereinten Berathungen mit den staatlichen Behörden die trübsten Quellen der Unsittlichkeit zu verstopfen. Die Beseitigung der schreienden kirchlichen Nothstände in der Großstadt, die hinsichtlich des aller persönlichen Pflege des religiösen Lebens spottenden Umfangs vieler Gemeinden zu einem kirchlichen oder unkirchlichen Monstrum angeschwollen war, war schon damals eine die Kirchenbehörden, speziell den Generalsuperintendenten beständig beschäftigende Frage. — „Hier galt es," schreibt Hoffmann an Freunde

*) W. Baur erzählt in seiner Lebensskizze Hoffmanns in der Neuen Ev. Kirchenzeitung von einer Visitation, wie der Generalsuperintendent ein angesehenes Mitglied der Gemeinde fragte, ob er denn auch durch Hausandacht der Gemeinde mit gutem Beispiel vorleuchte, wie der Mann sich entschuldigte, dazu habe er keine Zeit, und wie der Visitator mit dem tiefen Ernst seiner Stimme das Wort ihm ins Gewissen warf: „Zeit hätten Sie wohl, aber Sie haben keine Ewigkeit." Diese Mittheilung wird von Hausrath in seiner Schrift über David F. Strauß verändert wiedergegeben, indem er die Aeußerung gegen einen Rationalisten gerichtet sein läßt, welcher sich wegen Unterlassung von Erbauungsstunden mit Mangel an Zeit entschuldigte, um an jenem treffenden Worte zu zeigen, „welchen Ton die Kirchenfürsten bei dieser Gelegenheit anschlugen!"

über die Commission zur Abhülfe der kirchlichen Nothstände, „die riesigen Kirchspiele (80,000, 50,000, 30,000 Seelen mit immer nur höchstens drei, auch nur zwei Geistlichen und Einer Kirche) zu theilen und die Mittel für Kirchenbau und Pfarrgehalt aufzubringen. Bis jetzt haben wir es zum Bau von vier Kirchen in St. Georgen, drei in Sophien, zwei in Elisabeth gebracht — auf dem Papier. Dann erst muß die Sache an den Oberkirchenrath, dieser schickt sie dem Consistorium zum Bericht, wo sie in mein Referat gehört, dann kommt sie an den Oberkirchenrath zurück, wo ich wieder Correferent über mein eigenes Werk bin. Dann habe ich der Ausführung wegen mit dem Magistrat zu verhandeln oder (wo königliches Patronat) mit dem Minister, was aber jetzt leicht ist, da beide Patrone die höchste Willigkeit haben, Opfer zu bringen. Aber item — es kostet Zeit und Kraft." — Auch die Frage über Einführung des Zellensystems und der Seelsorge in den Gefängnissen wurde damals in Commissionen von Staatsbehörden und Sachkundigen unter Zuziehung von Mitgliedern der Kirchenbehörden umfangreich verhandelt, und Hoffmann war ein eifriger Verfechter der Isolirhaft. Mit welchem Ernst in der vielverschrienen Reactionszeit der fünfziger Jahre der König und die obersten Staatsbehörden Hand in Hand mit den kirchlichen sich um die Hebung aller dieser Nothstände bemühten, wird in unsrer Zeit, welche alles nach politischen oder nach kirchenpolitischen Gesichtspunkten zu taxiren geneigt ist, nur zu schnell vergessen.

Die Stellung als Generalsuperintendent machte Hoffmann auch zum Mitglied des Consistoriums von Brandenburg. Hier war die confessionelle Richtung in hervorragenden Persönlichkeiten stärker vertreten als im Oberkirchenrath. Hoffmann machte seine Ueberzeugung überall mit gleicher Entschiedenheit geltend, aber ein beschränkter Partheimann wollte er niemals sein, und wo ihm diese gleiche Gesinnung auf andrer Seite entgegentrat, wo er besonders das praktische Ziel der Erweckung des Glaubenslebens mit gleicher Entschiedenheit in den Vordergrund gestellt sah, wußte er sich eins auch mit Andersdenkenden über Union und Confession in der großen Hauptsache. Vielen, die man nach den Patheischablonen, welche im öffentlichen Urtheil für jeden ihren Rahmen haben, als seine Gegner ansah, stand er auch persönlich nahe und wurde von ihnen hoch geschätzt, wenn sie auch seine kirchenpolitische Stellung nicht billigten.

Der Präsident des Consistoriums, Graf Voß, gab ihm wie seinem Collegen Büchsel in edler Munificenz mehrere Jahre hindurch die Mittel, die aus Geldmangel abgeschafften Generalvisitationen in beschränkterem Maßstabe fortzusetzen, obwohl sie in den Partheifragen weit aus einander gingen. — Wenn es zulässig wäre, von der Correspondenz, welche Hoffmann mit vielen angesehenen kirchlichen Männern verschiedener Schattirung pflegte, einen öffentlichen Gebrauch zu machen, so wäre es auch in dieser Lebensbeschreibung nicht schwer, zahlreiche Beweise dafür vorzulegen, daß die persönliche Gemeinschaft und die geistigen Beziehungen Wahrheit liebender Männer der Kirche viel reicher, vielseitiger und unbefangener sind, als die Geschichte des öffentlichen Lebens sie erscheinen läßt. Vielleicht gilt das gerade von unserer Zeit und von den kirchlichen Bewegungen des Protestantismus in Deutschland in besonderem Maße. Die Darlegung des kirchlich markirten Standpunktes und des demselben entsprechenden kirchlichen Wirkens ist noch nicht das Lebensbild eines Kirchenmannes, so wenig wie die Darstelluug der kirchlichen Partheien und ihrer Kämpfe die Geschichte des kirchlichen Lebens ist. Er giebt tiefere Strömungen, welche unter den bewegten Wellen der sichtbaren Oberfläche dahingehen und deren vorherrschende Richtung für die Zukunft oft entscheidend ist. Hoffmanns kirchenleitende Thätigkeit ist in eine Zeit wachsender Zerklüftung, die noch lange nicht überwunden ist, gefallen, alle Versuche, die kirchliche Einheit auch äußerlich fest und sicher zu gestalten, dienten nur dazu, neue Kämpfe hervorzurufen, weil über die Art dieser Gestaltung die Geister auseinander gingen, doch waren diejeuigen, welche verschiedene Mittel gegen die Schäden suchten, darin einig, diese geistige Zerrissenheit zu beklagen, Hoffmanns Wirken im Kirchenregiment war für Viele unverständlich oder gar bedenklich, und doch konnte er sich auch mit Solchen eins wissen, von welchen ihn die verschiedene Beurtheilung der kirchlichen Zeitfragen noch trennte.

Mit dieser Andeutung, wo eingehende Mittheilungen zwar zu Gebote, aber, weil sie viele Lebende betreffen, nicht zu freier Verfügung stehen, gehen wir von seinem Amte der Kirchenleitung über zu der Arbeit in der Gemeinde.

Die Arbeit in der Gemeinde.

Wir treten von dem weiteren Kreise des kirchenregimentlichen Wirkens nun in den engeren zurück, welchem Hoffmanns Berufung nach Berlin zuerst gegolten hatte. Er hatte sich ausbedungen, daß ihm zunächst vergönnt bliebe, sich auf die Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger der Domgemeinde zu beschränken, aber das Vertrauen und der dringende Wunsch des Königs hatte diese Absichten überholt. Noch nicht ein Jahr war er in Berlin, als er in den Oberkirchenrath und zum Generalsuperintendenten berufen wurde und damit in die bewegte und vielgestaltige Thätigkeit eintrat, welche so eben geschildert worden ist. Der eigentliche Fruchtboden, in welchem er einwurzeln und für den engeren wie für einen weiteren Kreis immer neue Früchte bringen konnte, war aber doch die Gemeinde, der er nun als Diener am Worte angehörte, welcher er allsonntäglich dieß Wort zu verkündigen hatte, aus welcher ihm die geistlichen Bedürfnisse des christlichen Volks in beständiger Berührung entgegentraten. Ohne diese glückliche Verbindung mit dem Pfarramte würden ihm weder seine neuen Berufskreise so bald zu einer Heimath geworden sein, noch auch hätte er so nach außen hin in weiterem Umfang wirken können, wie er es that. Mitten unter den unruhigen Schwankungen der kirchlichen Kämpfe konnte er hier mit seinen Amtsgenossen seinen stillen Gang gehen, das unmittelbarste und segensreichste Werk thun im geistlichen Hirtenamt. Ich fasse darum auch hier, wo der Wechsel der Zeiten keine wesentlichen Veränderungen brachte, seine Wirksamkeit im Ganzen ins Auge, während die Darstellung seiner Mitarbeit am Bau der Kirche hinsichtlich des Einzelnen nur bis zu dem Jahre 1857, der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV., welche einen Abschnitt in dieser Arbeit bezeichnet, geführt ist.

Seine Mitarbeiter an der Domgemeinde Strauß und Snethlage waren von Anfang an seine warmen und treuen Freunde, welchen bald auch von Hengstenberg, den Hoffmann auf seiner ersten

Generalvisitation kennen gelernt hatte, hinzutrat. Die Gemeinde bot ein reiches und weites Feld noch in anderer Hinsicht, als man dies bei der Gemeinde voraussetzt, zu welcher das Königliche Haus sich zählt. Denn sie ist nicht, wie man vielfach meint, die Gemeinde der Vornehmen und Reichen, sondern besteht, wenige Familien ausgenommen, in ihren etwa zwölftausend Gliedern aus Familien des Handwerker- und Arbeiterstandes, besonders auch aus vielen armen Leuten.

Seit dem Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformirten Confession hatten sich die Reformirten an die Hofgemeinde angeschlossen, und als dieselbe nachher in Folge der Union zu einer aus Reformirten und Lutheranern gemischten wurde und auf das Fünffache ihrer früheren Zahl anwuchs, blieb doch das alte Verhältniß bestehen, daß die Zugehörigkeit forterbte, während die meisten andern Stadtgemeinden nach Stadttheilen begränzt sind. Als Reminiscenz früherer reformirter Selbstbewußtheit mitten unter einer lutherischen Bevölkerung trägt sie noch heute auf ihrem Kirchensiegel die gar nicht unionistische Devise „Sicut rosa inter spinas.“ *) Es hat sich aber auch mehr innerer Zusammenhang fortgeerbt, als sonst unter den großen Stadtgemeinden zu finden ist, und wenn auch die geistliche Pflege der Gemeinde durch deren Zersplitterung in der ganzen Stadt erschwert war, so war sie doch auch immer reichlicher als viele andere Gemeinden mit geistlichen Kräften versorgt.

„Ich will mit Gottes Hülfe Seelsorger sein, Hirte und die Verlorenen suchen,“ hatte Hoffmann in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Berlin geschrieben. Er trat mit Freuden wieder unter neuen Verhältnissen ein in dies Amt seiner jugendlichen Mannesjahre, aber allerdings mußte er bald, als die anderen Verpflichtungen sich häuften und ihn so oft in die Provinz hinausführten, das Aufsuchen der Gemeindeglieder Andern überlassen, den jüngeren Kräften, welche er in dem von ihm geleiteten Domcandidatenstift ausbildete. Daneben konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß er auch durch die Anziehungskraft, die seine Persönlichkeit übte, und das Vertrauen, das Viele zu ihm hatten, als unterweisender und tröstender Seelsorger in vielfache Beziehung zu Gliedern der Domgemeinde aber auch zu Andern trat, die gerade zu ihm sich hingezogen fühlten.

*) „Wie die Rose unter den Dornen.“

Seine Hauptwirksamkeit lag in der öffentlichen Verkündigung des Worts. Als ein geübter und erprobter Prediger, der schon seit zwanzig Jahren vor Gemeinden verschiedenster Art das Zeugniß hatte erschallen lassen, trat er auf die Kanzel der Domkirche. Es ist daher auch schon von ihm als Redner die Rede gewesen, doch ist hier, bei Besprechung seines Wirkens in der Gemeinde, welcher die andern zwanzig Jahre seines Wirkens als Prediger gehört haben, der Ort, um ein Mehreres von ihm in dieser Beziehung zu sagen.

Von Anfang an sammelte sein mächtig tönendes und den warmen Pulsschlag des Herzens wiederhallendes Wort eine gedrängte und andächtig hörende Gemeinde in den Räumen der Domkirche. Er war kein kunstvoller Redner in der Art eines Theremin, der nicht lange vor ihm noch auf dieser Kanzel gestanden hatte, aber der Sprache und des sachgemäßen Ausdrucks in hohem Grade mächtig, und gerade durch die Freiheit seiner Production hatten seine Worte etwas Ursprüngliches und Unmittelbares, was um so stärker wirkte. Da er — keineswegs in den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Prediger, wohl aber später — seine Predigten ohne besonderen Anlaß nicht aufzuschreiben pflegte, und nur das ganze Gewebe der Ideengänge vor sich hatte, so sah man ihn wohl oft mitten im anschwellenden Fluß der Rede unter der Fülle der zuströmenden Gedanken und Bilder nach dem schlagendsten Ausdruck ringen und erlebte es mit, in solchen Momenten wahrlich unbeschadet des Eindrucks, wie sich die Gedankenwolken zusammenballten, um dann wie in einem befruchtenden Gewitterregen auf die Hörer niederzurauschen. Weil sein Herz von dem Drang erfüllt war, den Seelen die Heilskraft des Evangeliums nahe zu bringen, konnte er aber auch ebenso herzgewinnend wie mächtig ergreifend reden, und manche seiner Predigten zeichneten sich durch eine ungesuchte warme Sprache des Gemüths aus, welche besonders in den traulicheren Abendpredigten vor einer oft im geistlichen Sinne gewählteren Zuhörerschaft bei ihm vorwaltete.

Er führte gerne das Wort eines der alten württemberger Herolde, ich meine Hartmanns, im Munde, jede Predigt sollte so beschaffen sein, als wenn sie für die Hörer die erste wäre oder die letzte. Das Centrum der Heilswahrheit in das Innerste des Menschenherzens zu pflanzen, war so sehr sein bewußtes und gewolltes

Ziel, daß fast in allen seinen Predigten der Gegensatz von Sünde und Gnade, von Schuld und Rechtfertigung, der Kern des Evangeliums von der Erlösung und Versöhnung eine für das Ganze beziehungsreiche, beherrschende Stelle einnahm. Predigten, die sich in der Peripherie der christlichen Wahrheit bewegen, waren nicht seine Sache, und auch wo er einzelne Gebiete der Entfaltung des christlichen Lebens, die Familie, das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthan u. A. aus dem göttlichen Wort beleuchtete, verleugnete sich jener Grundzug seiner Predigtweise nicht. Er ging auch nicht auf dem Wege so mancher Prediger der Gegenwart, die zu dem Mittelpunkt des Glaubens ein diesem Glauben und doch nicht den sittlichen Einflüssen des Christenthums entfremdetes Geschlecht dadurch zurückzuführen streben, daß sie die sittlichen Mittelglieder aufsuchen, um an diesen von dem Niveau der herrschenden Religiosität zu der Höhe des biblischen Christenthums wieder aufzusteigen, sondern er faßte das christliche Volk noch immer bei seinem Namen. Den Glauben an Christum, den Sohn Gottes, als den in sich selbst gewissen, in jedem heilsbedürftigen Gemüth sich bewährenden bezeugend, die Sünde in ihrer Tiefe mit den Worten eines Paulus schildernd, suchte er erst von dieser Position aus den Weg in die Gewissen, er bewegte sich hier wie Ludwig Hofacker in den pauliniſchen Gedankengängen der Reformation. Seine Predigten erhielten dadurch bei aller Gedankenfülle und Mannigfaltigkeit der Gegenstände eine gewisse Gleichartigkeit, die er nicht zu vermeiden strebte.

Bei alledem sind viele derselben eigenthümlich, nicht nur durch die Herz und Geist ansprechende, Gemüth und Erkenntniß anregende Art, wie er die alten Heilswahrheiten als ewig neue zu predigen wußte, sondern auch durch ihren theologischen Gehalt. Manche ihm eigene oder von ihm eigenartig verfolgte theologische Anschauung tritt in denselben wiederholt hervor. Am meisten ist dies in den Predigtcyclen der Fall, welche einen wichtigen Gegenstand der Offenbarungsgeschichte oder der christlichen Glaubenslehre in einem gewissen Zusammenhang verfolgen, wie z. B. die Predigten „über die letzten Dinge der Menschen“ oder „die Stimmen der Hüter im Alten Bunde.“

Als besonders charakteristisch und bedeutsam möchte ich hervorheben, wie er auf Grund psychologischer Erfahrungen die Vor-

gänge verfolgt, in denen die Innerlichkeit des Menschenlebens sich, den ganzen Lebenszustand und seine Empfindung gestaltend, nach außen wirft, wie er von diesen Blicken in die Werkstätte des geistigen Organismus aus die biblische Offenbarung nach der dunklen Seite, in der Lehre von Sünde und Tod, wie nach der Lichtseite, in der Lehre von der Seligkeit dem Verständniß und der Anschauung näher brachte. Ich muß es mir aber versagen, dies hier näher auszuführen, weil es nur durch eine eingehendere Darlegung der Lehren von Sünde und Tod und ewigem Leben, wie er sie auffaßte, geschehen könnte, und begnüge mich statt dessen, neben den erwähnten Predigten über die letzten Dinge des Menschen, noch auf einen ebenso gedankenreichen als eigenthümlichen Vortrag mit dem Titel „Vom Tode“ hinzuweisen, in welchem diese Anschauungen nach einer Seite specieller entwickelt sind.*)

Es ist schon der gedruckten Predigten Erwähnung geschehen. Da viele von Hoffmanns Predigten aus den ersten Jahren wiederholt in Abschriften begehrt wurden, ließ er sich bestimmen, sie fortlaufend zu veröffentlichen, was bis dahin nur mit einzelnen in verschiedenen Predigtsammlungen oder bei besonderen Anlässen geschehen war. Daraus entstanden die acht kleinen Bände unter dem Titel „Ruf zum Herrn“, welche in den Jahren 1854 bis 1858 erschienen. Diesen fügte er dann noch vom Jahre 1859 ab die Haustafel hinzu, welche in drei Abtheilungen „Die Gemeinde“, „Die Familie“, „Obrigkeit und Unterthan“ die verschiedenen menschlichen Lebenskreise unter die Beleuchtung des göttlichen Wortes stellte. Mit einer Sammlung von Predigten über die Evangelien des Kirchenjahrs „Ein Jahr der Gnade in Jesu Christo“ schloß er 1864 die Veröffentlichungen ab mit der Begründung „Ich bin auf der irdischen Lebensstufe angelangt, auf welcher die frische Produktivität auf diesem Gebiete abnimmt, und der Prediger, durch das Wort Gottes und die Lebenserfahrung getragen, seiner Gemeinde zwar noch zu genügen vermag, in weiteren Kreisen aber nicht mehr auf Anklang und segensreiche Wirksamkeit rechnen darf.“

Einen reichen Schatz homiletischer Auslegung und Anwendung bieten diese Bände dar, obwohl die gedruckten Predigten kein ganz getreues und genügendes Bild der gesprochenen gaben. Sie sind

*) Der Vortrag ist veröffentlicht in den „Vorträgen für das gebildete Publikum.“ Elberfeld 1861.

meist nach stenographischen Nachschriften gedruckt, aber in der Correctur zum Theil bedeutend abgekürzt worden. Am wenigsten ist dieß bei den Predigten über die Pericopen der Fall, von denen manche vollständig schriftlich entworfen sind.

Oftmals sah sich Hoffmann auf die Kanzel des Doms oder auch der Kapelle des Königlichen Schlosses gerufen, um feierlichen Tagen des Staatslebens die Weihe des göttlichen Worts zu geben, oder vor Anfang der Sitzungen des Landtags christliche Mahnung und Ermunterung den evangelischen Volksvertretern zuzurufen. Es war oft keine leichte Aufgabe für den Prediger, vor den prangenden Uniformen am Krönungs- und Ordensfest, oder gegenüber den wechselnden Stimmungen und Mißstimmungen des auf- und abschwankenden politischen Lebens das Wort Gottes in ungetrübter Schlichtheit, Wahrheit und Klarheit zu bezeugen. Andrerseits waren aber auch die edlen Traditionen des preußischen Königthums, welche der Bibel hier das erste Wort lassen, selbst schon eine Aufforderung an den Prediger, seinen Mund aufzuthun, welche ein so warm für sein Volk und dessen Geschichte begeisterter Mann wohl zu würdigen wußte. Hier waren es die Grundgedanken vom Reiche Gottes, das er im weitesten Sinne verstand, als die Zusammenfassung alles dessen, was zum ewigen Ziel der Menschen und ihrer Geschichte zusammenwirkt, aus welchen heraus er das rechte Wort hatte für solche Versammlungen, und welche dieses Wort in der Höhe hielten über den Kampfesstimmungen der Partheien. Er konnte wohl den Vertretern zurufen: „Der Menge Stimme ist nicht des Volkes Stimme, und auch diese ist nicht eher Gottes Stimme, bis erst Gottes Wort in einem Volke wohnt“ (Landtagspredigt v. 1855), aber seine so stark und bewußt ausgeprägten politischen Ueberzeugungen mischten sich nicht in die Stimme des Wortes Gottes, welches er hier zu verkündigen hatte.

Das darf man auch von jenem Cyclus von Predigten über Obrigkeit und Unterthan sagen, welche der Gegenstand heftiger Angriffe früher und neuerdings gewesen sind. Hoffmann ist nach einer Seite als Redner immer leicht angreifbar gewesen, wenn man einzelne seiner starken Ausdrücke und Kraftworte herausgegriffen hat, um diese statt des Ganzen der Beurtheilung Preis zu geben. Er sagte manchmal in seiner feurigen Lebendigkeit mit einem Ausdruck in der That zu viel, um ihn aber dann im Ver-

lauf der Rede durch beschränkende Gedanken auf das richtige Maß zurückzuführen; das mag auch von einzelnen Ausdrücken jener Predigten zuzugestehen sein, aber seine Erwiderung wird sich jedem unbefangenen Leser der ganzen Predigten bestätigen, „daß man sie nur zu lesen braucht, um das Unrichtige und Willkürliche des falschen Urtheils zu erkennen, welches diese Predigten als eine Art Schutzschrift des politischen Absolutismus ausschreien wollte."

Ich scheide von der Schilderung des Predigers, der während seiner langen zusammenhängenden Wirksamkeit am Dome so vielen Samen ausgestreut hat, um noch kurz zu erwähnen, wie er auch sonst nach vielen Seiten die Aufgaben in der Gemeinde, zu welchen er seine Mitarbeiter in der Provinz so oft aufrief, selbst anzugreifen gewußt hat.

Eine besondere Fürsorge beanspruchten in der Domgemeinde die zahlreichen, in der ganzen Stadt zerstreuten armen Gemeindeglieder. Die Mittel der Kirche für diesen Zweck waren verhältnißmäßig bedeutend, aber eben darum eine Organisation der Armenpflege, welche eine Uebersicht über die Bedürftigen gestattete und mit der Geldunterstützung auch persönliche Einwirkung verbinden konnte, nur um so mehr erforderlich. Schon im Jahre 1855 legte Hoffmann, im Verein mit seinen Collegen, in einer Ansprache der Gemeinde einen Entwurf vor, nach welchem den wohlhabenden Familien als freiwilligen Armenpflegern je eine kleine Anzahl der Bedürftigen zur persönlichen Fürsorge und Vermittlung der Unterstützungen überwiesen wurden. Glieder seines eigenen Hauses nahmen daran thätigen Antheil, und auf dem Kirchentag zu Hamburg trat er lebhaft für diese Einrichtung als die beste Weise einer rechten kirchlichen Armenpflege ein. Später scheint jedoch dieser schöne Anfang wieder etwas erlahmt zu sein, obwohl Hoffmann immer wieder die Sache in Gang zu erhalten suchte.

Eine mühsame und mehrere Jahre hindurch verfolgte Arbeit, zu der er den Anstoß gegeben, war der Entwurf eines verbesserten Gesangbuchs für die Domgemeinde. Er hatte für die Ausarbeitung eines solchen den im hymnologischen Gebiet sehr sachkundigen Consistorialrath Bachmann gewonnen und arbeitete hernach lange mit ihm und mit seinem Collegen v. Hengstenberg an einer Revision dieses Entwurfs. Aber es zeigte sich auch schon in dieser Commission, wie schwer es hält, daß bei den Einzelfragen, wie weit die

ursprüngliche Form der Lieder beizubehalten, wie weit sie verbesserungsbedürftig sei, auch nur zwei oder drei zusammenstimmen, obwohl die reiflich erwogenen Grundsätze Bachmanns von Allen adoptirt wurden. In vielen Fällen entscheidet hier schließlich das Gefühl. Hoffmann war kein Verehrer des Alterthümlichen als solchen, aber wo der veraltete Ausdruck mit der Kraft des Gedankens verknüpft, oder mit dem durch jede Nachbesserung schnell verwischten Hauch poetischer Schönheit angethan war, ließ er nicht gerne davon. Aber wie viele Rücksichten kommen bei dieser schwierigen Arbeit zugleich zur Geltung! Doch rückte die Revision, an der Hoffmann längere Zeit eingehend gearbeitet hat, langsam vor. Sie ist seitdem durch neue Revisionen hindurchgegangen, vom Consistorium genehmigt, und wird, wenn sie das Urtheil der Provinzialsynode passirt hat, hoffentlich in nicht allzulanger Zeit der Domgemeinde die von Vielen ersehnte Frucht bringen und auch von dem Verdienst ihres ersten Urhebers ein spätes Zeugniß ablegen.

Hoffmanns eigenstes Werk war in dem Anfang der sechziger Jahre die Gründung eines Domjünglingsvereins. Er wollte die Jünglinge der Domgemeinde, besonders auch die vereinzelten, familienlosen, die in der großen Stadt ohne Anhalt allen Versuchungen ausgesetzt waren, an jedem zweiten Sonntage, an welchem er keine Abendpredigt hatte, um sich sammeln, um aus dem Schatze seiner Erfahrungen und seines Wissens ihnen mitzutheilen. Eine gar bescheidene Zahl von jungen Leuten, einige junge Kaufleute, mehrere Handwerker, fanden sich ein. Mit diesen, es waren oft nicht mehr als acht oder zehn, hielt Hoffmann fast zwei Jahre hindurch an seinen freien Sonntagnachmittagen regelmäßige Versammlungen.

Bei diesen Zusammenkünften hat der Schreiber dieser Biographie als sein Assistent und zeitweiser Vertreter fungirend, ihn oft gehört, wie er neben Gotteswort und Gebet auch wichtige, in die Zeit einschlagende Fragen auf die anziehendste Weise besprach, z. B. in der Zeit, in welcher Lassalle aufkam, die Grundsätze des Communismus in geschichtlicher Darlegung von den französischen Communisten ausgehend und mit eingehender Critik der Sache vom christlichen, politischen und wirthschaftlichen Standpunkt. Später erkannte er doch, da der kleine Kreis sich nicht vermehrte, und eben nicht Alles, was zu einem solchen Verein gehört, zu verwirklichen war, daß er bei seiner Massenarbeit in der Woche, ver-

sucht habe was möglich ist, und überließ die Sache jüngeren Kräften. Aber kaum etwas in seiner Wirksamkeit konnte einen tieferen Eindruck seines herzlichen und demüthigen Seelsorgersinnes machen, als die Art, mit welcher er dieser kleinen Versammlung sich widmete, und die Zähigkeit, mit welcher er die einzige freiere Zeit der in rastloser Arbeit verlaufenden Woche diesem Zwecke geopfert hat.

Von selbst schließt sich uns hier die Stiftung an, mit deren Leitung Hoffmann ebenso der Gemeinde gedient hat, wie der Landeskirche im weitesten Umfange, das Domcandidatenstift.

Das Domcandidatenstift in Berlin ist diejenige kirchliche Stiftung in der preußischen Landeskirche, welche immer an den Namen Hoffmanns erinnern wird. War Friedrich Wilhelm IV. der Urheber des zeitgemäßen und fruchtbaren Gedankens, so ist die Verwirklichung desselben in allen wesentlichen Stücken nach Hoffmanns Entwürfen erfolgt, und ist derselbe vom Frühling des Jahres 1854 an bis an sein Lebensende, also neunzehn Jahre lang, der Leiter dieser Anstalt gewesen. Die Idee der Errichtung des Domcandidatenstifts war schon bei seiner Berufung ein Hauptaugenmerk des Königs, und Hoffmann hat die Gedanken über solche Anstalten, als wesentliche Glieder im kirchlichen Organismus, bereits 1851 auf dem Kirchentage zu Elberfeld in einem Referat über die Stellung der Candidatur in der Kirche ausführlicher entwickelt. Jede Kirchenprovinz sollte nach seiner Ansicht ein solches Stift, das zugleich Prediger-Seminar wäre, enthalten, durch welches alle Candidaten hindurchgehen müßten, und wie sich ihm solche Gedanken sofort zu größeren Ausblicken erweiterten, schilderte er dieselben als die Centralstellen, von denen auch die Arbeiter im Gebiet der innern Mission, ja auch Sendboten zu den Heiden ausgehen könnten, mit einer offenen Thür zum Zurücktreten der so Geübten und Erprobten in den Dienst der heimathlichen Kirche. Ein näheres Ziel, welches sich ihm, besonders seit er das preußische Kirchenwesen näher kennen lernte, immer mehr aufdrängte, war aber das, die precäre Ausnahmestellung der Theologen zu beseitigen, welche nach erlangter Ausbildung, auf Selbsthülfe angewiesen, als Hauslehrer oder an Privatanstalten sich fortzubringen hatten, während andrerseits der Mangel an geistlichen Kräften, besonders in den großen Städten, ein schreiender Nothstand war. Es trat ihm, gerade im Vergleich mit Württemberg, von Anfang an entgegen, daß die doch im

Durchschnitt viel geringere Geweckтheit des religiösen Lebens in seinem neuen Wirkungskreise in der viel spärlicheren geistlichen Pflege der Gemeinden in Stadt und Land eine fortwirkende Ursache habe. Die Versuche, dem süddeutschen Vicariatswesen in der preußischen Landeskirche Eingang zu verschaffen, mußte er zwar bald aufgeben, schon wegen des Theologenmangels, der im Anfang der fünfziger Jahre etwa dem jetzigen gleich war, um so mehr hoffte er von der successiven Errichtung von Candidatenconvicten, mit welchen sich praktische Wirksamkeit in den Gemeinden verbinden sollte. — Bei dem Könige war derselbe Gedanke von der geistlichen Noth der so rasch zur riesigen Großstadt angeschwollenen Residenz Berlin, und von dem dringenden Bedürfniß nach einer mehr ausreichenden Seelsorge ausgegangen. „Nie", schreibt Hoffmann, „wird der Schreiber dieser Zeilen den feierlichen Augenblick vergessen, da der edle fromme Urheber dieses Gedankens in seinem Thurmgemache im Schlosse zu Berlin, von der Erneuerung des Dom-Alumnates redend (es war sternenvolle, lichterbeglänzte Nacht), durchs Fenster deutete und sprach: Sehen Sie diese große sündenvolle Stadt an! In ihr gab es vor Kurzem noch eine Parochie von 80,000 Seelen mit zwei Predigern, und noch giebt es deren von 50,000!" — Das war die Grundidee der zu treffenden neuen Einrichtung, daß nicht mehr blos homiletische und katechetische Uebung, sondern Eingehen in die Seelsorge, nicht mehr die Gewinnung größerer Tüchtigkeit für die Arbeit an der gesammelten Gemeinde, sondern die Hingabe an die mühsame Arbeit der Sammlung derselben, an das Aufsuchen der Zerstreuten in dem Wirken der Candidaten vorantreten sollte. Ihr Lernen und Ueben sollte darauf gerichtet sein, was auch künftig in ihren Gemeinden die erste unerläßlichste Bemühung sein sollte, erst wieder die Gesammtheit derselben zur regelmäßigen Predigt des Wortes herbei zu bringen.

Die Einrichtung wurde wesentlich erleichtert und beschleunigt dadurch, daß sie an eine bereits bestehende ältere Stiftung der preußischen Könige sich anschließen konnte.

Friedrich Wilhelm I. hatte bei oder kurz nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1714 ein mit der reformirten Hof- und Domkirche verbundenes Dom-Candidaten-Alumnat gestiftet. Das erste Reglement bezeichnet den Zweck folgendermaßen:

„Zur Beförderung der Ehre Gottes und zum Besten der

evangelisch-reformirten Kirchen und Religion, zu welcher Sie (Seine Königliche Majestät in Preußen) sich mit Mund und Herz bekennen, eine gewisse Anzahl reformirter Candidaten Theologiae allhier in Dero Residenz Berlin mit nöthigem Unterhalt versorgen zu lassen und sie auch hernach in die Fremde auf andere reformirte Universitäten zu verschicken." — Die Mittel wurden theils aus der Staatskasse, theils aus Domrevenüen entnommen. Als Aufgabe der Candidaten wurde bezeichnet, daß sie Nachmittags- und Wochenpredigten, auch Betstunden und Katechisationen der Jugend der ärmeren Classen in den reformirten Gemeinden halten, die Proselyten unterrichten, Kranke, Gefangene und Maleficanten besuchen, dieß Alles aber erst von den Pastoren erlernen sollten. Für ihre theologischen Bildungsreisen war zunächst das reformirte Holland als Reiseziel empfohlen, sie sollten sich aber „hernach auch in England nach Oxford und Cantabrig erheben und die Holländische und Englische Sprache vorhin, soviel möglich sich bekannt machen." — Die Hof- und Domprediger waren schon damals die Ephoren dieses Stifts, welches aber kein Convict war, indem nur die Vorschrift bestand, daß die Alumnen „Tisch und Logiament" nur bei ehrbaren Leuten nehmen sollten, wozu sie wie zu den Reisen für damalige Verhältnisse nicht unerhebliche Stipendien bezogen. — Im Jahre 1822 dehnte Friedrich Wilhelm III. diese Stipendien auch auf Lutheraner aus, die ihren Beitritt zur Union nachgewiesen hätten. Hundert und vierzig Jahre lang bestand diese Stiftung, welche freilich zuletzt nur ein Hülfspredigerinstitut für den Dom war, als Friedrich Wilhelm IV. die Entwürfe zu einer Neugestaltung in größerem Umfang an Hoffmann übertrug. „Es war für den Neuling," schreibt dieser „auf dem Boden Berlins keine leichte Aufgabe, gerade für die Verhältnisse Berlins eine Anstalt einzurichten, für deren sonstige innere Ordnungen in den württembergischen Klosterschulen und in der evangelischen Missionsanstalt zu Basel, die selbst von ihrem Gründer diesen nachgebildet war, allerdings ein ihm vertrautes Muster vorlag. Der 1852 mit zu diesem Geschäfte Berufene, der als Ephorus dem neuen Dom-Candidaten-Stift die Gestalt geben und es alsdann leiten sollte, war neun Jahre lang als Stipendiat durch dieselben in allen ihren Stufen gegangen, hatte als Repetent auf der höheren und als Ephorus, wenn auch

nur ein Jahr lang an der Spitze dieser gestanden, auch zehn Jahre lang die Missionsanstalt zu Basel geleitet. Allein er war auf dem Boden Berlins ein Neuling, dem es wohl für diesen Theil seiner Aufgaben einen abschreckenden Eindruck machen konnte, wenn ein in Berlin seit vielen Jahren heimischer berühmter Theologe die Unausführbarkeit seines Planes ihm mit den Worten entgegenhielt: „Sie kennen den Berliner Proletarier nicht, der wird Ihre Candidaten herauswerfen," und ein in Staatsgeschäften und Kirchenleitung ergrauter ehrwürdiger Mann ihn versicherte: „Die tüchtigeren Candidaten brauchen wir sofort im Kirchendienste, mit den schwächeren können Sie nichts anfangen". — In einem Privatbriefe berührt Hoffmann noch andere Hemmnisse: „Man ist mir in jeglicher Weise gütig entgegengekommen, die Sache hat aber große Gegner. Besonders ist Professor H., mein lieber Nachbar, dagegen und spannt mir die Candidaten ab, wo er kann, weil ich nicht in's confessionelle Horn blase, übrigens auch Niemanden hindere, zu glauben, wie er es kann, gerade wie im Missionshause. — Nur keine Ungläubigen will ich haben."

Um Ostern 1854 trat die Anstalt zunächst in einem gemietheten Local in der Friedrichsstraße, einer der geräuschvollsten Verkehrsadern Berlins, ins Leben. In den Räumen, in welchen kurz vorher noch ein berühmtes Berliner Kind Ludwig Tieck in seinen alten Tagen gewohnt hatte, richteten sich jetzt unter der rührigen Leitung des ersten Inspectors Lic. Otto Strauß die Domcandidaten ein. Die Idee der Verknüpfung wissenschaftlicher Thätigkeit mit praktischer, besonders mit Seelsorge unter den zahlreichen armen Familien der Domgemeinde, deren Gemeindeglieder durch die ganze Stadt zerstreut wohnen, bewährte sich zusehends, und die vervielfachte Arbeit an den Zerstreuten übte eine merkbare Rückwirkung auf den kirchlichen Gesammtzustand der Domgemeinde. — Der Ephorus hielt nur die Oberleitung des Convicts in seiner Hand, die specielle Direction konnte er den Inspectoren und dem kleinen Kreise der Candidaten selbst überlassen, von welchen zu erwarten war, daß sie reif genug waren, sich selber zu dirigiren, und nur in sehr seltenen Fällen hatte er, nachdem die Schwierigkeiten des Anfangs überwunden waren, corrigirend einzugreifen. Eine solche Leitung entsprach seiner persönlichen Neigung, welche, mit allem Kleinen und Kleinlichen gern unverworren bleibend, in der

freien geistigen Mittheilung und Einwirkung ihre Kraft offenbarte. In den gemeinsamen Besprechungen über die praktische Thätigkeit in der Armenseelsorge, in den Beurtheilungen der wöchentlichen Predigten, öffnete sich der reiche Schatz seiner Erfahrungen. Seine unverblümte Kritik homiletischer Leistungen hatte nichts Drückendes und Entmuthigendes, schon darum nicht, weil er vielmehr dabei verweilte, positive Rathschläge, durchschlagende praktische Gesichtspunkte dem Prediger an die Hand zu geben, als seine Defecte und Mißgriffe aufzuzeigen.

An die seelsorgerliche Wirksamkeit des Geistlichen stellte er hohe Anforderungen, hinter welchen die Wirklichkeit wohl bei der dermaligen Lage der Verhältnisse an vielen Orten zurückbleibt.

„Des Geistlichen erste Sorge ist, sich mit dem Erkenntnißbedürfnisse der Einzelnen wohl bekannt zu machen. Dieß ist anders gar nicht möglich als durch Hausbesuche. Die Frage, ob der Geistliche ungerufen die Familie besuchen soll, beantwortet sich daher mit Ja! Mag man dagegen vorbringen, daß er unwillkommen sei und dadurch schon etwas verderben möge, es ist dieß nur eine Auskunft der Scheu und Trägheit, mag man die Unfruchtbarkeit dieser Besuche in manchen Familien dagegen anführen, der Geistliche hat dann das Seinige gethan, wenn er wiederholt und auf eine nicht zudringliche, sondern freundschaftliche Weise in den Familienkreis getreten ist.“ Mit reichen Rathschlägen verfolgte er diese Wirksamkeit in alle äußeren und inneren Zustände der Gemeinden und Einzelnen. Das eigentlich Belebende waren aber in diesen Mittheilungen die reichen Beispiele aus eigener und fremder Erfahrung, auch aus dem Missionsgebiet, welche ihm zu Gebote standen, und die sich so lebhaft der Erinnerung anhefteten, weil er im drastischen Erzählen ein Meister war. Auch aus dem Gebiete der Homiletik mögen hier wenigstens einige beherrschende Gesichtspunkte nach seinen eigenen Worten Platz finden, welche Sinn und Geist seiner praktischen Anweisungen erkennen lassen.

„Die evangelische Predigt soll ebenso die einzelne Persönlichkeit wie das Ganze der Gemeinde ins Auge fassen. Denn welches von beiden man aus den Augen lasse, immer wird eine Unwahrheit daraus folgen. Nie wird eine Gemeinde entstehen, ohne daß gläubige Personen da sind, nie werden solche da sein, ohne daß eine Gemeinde sich bildet, weil es das Wesen des Glaubens ist,

Gemeinschaft zu stiften. Denn er ist der Glaube an Christum als den Versöhner der Welt, als den Lehrer der Menschheit, als den König aller Gläubigen, als das Haupt des Leibes. Würde die Wirkung auf die Gemeinde die Persönlichkeiten aus dem Auge lassen, und die Predigt blos die Gemeinden als Ganzes anreden, so müßte stets entweder ein gleich hoher oder ein gleich niedriger Zustand der Gemeinde vorausgesetzt werden. Es müßte angenommen werden, daß entweder keiner über die bloße Anregung und Befähigung zum Glauben, wie sie die Taufe schon giebt, hinaus sei, oder daß alle schon persönlich lebendige Glieder der Gemeinde d. i. Gläubige seien. Beides wäre eine Illusion, und so würde die Predigt, weil sie nicht an die wirklichen Zustände sich richtete, auch nicht allgemein wirken, sie würde zu sehr ins Missionsgebiet fallen, oder zu sehr ins liturgische Gebiet, weil sie entweder nur erwecken wollte, oder nur den Glauben der Gemeinde darstellen. Wenn aber die Predigt sich ausschließlich an die verschiedenen Persönlichkeiten hielte, sie als lauter vereinzelte betrachtend, so würde sie eine ganze wesentliche Seite des Glaubens unentwickelt lassen, nämlich die der Gemeinschaft. In diesem Falle wäre sie nie im Stande, ihrer entwickelnden Aufgabe zu genügen, sie würde dem vorhandenen Gemeindeleben fremd gegenüber stehen, atomistisch das Gebundene anschauen, sich in Aufstellung aller der mannigfaltigen Nuancen der persönlichen Zustände abmühen, trotz aller Erweckung Vieler, die ihr gelänge, nichts Bleibendes stiften, das selbst wieder fortzeugte. — Welches Wort ist immer zugleich für alle und für jeden Einzelnen ergreifbar und anwendbar? Das ist nur das Wort Gottes in der heiligen Schrift oder das ganze Schriftwort. Denn diesem kommt wirklich die einzige Eigenschaft zu, unendlich in seinem Inhalt und daher angemessen für jede Lage des Lebens, jede Stufe der Entwicklung, jeden engeren und weiteren Kreis zu sein. —

„Die Bedürfnisse der Gemeinden in ihrer mannigfachen Abstufung und Gliederung müssen für die homiletische Wirksamkeit in Betracht kommen. Unter Bedürfniß ist aber nicht die subjective Neigung des Individiums zu dieser oder jener Darstellung des Christenthums (bald mehr central, bald mehr peripherisch) zu verstehen, so daß der Prediger bis auf den vorübergehenden Zeitgeschmack oder die Zeitrichtung von den Wünschen der Zuhörer

abhängig wäre. Vielmehr ist an die wirklichen und bleibenden Bedürfnisse zu denken, nämlich an die der Erkenntniß der Sünde, der Buße und des Glaubens, an die Gnade Gottes in Christo Jesu mit ihrer Darbietung der Rechtfertigung, Erneuerung und Vollendung des wahren Lebens. — Daher die Predigt zu allen Zeiten das Zeugniß Gottes an die Herzen der Menschen bleiben muß. Sie hängt daher in dieser ihrer Hauptstellung mit all dem Zeugniß zusammen, das von jeher auf allen Stufen der göttlichen Offenbarung statt gefunden hat (Moses, Propheten, Christus, Apostel) und bleibt zu allen Zeiten apostolische Predigt."

„Nur das Wort Gottes kann die Bedürfnisse des Menschenherzens befriedigen und der Prediger ist daher als solcher ein Diener am Wort und hat aus dem Wort, welches als κηρυγμα die erste apostolische Verkündigung ausmacht, die mannigfaltigen Gedanken und Erkenntnisse, sowie die Kräfte und Schätze zu entwickeln, durch welche der Reichthum Jesu Christi und die mannigfaltige Weisheit Gottes in Christo in die Gemeinde eingeht. —"

„Ist das ganze Schriftwort die Quelle der Predigt, für die gegliederte Gemeinde wie für die mannigfaltigen geistigen Bedürfnisse allein allseitig zureichend, so muß aber auch von dem Prediger diese Ganzheit der Schrift im rechten Sinne verstanden und angewendet werden."

Der rechte Gebrauch des Wortes Gottes in der Predigt ruht, das war ein Hauptgesichtspunkt, den Hoffmann immer geltend machte, auf der richtigen theologischen Anschauung von dem Ganzen der heiligen Schrift; die Predigt ist insofern im eminenten Sinn die Frucht der rechten theologischen Erkenntniß.

„So lange die Schrift als Ganzes noch nicht aufgeschlossen war, weil der historisch-genetische Sinn fehlte, weil man noch nicht im Stande war, das Alte Testament richtig zu verstehen (Allegorie), weil eben das Heidenthum und seine Bildung noch übermächtig im Denken war, suchte man die Ganzheit quantitativ zu erreichen, indem man alle Bücher der Schrift im Vortrage zu Grunde legte und die Predigt zum Centralmittel alles Unterrichts — in den alten Zeiten des Mangels an christlichen Schulen — machte, alle Zustände der Kirche mit in Betracht zog und durch das Wort beleuchtete, wodurch gewaltsame Anwendungen und willkürliche Allegorien entstanden." — Diese Mängel fand er auch in vielen

Predigten der Gegenwart häufig genug. Nur das Verständniß für die principielle innerlich organische Natur des Bibelworts, für die Stufenordnung der Offenbarung giebt auch die Grundlage für diejenige Auslegung und homiletische Anwendung, welche keiner künstlichen Mittel bedarf, um Gottes Wort auf das Leben in seiner Breite wie in seiner Tiefe wirken zu lassen.

Nach solchen Gesichtspunkten, die mir zum Theil nur in aphoristischer Fassung vorliegen, führte er in das Predigtamt ein, und einem Kenner seiner Predigten kann es nicht entgehen, wie sie ihm selber als Richtschnur gedient haben. Wie bei seiner eigenen rednerischen und schriftlichen Produktion der Inhalt sich seine Form erschuf, oft auch die strömende Gedankenfülle die Ausgestaltung der Form zurückdrängte, so war auch seine Beurtheilung und Anleitung noch mehr auf das Inhaltliche als auf das Formelle gerichtet, obwohl er auch für diese Seite treffliche Rathschläge zu geben wußte. Die persönliche Anfassungskraft stand ihm für die homiletische Leistung oben an. Mancher, der jetzt längst in geistlichem Amte steht, dankt ihm ein Wort der Erfahrung, das ihn begleitet hat und ihm ein Wegweiser geworden ist. Ein Candidat eröffnete ihm nach der ersten im Saale des Domcandidatenstifts unter Bangen und Aengsten gehaltenen Predigt, er glaube nach dieser Probe, die er heute mit sich selbst gemacht, besser zu thun, auf die weitere Verfolgung dieses Berufes zu verzichten. Der Ephorus schloß sein aufmunterndes Wort mit dem Wunsche, daß er nie in seinem künftigen Amte es dahin bringen werde, ohne inneres Bangen auf die Kanzel zu treten. Und er hat es von sich selbst wiederholt bezeugt, daß ihn ein solches Gefühl, welches ihn nöthige, sich der Hülfe des Herrn zu versichern, jedesmal auf diesem Gange begleite, was man bei der großen Freiheit und Sicherheit seines öffentlichen Redens bei ihm am wenigsten voraussetzte.

Mehr als diese Mittheilungen vermögen Hoffmanns eigene frische Worte zu bezeugen, wie ihm die Aufgabe der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes als etwas Hohes vor Augen stand und wie er auf die Erfassung derselben auch bei der nachwachsenden theologischen Jugend hinwirkte. Ich führe daher noch ein anderes treffendes Wort in dieser Richtung an, das so recht aus dem Leben

herausgesprochen ist, aus einem Aufsatz über die Ursachen der Mißstimmung wider die Kirche vom Jahre 1870.

„Wehe dem Geistlichen, dessen Sonntagsarbeit erst am Morgen des heiligen Tages oder etwa am Sonnabend anfängt. Er hat etwa eine gewisse Leichtigkeit, aus dem gegebenen Text eine Predigt zu gestalten und nun die Gemeinde mit diesem schnell entstandenen Gerichte zu speisen. Er verläßt sich darauf, daß es ihm mehr oder minder jedesmal gelingen werde, sich seiner Sache zu entledigen und so giebt er nicht das Beste, was er überhaupt geben kann, sondern nur das Beste, was ihm eben zu Gebote steht. Es ist ein anderes mit dem gereiften Manne, der nach einem Leben der Forschung in der Bibel, nach einer Fülle combinatorischer Arbeit in ihren Thatsachen, Anschauungen, Gedanken und Sprüchen in rascher Wahl mit glücklichem Takt und in lebendiger Anregung Altes und Neues aus seinem guten Schatze hervorholt, nachdem er in strebender Jugend mit Fleiß und Energie seine Reden aus der Gemeinde und an die Gemeinde gesprochen hat. Nicht dem Meister gilt mein warnendes Wort, sondern dem jungen Manne, der sich einer gewissen Beredsamkeit erfreut und es kaum der Mühe werth findet, seinen wenig gebildeten, genügsamen Hörern ein künstlerisch durchgebildetes Werk aus der innersten Werkstätte des höheren Lebens entgegenzubringen. Von ihm ist es das Wenigste, was man fordern kann, daß die Predigt des Sonntags das Gesammtwerk der Woche, eines zusammenhängenden geistlichen Lebens derselben sei. Und vermag er nicht aus tiefen Quellkammern, in welche im dunkeln Schooße des lebensfeuchten Berges, im Spiegelglanz der Krystalle poetischer Anschauung und in stillem Niederträufeln der hellen Tropfen, der Regen des Himmels durch die übergelagerten Schichten sich hinabgesenkt hat, einen thaufrischen Wasserborn hervorsprudeln zu lassen, so thut es desto dringender Noth, daß er aus dem Umgang mit der Gemeinde, sei es auch oft nur mit den Alten, Kranken und Kindern, gewinne, was er am Tage des Herrn in frischer Energie wiedergiebt, und durch den erhöhenden Hauch des ewigen Wortes zum Labsal der Gemeinde macht. Jeder solche Prediger wird neu sein und bleiben und wenn er auch im fünfzigsten Amtsjahre vor dieselben Hörer tritt, die unter seiner Stimme herangewachsen sind. Aber ich frage, ob nicht eine ungeheure Zahl der alljährlich gehaltenen Predigten dieser Forderung nur wenig entspricht, und ob es

nicht ein gerechtes Gefühl des Unwillens ist, womit ein Theil der Gemeinde, in Städten oft kein kleiner Theil, aus dem, was sie empfangen, den Schluß ziehen muß, daß der Prediger sie einer ernsten Arbeit nicht werth gefunden hat? Der Mangel an Achtung des Predigers gegen seine Gemeinde, er erzeugt unbedingt und unverhinderlich eine Mißachtung des Predigers durch sie. Und wie oft sieht sie, zu was Allem er die Woche hindurch Zeit gehabt hat, wie oft sagt ihr das gute Gedächtniß, daß im zehnten Jahre dieselbe Pericope auch dieselben Gedankenreihen und Wendungen wieder bringt."

„Je mehr in der evangelischen Kirche die Predigt die wichtigste Stelle unter den Thätigkeiten des Geistlichen einnimmt, desto gerechter ist das Verlangen, daß sie ein blanker Metallspiegel sei, der das Sonnenantlitz der göttlichen Offenbarungen überwältigend wiederstrahle. Wenn aber die ermüdende Wiederholung, die schleppende Breite und Weitläufigkeit, die verworrene unklare Unfertigkeit, also überhaupt der Mangel an Vorbereitung, die Mattheit und Trägheit sich von der Kanzel herab lähmend auf die Gemeinde legen, wie will man sich wundern, wenn deren Reihen sich lichten, immer dünner werden und dann wieder die halbe Leerheit der Kirche ermuthigend auf den Prediger zurückwirkt? Welch jämmerliches Schauspiel, einen Mann, der sonst mit den Ansprüchen des geistreichen Gesellschafters oder des gesalbten Priesters, oder des ernsten Lehrers auftritt, sich an einem Texte zerarbeiten zu hören und dabei in weit zerstreuten Wenigen eine entgeisterte Hörerschaft zu sehen, die unmuthig das lang verziehende Ende des Sermons erwartet. Hier sitzt, trotz gutem Willen, durchschnittlicher Gläubigkeit, ordentlicher homiletischer Form eine der Haupturſachen des Uebels, von welchem ich zu reden habe. Nur der Prediger, der seine Gemeinde faßt, packt, festhält, hinreißt, kann erwarten, daß in ihm die Kirche jeden Sonntag oder doch an vielen einen Triumph ihrer Verherrlichung in der Gemeinde und zur Ehre Gottes in Christo feiere."

Aus den im Domcandidatenstift von dessen Vorsteher gehaltenen zusammenhängenden Vorträgen über praktische Theologie ist dem Schreiber dieses besonders die Missionswissenschaft noch erinnerlich, welche Hoffmann mit wenigen andern Theologen als einen wesentlichen Theil der praktischen Theologie behandelte. Die mir vorliegende, in

kurze Paragraphen zusammengedrängte Darstellung giebt aber nur einen Grundriß der reichen mündlichen Mittheilungen, welche er gerade in diesem seinem Lebensgebiet zu geben gewußt hat. Dem praktischen Ziel der Anstalt gemäß, welches mehr eine Zusammenfassung oder Ergänzung theologischer Erkenntnisse sein sollte als eine Fortsetzung akademischer Studien, machte er auch Erörterungen über verschiedene wichtige Fragen der Theologie, welche ihm von den Candidaten vorgelegt wurden, zum Gegenstand seiner Besprechungen. Gerne ging er hier auf gewisse Lieblingsgegenstände ein, deren Erforschung ihn immer beschäftigt hat, auf das Verhältniß von Bibel und Naturwissenschaft, die biblische Schöpfungsgeschichte und Anderes. — Reiche Mittheilung mehr als specielle Leitung, kräftige Impulse mehr als vorbeugendes und vorzeichnendes Eingehen in alles Einzelne, war der Charakter seiner Wirksamkeit. Wie sehr dieselbe allen von ihr Berührten werthvoll geblieben, bei Vielen eine tiefe und nachhaltige geworden ist, davon hat neuerdings die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des von ihm begründeten Domcandidatenstifts ein vielstimmiges Zeugniß abgelegt. In den ersten Jahren des Domcandidatenstifts war der Gründer desselben, König Friedrich Wilhelm IV. in die damals so bescheidenen Räume getreten. Dießmal betrat sein sieggekrönter Bruder, der Kaiser Wilhelm, mitfeiernd den Festgottesdienst und sprach nachher ein herzliches Wort der Erinnerung an den Segen, den der erste Vorsteher dieser Anstalt in der Preußischen Landeskirche gestiftet. Aus dem Munde seines Nachfolgers und vieljährigen Mitarbeiters an der Domgemeinde, Dr. Kögel, und aus dem Munde so vieler von nah und fern vereinigter ehemaliger Genossen des Domstifts, die jetzt im Kirchendienst, auf akademischen Lehrstühlen oder im Schulfache thätig sind, wurde der „kundigen Hand," der gewinnenden mächtigen Persönlichkeit des ersten Ephorus gedacht. Die ganze Feier war ein lebendiger Beweis davon, daß es Hoffmann in reichem Maße gegeben gewesen ist, an der Erfüllung des Wortes mitzuarbeiten, welches einst nach seiner Wahl über das Portal des neuen Domcandidatenstifts gesetzt wurde: „Bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende."

Aus dem Gebiete der amtlichen Thätigkeit in engeren und weiteren Kreisen riefen die in den fünfziger Jahren erst recht in Schwung kommenden Kirchentage auch auf das Feld freier brüder-

licher Vereinigung und Wirksamkeit zurück, auf welchem der Missionsmann so lange heimisch gewesen war.

Im Revolutionsjahre 1848, in den Tagen der politischen und kirchlichen Rathlosigkeit, hatte sich eine Anzahl evangelischer Männer zusammengethan, um Angesichts des bevorstehenden Bruchs der Gemeinschaft von Staat und Kirche auf Grund der reformatorischen Bekenntnisse einen Kirchenbund zu stiften, einen Anhalt für die Forterhaltung und Neugestaltung der evangelischen Kirche. Dieß war der Anfang des Kirchentags, welcher, als die alten Ordnungen des kirchlichen Bestandes in dem Ansturm der Revolution sich behauptet hatten, zwar nicht mehr die Idee verfolgte, eine organische Neugestaltung vorzubereiten, aber als ein Sammelort brüderlicher Gemeinschaft, eine Conferenz zur Besprechung der wichtigsten kirchlichen Zeitfragen, vereinigt mit dem Congreß für die innere Mission, sich einer stets wachsenden Theilnahme im evangelischen Deutschland erfreute und viele fruchtbare Anregungen von sich ausgehen ließ. Wenn er auch als eine blos berathende freie Versammlung nicht unmittelbar schaffend in das kirchliche Leben eingreifen konnte, so diente er doch dazu, das Verlangen nach naturgemäßer Organisation der Kirchen rege zu halten, die sittliche und kirchliche Noth des evangelischen Volkes vor Augen zu legen, die Gewissen desselben immer aufs Neue aufzurufen und — was nicht das Geringste war — ein persönliches Band evangelischer Gemeinschaft mitten in der Zerklüftung der Partheien zu knüpfen.

Im Gebiet des religiösen Lebens, wo auch gesetzliche Ordnungen und Neugestaltungen nur in dem Maße recht wirksam werden, als sie lebendiger Empfänglichkeit und offenem Verständniß begegnen, sind freie Versammlungen, welche nur dieß Letztere pflegen, die ersteren aber nicht machen können, von größerer Bedeutung, als man ihnen oft bei ihrer scheinbaren Resultatlosigkeit zugestehen will.

Hoffmann war denn auch ein warmer Freund des Kirchentags. Er hielt es in diesem Stück mit seinem Freunde Barth, welcher die persönliche Gemeinschaft der Christen über Alles werth schätzte und jede Gelegenheit, wo sie sich bethätigen konnte, mit Freuden begrüßte, wenn er auch nicht ebenso allezeit reisefertig war, wie jener trotz seiner rastlosen Thätigkeit, und nur an solchen Versammlungen außerhalb seines nächsten Kreises Theil nahm, bei denen ihm eine Aufgabe gestellt war.

Im Jahre 1851 war er zum ersten Mal, noch von Tübingen aus, für den Kirchentag in Elberfeld zu einem Referat über „die Stellung der Candidatur in der Kirche“ herangezogen worden. Bei dem Kirchentage in Berlin 1853 stimmte er durch seine oben erwähnte Eröffnungspredigt für das Hauptthema den Grundton an von der unitas in necessariis. Für die Versammlung in Frankfurt am Main im folgenden Jahre war ihm ein besonders umfangreiches, in das praktische Leben eingreifendes Referat zugefallen: „Ueber den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus“. — Vor einer zahlreichen Theilnehmerschaft sprach er dort ein zündendes Wort über diesen sein Herz erfüllenden Gegenstand, und nicht nur wegen der Bedeutung der Sache, sondern auch, weil dieser Vortrag Hoffmanns theologische Anschauungen ebenso wie seine praktischen Gesichtspunkte beleuchtet, ist es angezeigt, aus jener geist- und kraftvollen Rede vor dem Kirchentag Einiges herauszuheben.

Sie stellt voran die rechte Betrachtung der Bibel, welche allein den rechten Gebrauch bedinge. „Wenn von der Bibel geredet wird, so ist sie als ein Ganzes, in sich lebendig Zusammenhängendes vorausgesetzt, als die Darlegung des Rathes Gottes zur Seligkeit der Menschen, die Enthüllung des von Anfang der Welt her verborgen gewesenen Geheimnisses der göttlichen Weisheit, als die göttliche Offenbarung in Gnade und Wahrheit, in Vorbereitung und Vollendung, Verheißung und Erfüllung, Gesetz und Evangelium, Verkündigung und Lehre und neutestamentlicher Weissagung.“

Die Erörterung des rechten Gebrauches der Bibel in der Kirche führt dann zu einem geschichtlichen Ueberblick über den Bibelgebrauch seit den Zeiten der Reformation.

„Die evangelische Kirche ist ja die Bibelkirche, und doch könnte vom Mißbrauche, vom unrechten Gebrauche der Bibel in ihr die Rede sein? Verkündigen denn nicht ihre Bekenntnisse es laut, daß nichts als das Bibelwort, das ganze volle Bibelwort in ihr walten und herrschen dürfe? Hat sie nicht die Bibelversteinerung durch die Lebenskraft des Glaubens, des persönlichen lebendigen Glaubens, überwunden? Ja, das hat sie, die Bibel redet in ihr und verstummt nicht mehr. Seit einmal die zur kalten marmornen Form, zum bloßen Abdruck des Lebens herabgesunkene Bibellectüre, die auch in der Kirche des Mittelalters nur ein Petrefact des urchristlichen Bibellebens geblieben, durch die Predigt vom recht-

fertigenden Glauben erweckt war, kann ihr die Krone nicht mehr geraubt werden, die Zeugin zu sein über die Nationen wie über die einzelnen Seelen. Seit sie mit ihrer Bibel in der Hand vor Kaiser und Reich gestanden und der altehrwürdigen christlichen Weltherrschaft die höhere Macht des göttlichen Zeugnisses siegend entgegengetragen, ist sie die Kirche des Glaubens geblieben, der aus der Predigt kommt. In ihr redeten wieder die uralten Stimmen der Verheißung, die gewaltigen Töne des Gesetzes; man vernahm von neuem die heiligen Hauche der Weissagung; die Jubelklänge der Psalmen und die Bußseufzer Jeremias schollen nicht bloß in den großartigen Chören der Sängercapellen, sondern auch im Kämmerlein und durch Feld und Wald und Flur und tausendstimmig in der Gemeinde. Die Worte des ewigen Lebens erklangen aus dem Munde Jesu Christi in das begnadigte Herz des einzelnen Sünders, die heilige Geschichte redete die großen Thaten des Herrn zur Erlösung, die Apostelbriefe eröffneten die Tiefen der ewigen Weisheit und fügten Gedanken an Gedanken zum festen Bau christlicher Lehre, und die dunkelste und weitschauendste Weissagung ließ ihren räthselhaften Orgelton durch die Hallen der Kirche gehen. So war es nach der Reformation. Aber wie wurde es hernach? noch blieb die Bibel das erste und letzte Wort: aber war es denn die Bibel, was in der Kirche herrschte? war es denn *sie*, die Herz und Geist der Prediger erfüllte und ihnen die Macht gab, zu segnen und zu fluchen im Namen des Herrn, zu schlagen mit dem Schwerdt des Geistes zum Leben oder zum Tode? — Nein, es waren nur einzelne Worte der Bibel in ihrem Munde. Waren doch die evangelischen und apostolischen Texte selbst, die doch auch bei aller tieferen Weisheit ihrer Anordnung das Bibelganze nicht ersetzen konnten, nicht mehr die beherrschende Macht in der Predigt, sondern die dicta probantia glänzten auf Lehrstuhl und Kanzel als die Sterne erster Größe aus der heiligen Schrift so weit hervor, daß alle übrigen Sterne dagegen verschwanden. Noch lehrte man zwar Auslegung der Bibel auf den Universitäten, aber sie wurde doch nicht aus- und nicht in die Herzen und Geister hineingelegt. So scharf man dogmatisch von dem triplex usus legis disputirte, so haarschneidend man zwischen Gesetz und Evangelium schied — der Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Bunde verschwand dennoch, und man bewies in der Theologie eben so gut

die Trinität aus den salomonischen Sprichwörtern wie die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl aus Mose und Jesaja, wie man ohne Anstand gegen die Pietisten prophetische Blitze schleuderte, die ursprünglich vom heiligen Geiste für die Assyrer oder Chaldäer bestimmt waren. Es war nahe daran, daß die Bibel zu einer Art von Koran herabsank, und jeder Spruch ganz für sich und abgelöst von dem reichen Gewebe, zu dem er gehörte, ein Orakel Gottes für und gegen jedes Beliebige wurde. Wenn auch das Wort von der wächsernen Natur der Bibel, welches die römischen Angreifer so oft wiederholten, nicht damals erst entstand, so wurde es doch damals erst recht passend. — Die Bibel war eine Spruchsammlung geworden, weiter und enger, auch in der Auswahl verschieden für die mancherlei Zwecke, ein Repositorium, eine Apotheke; und wer am reichsten mit Fachwerk und mit der Fertigkeit versehen war, ins richtige Fach im richtigen Augenblicke zu greifen, der war auch der beste Biblicus. Ich sage nicht, daß dieses Gemälde den ganzen Stand der evangelischen Theologie des siebzehnten Jahrhunderts und zum Theil noch des achtzehnten darstellt, aber ich frage, ob es hinsichtlich der Mehrzahl der damaligen evangelischen Prediger unwahr oder übertrieben ist? Ein Bibelleben war das nicht, wie es in der Kirche zuerst gewaltet und wie es die ganze Gesellschaft beleben und beherrschen sollte. Ein solches wäre ein Damm gewesen, stark, fest und hoch genug gegen die Fluth des Subjektivismus und des Unglaubens, die über unsere Nation hereinbrach." —

Es folgt in gleich lebendiger Schilderung die Darstellung der Periode, da „ganz in der Stille das göttliche Wunder des Glaubens sich in die menschliche Kraft des individuellen Wirkens und Wollens, der moralischen Gesinnung verwandelte, die Erleuchtung des heiligen Geistes zur Erkenntniß des Heils zu subjektiver Ansicht und Ueberzeugungstreue des Individuums wurde, der Rationalismus in allen seinen Arten und Abarten — nicht blos als ein Gegentheil, sondern auch eine Erweichung der Orthodoxie — sich an deren Stelle setzte." „Es ist keine Frage," so schließt diese Betrachtung, „daß wir auf anderem Boden jetzt stehen als sowohl jene Art der Bibel entfremdeter Rechtgläubigkeit, als dieser bibelscheue Rationalismus."

Für die Erhaltung und Pflanzung der Bibelsitte in Kirche, Schule und Haus, „denn in einem ganzen Volke geht

alles bewegtere Leben von dem Boden bereits vorhandener Sitte aus" — werden wichtige Rathschläge ertheilt. — „Sprecht ihr doch sonst" — so schließt diese Ausführung — „so gern von unveräußerlichen Rechten, die Niemand dem Einzelnen vorenthalten könne. Hier ist ein unveräußerliches Recht, ein Menschenrecht, das Recht jeder unsterblichen Seele, jedes Christenkindes und Christenmenschen an die Bibel. Ohne die Bibel und ihre Kräfte wird die Familie zu einem Menschenknäuel, die Gesellschaft zur Rotte, das Volk zum Haufen."

Trefflich ist das eingeflochtene Wort über das Alte Testament an die Gebildeten unter den Volksgenossen in der evangelischen Kirche.

Der andere Theil des Referats, der vom Bibelleben handelt, wie er aus der Bibelsitte hervorgehen muß, kann in der Beantwortung der Frage „Was hat die Kirche zu thun?" das oben über Hoffmanns Wirken und Lehren im Domcandidatenstift Gesagte ergänzen, weil er hier auf das Bibelstudium des Predigers und auf die Predigt zu reden kommt. „Das Schriftstudium allein, das Studium der ganzen Bibel kann unserem Reden und Zeugen die Frische, Kraft und bleibende Neuheit geben, die mit Recht von uns kann gefordert werden. Ob du deinen sonntäglichen Text mit den besten Hülfsmitteln sorgsam und gesammelt durchforschest, oder ob du ihn aus einem zusammenhängenden Bibelstudium heraus anschauest, das macht für dein Verständniß einen großen, gewaltigen Unterschied. Und wer die Schrift aus der Schrift erklärt, der wird auch von der Herrlichkeit und Majestät, von dem Gnadenglanz und der Liebesfülle des göttlichen Worts immer von Neuem auf die Kniee gebeugt werden, daß er betend empfängt und dankend betet."

„Sodann aber die Predigt. Sie muß doch vor Allem zündend und leuchtend in die Gemeinde gehen und das Bibelwort in den Herzen lebendig machen. Hier liegt es nicht daran, ob wir nach vorgeschriebenen Pericopen oder über selbstgewählte Texte predigen, sondern daran liegt es, daß wir biblisch predigen, was aber etwas ganz anderes als das häufige und bestimmte Anführen biblischer Sprüche ist. Ich bin sogar nicht einmal der Ansicht, daß wir nothwendig eine besondere Kanzelsprache haben müssen, die sich von der des Lebens ganz scharf abschneide, weil sie eben in biblischen

Worten sich bewegt. Sondern das tiefe Hineingehen in die großen Schriftgedanken ist es, was die Predigt biblisch macht. Es ist die Predigt vom Kreuze Christi, der Kern und Stern für die Einfältigen und die Anfänger in der Gemeinde, das Bezeugen der Versöhnung durch Christi Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt, das Vorhalten der großen Realitäten des göttlichen Heilsplans und der ewigen Welt. Für die Geförderten in der Gemeinde ist es der Durchblick durch die göttliche Haushaltung im Alten und Neuen Bunde und wiederum durch jede Stufe derselben, das Hinabtauchen in die Wogen dieses Oceans göttlicher Wahrheit und die Anwendung auf Herz und Leben von Allem, was uns der Herr aus dem Ganzen der heiligen Schrift für jede Predigt, für jeden Punkt in derselben empfangen läßt, es ist der Zusammenklang des Heilswortes über jede Seele, wie ein heiliger Glockenruf der Ewigkeit."

Der mit großem Beifall und Eindruck aufgenommene Vortrag wurde auf Beschluß des Kirchentags in mehr als fünftausend Exemplaren gedruckt und verbreitet. Nichtsdestoweniger habe ich diese Mittheilungen nicht unterlassen wollen, weil sie eben einen der Grundgedanken ausführen, welche Hoffmanns persönliches Zeugniß, wie sein schriftstellerisches Wirken beherrscht haben.

Daß die Bibel als Ganzes in ihrer organischen Zusammengehörigkeit zu verstehen sei, das hatte er schon in der Vorrede zu Bengels Auslegung der Offenbarung als von diesem Altmeister der württembergischen Theologie gelernten Grundsatz bekannt, das war der leitende Gesichtspunkt in seinem später zu erwähnenden Entwurf einer „Wissenschaft vom Canon", und das ist auch charakteristisch für die Art seiner praktischen Auslegung und Verkündigung. Hauptsächlich auch durch die Erkenntniß dieser organischen Ganzheit der göttlichen Offenbarung sollte sich dem denkenden und forschenden Bibelleser die heilige Schrift als Gottes Wort bewähren. Hoffmann stand hier wie auf dem Boden der Bibeltheologen aus Bengels Schule, so doch zugleich in den erweiterten Anschauungen der neueren positiven Theologie Deutschlands, denn eben mit dieser Erkenntniß des in sich zusammenhängenden organischen Aufbaus der Offenbarung in Geschichte und Wort begegnet sich auch bei ihm die andere, daß die centrale Heilswahrheit von der Erlösung und Rechtfertigung der Schlüssel des Bibelverständnisses auf allen

Stufen, der Maßstab des Göttlichen der heiligen Schrift im menschlichen Gewande ist. Auf Grund dieses lebendigeren und darum freieren Verständnisses der heiligen Schrift gerade in der deutschen Theologie hielt er das deutsche evangelische Volk für berufen, „das Bibelvolk" zu sein, oder, wie er es kühn ausdrückte, „das Volk Gottes im Neuen Bunde" — und wir werden bei der umfangreichen literarischen Thätigkeit seiner späteren Lebensjahre Veranlassung haben, uns daran zu erinnern, wie dieses Ziel ihm immer vorschwebte, so weit auch die Wirklichkeit hinter demselben zurückstehen mochte.

Wir können schneller hinweggehen über einen anderen Vortrag, welcher auf dem Stuttgarter Kirchentag 1857 den ersten Gegenstand bildete, da Hoffmann, durch Krankheit verhindert, damals nicht im Stande war, denselben persönlich zu halten und zu vertreten, und derselbe auch Missionsgedanken reproducirt, die zum Theil schon früher dargelegt sind. Er handelte von der „Heidenmission, vom Standpunkt der heimischen Kirchen". Statt der Darlegung des Inhalts möge die Resumirung eines der Bekämpfer der vorgetragenen Anschauungen dienen. „Die Thesen," sagt Stahl, „stimmen ganz mit dem bekannten Standpunkt des Generalsuperintendenten Hoffmann überein, daß die Bekenntnisse nur vorübergehende Erscheinungsformen seien, welche in der höheren Form des apostolischen Christenthums aufgehen sollen". — Die erregte Scene jenes Kirchentags, die Schlußrede Stahls, welche schon ein Vorspiel der Loslösung der confessionellen Richtung von der Gemeinschaft dieser Versammlungen war, knüpfte übrigens nicht an dieses Referat Hoffmanns, sondern an das folgende, über „evangelische Katholicität" an. —

Alle die Vereine, Anstalten und wohlthätigen Stiftungen, bei welchen Hoffmanns Mitwirkung mehr oder minder in Anspruch genommen wurde, hier auch nur namentlich aufzuführen, enthalte ich mich, um die hervorzuheben, bei welchen er als Vorsitzender speciellere Fürsorge übte. Neben der innern Mission und dem Kirchentag, deren Ausschüssen er angehörte, trat zuerst ein von Fliedner begründetes Werk, die Mägdeherberge in Berlin, für welche ihm dieser außerordentliche Mann, der Schöpfer des weiblichen Diaconats in der evangelischen Kirche, die Fürsorge, wie Hoffmann sagte, „anzuhängen verstanden hatte". Er ließ sich das

aber um der Sache willen und von seinem alten, ihm schon seit der Winnender Zeit vertrauten Freunde Fliedner gerne gefallen, wie er ihm auch, obwohl doch selbst nicht schüchtern, wenn es für Interessen des Reiches Gottes zu bitten galt, in dieser Hinsicht neidlos die Palme reichte. Solche Männer, pflegte er von ihm zu sagen, welche etwas Neues und Großes im Reiche Gottes zu Stande bringen wollen, müssen denken und handeln, als wenn diese Sache ganz allein auf der Welt wäre.

Ein Lieblingskind seiner Pflege war das Goßnerhaus, eine Mädchenerziehungsanstalt, welche er hatte mit begründen helfen und die, wie der Bericht, der sein Andenken feiert, hervorhebt, „seiner einflußreichen Mitwirkung und seiner reichen Erfahrung auch auf dem Gebiete des praktischen Lebens vorzugsweise ihre Entstehung und segensreiche Entwicklung verdankte."

Auch das Gebiet der äußeren Mission war durch den Jerusalems-Verein, an dessen Spitze er stand, vertreten. Von diesem wird später noch etwas zu sagen sein.

So stand er in praktischer Fühlung mit allen Gebieten der christlichen Liebesarbeit. Das Bild seines Lebens und Wirkens würde aber doch ein unvollständiges sein ohne die Berücksichtigung seines Verhältnisses zu dem edlen Könige, der selbst in der Beförderung des Wachsthums christlichen Lebens die höchste Aufgabe seines Regentenberufs erkannte.

Der Verkehr mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten.

Selten hat wohl der Herrscher eines mächtigen Staates, ein Fürst, der durch die schwersten Stürme während seiner Regentenlaufbahn hindurchgegangen ist, ein Mann, der so viele Mißdeutungen erfahren mußte und so manche Gegner hatte, zugleich durch die unmittelbare Wirkung seiner Persönlichkeit so tief und nachhaltig an sich zu fesseln vermocht, wie der viel geliebte und viel verkannte König Friedrich Wilhelm der Vierte. Die große Anziehungskraft, welche er auf die verschiedensten Geister übte, welche Geschichtsschreiber wie Rechtsgelehrte und Theologen begeisterte, daß sie es versuchten, auch nach seinem Tode das Verständniß seiner Persönlichkeit den Zeitgenossen näher zu bringen, ist an sich ein Zeichen seiner geistigen Bedeutung, welches von vorschnellen Urtheilen über die Art und Frucht seines königlichen Wirkens zurückhalten müßte. Wer aber in dem Herzpunkte seines Lebens mit ihm eins war, in dem tiefen Zuge zu Christo dem Erlöser, dem that sich auch das Innerste seines beweglichen und vielseitigen Geistes auf in einer Weise, die Vielen unbekannt und unverständlich bleiben mußte. Hoffmann durfte sich unter diejenigen in dem engeren Kreise der königlichen Rathgeber und Freunde rechnen, welche den König wie den Christen von Nahem kennen gelernt haben, und der durch fünf Jahre sich durchziehende Verkehr mit diesem edlen Fürsten ist ihm für sein übriges Leben eine unvergeßlich theuere Erinnerung geblieben.

Der früheste kindliche Eindruck von den Zeiten der vaterländischen Schmach und Trauer war der auch im väterlichen Hause zu Leonberg die Herzen tief bewegende Tod der edlen Königin

Luise. Später, im Jahre vierzig, gab die Mutter Hoffmanns in einem Briefe an ihn nach Basel ihrer Freude Ausdruck über die Rede des Königs von Preußen bei seiner Thronbesteigung. Ein solches Christenbekenntniß vom Throne hatte man lange nicht mehr gehört wie jene Worte des neuen Königs: „Ich weiß und bekenne es vor Ihnen allen, daß Ich Meine Krone zu Lehen trage von dem allerhöchsten Herrn und daß Ich Ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde Meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe Ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder Ich noch irgend ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Königseide, als alle Versicherungen auf Erz oder Pergament verzeichnet, denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben." Auch in den gläubigen Gemeinschaften in Württemberg horchte man auf, gewohnt, bei den Großen der Erde nur überall den Geist der Welt zu finden, als solche Worte aus dem Munde des mächtigsten evangelischen Fürsten in deutschen Landen vernommen wurden. Hoffmann machte seiner begeisterten Freude in einem Briefe an Bunsen Luft, der damals Gesandter in der Schweiz war:

„Wen drängt es nicht, diesem Könige irgend ein Zeichen der Ehrfurcht und Liebe, wäre es auch nur eine Hand voll Wasser, zu überreichen. Diese Huldigungsrede hat mich wieder einmal stolz darauf gemacht, ein Deutscher zu sein, und tief gebeugt beim Gedanken, wie Großes das Evangelium in dieser Königsseele unter den vielen Hindernissen einer so hohen Stellung gewirkt hat, und wie arm dagegen mein geistiges Leben bei aller äußeren Begünstigung ist. Doch ich darf sagen, der Jubel meines Herzens war das Alles überströmende Gefühl, daß der Herr einen solchen Mann auf einen der schönsten Throne gesetzt hat. Wem dringt nicht die Gewißheit von Gottes heiligem Schutz über Deutschland und von seinem gnadenvollen Wirken mit diesem Lande gewaltig, erschütternd, beseligend ins Herz, wenn er nun liest, wie vom Throne herab ein König als Mann dem andern Manne, der Nation, dem Volke gegenübertritt, und mit Worten, losgerungen aus der tiefsten, heiligsten Werkstätte des Geistes, durch keine Form gekrümmt und gekräuselt, sondern reine, volle, geistige Persönlichkeit, diese ganze Masse ergreift, heraufhebt und ein Band um sich und um sie legt, das der Mensch nicht scheiden kann. Und das nun vollends zu

fertigenden Glauben erweckt war, kann ihr die Krone nicht mehr geraubt werden, die Zeugin zu sein über die Nationen wie über die einzelnen Seelen. Seit sie mit ihrer Bibel in der Hand vor Kaiser und Reich gestanden und der altehrwürdigen christlichen Weltherrschaft die höhere Macht des göttlichen Zeugnisses siegend entgegengetragen, ist sie die Kirche des Glaubens geblieben, der aus der Predigt kommt. In ihr redeten wieder die uralten Stimmen der Verheißung, die gewaltigen Töne des Gesetzes; man vernahm von neuem die heiligen Hauche der Weissagung; die Jubelklänge der Psalmen und die Bußseufzer Jeremias schollen nicht bloß in den großartigen Chören der Sängercapellen, sondern auch im Kämmerlein und durch Feld und Wald und Flur und tausendstimmig in der Gemeinde. Die Worte des ewigen Lebens erklangen aus dem Munde Jesu Christi in das begnadigte Herz des einzelnen Sünders, die heilige Geschichte redete die großen Thaten des Herrn zur Erlösung, die Apostelbriefe eröffneten die Tiefen der ewigen Weisheit und fügten Gedanken an Gedanken zum festen Bau christlicher Lehre, und die dunkelste und weitschauendste Weissagung ließ ihren räthselhaften Orgelton durch die Hallen der Kirche gehen. So war es nach der Reformation. Aber wie wurde es hernach? noch blieb die Bibel das erste und letzte Wort: aber war es denn die Bibel, was in der Kirche herrschte? war es denn sie, die Herz und Geist der Prediger erfüllte und ihnen die Macht gab, zu segnen und zu fluchen im Namen des Herrn, zu schlagen mit dem Schwerdt des Geistes zum Leben oder zum Tode? — Nein, es waren nur einzelne Worte der Bibel in ihrem Munde. Waren doch die evangelischen und apostolischen Texte selbst, die doch auch bei aller tieferen Weisheit ihrer Anordnung das Bibelganze nicht ersetzen konnten, nicht mehr die beherrschende Macht in der Predigt, sondern die dicta probantia glänzten auf Lehrstuhl und Kanzel als die Sterne erster Größe aus der heiligen Schrift so weit hervor, daß alle übrigen Sterne dagegen verschwanden. Noch lehrte man zwar Auslegung der Bibel auf den Universitäten, aber sie wurde doch nicht aus- und nicht in die Herzen und Geister hineingelegt. So scharf man dogmatisch von dem triplex usus legis disputirte, so haarschneidend man zwischen Gesetz und Evangelium schied — der Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Bunde verschwand dennoch, und man bewies in der Theologie eben so gut

die Trinität aus den salomonischen Sprichwörtern wie die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl aus Mose und Jesaja, wie man ohne Anstand gegen die Pietisten prophetische Blitze schleuderte, die ursprünglich vom heiligen Geiste für die Assyrer oder Chaldäer bestimmt waren. Es war nahe daran, daß die Bibel zu einer Art von Koran herabsank, und jeder Spruch ganz für sich und abgelöst von dem reichen Gewebe, zu dem er gehörte, ein Orakel Gottes für und gegen jedes Beliebige wurde. Wenn auch das Wort von der wächsernen Natur der Bibel, welches die römischen Angreifer so oft wiederholten, nicht damals erst entstand, so wurde es doch damals erst recht passend. — Die Bibel war eine Spruchsammlung geworden, weiter und enger, auch in der Auswahl verschieden für die mancherlei Zwecke, ein Repositorium, eine Apotheke; und wer am reichsten mit Fachwerk und mit der Fertigkeit versehen war, ins richtige Fach im richtigen Augenblicke zu greifen, der war auch der beste Biblicus. Ich sage nicht, daß dieses Gemälde den ganzen Stand der evangelischen Theologie des siebzehnten Jahrhunderts und zum Theil noch des achtzehnten darstellt, aber ich frage, ob es hinsichtlich der Mehrzahl der damaligen evangelischen Prediger unwahr oder übertrieben ist? Ein Bibelleben war das nicht, wie es in der Kirche zuerst gewaltet und wie es die ganze Gesellschaft beleben und beherrschen sollte. Ein solches wäre ein Damm gewesen, stark, fest und hoch genug gegen die Fluth des Subjektivismus und des Unglaubens, die über unsere Nation hereinbrach." —

Es folgt in gleich lebendiger Schilderung die Darstellung der Periode, da „ganz in der Stille das göttliche Wunder des Glaubens sich in die menschliche Kraft des individuellen Wirkens und Wollens, der moralischen Gesinnung verwandelte, die Erleuchtung des heiligen Geistes zur Erkenntniß des Heils zu subjektiver Ansicht und Ueberzeugungstreue des Individiums wurde, der Rationalismus in allen seinen Arten und Abarten — nicht blos als ein Gegentheil, sondern auch eine Erweichung der Orthodoxie — sich an deren Stelle setzte." „Es ist keine Frage," so schließt diese Betrachtung, „daß wir auf anderem Boden jetzt stehen als sowohl jene Art der Bibel entfremdeter Rechtgläubigkeit, als dieser bibelscheue Rationalismus."

Für die Erhaltung und Pflanzung der Bibelsitte in Kirche, Schule und Haus, „denn in einem ganzen Volke geht

Neue angeheftet, die er diesem Könige nahe zu bringen sich gedrungen sah.*)

Am werthvollsten in der Erinnerung waren ihm besonders so manche vertrauliche Unterredungen über religiöse und andere Fragen, bei welchen ihn der König Blicke in die Erfahrungen seines innerlich bewegten Lebens thun ließ. Leider bin ich wenig im Stande, auch von dem, was Hoffmann davon später mittheilte, und worauf er an mehreren Orten seiner Veröffentlichungen anspielt, zuverlässige Mittheilungen zu machen. Ich erinnere mich nur einer Erzählung, die der König von einem ernsten Tage seines durch Mörderhand bedrohten Lebens gab. Er erzählte, wie er in gedrückter Stimmung Gott gebeten habe, ihn doch durch ein deutliches Zeichen inne werden zu lassen, daß Er mit ihm sei. Unter diesen Gedanken trat er auf die Treppe des Schlosses, als aus nächster Nähe die Kugel des Mörders Czech auf ihn abgefeuert wurde und von einem Metallknopf der Uniform abgleitete. Die Erinnerung an dieses sichtbare Zeichen göttlicher Hülfe, äußerte er, habe ihn immer begleitet.

Ein Gespräch Hoffmanns mit dem Könige nach einer Visitation kann die offene, freimüthige Art kennzeichnen, mit welcher er dem König gegenüber trat, und welche dieser König auch zu würdigen wußte. Friedrich Wilhelm IV. ließ sich gern von den Ergebnissen der Kirchenvisitationen erzählen, und bei einer solchen Berichterstattung äußerte er sich sehr unzufrieden über die an vielen Orten zu Tage getretene Entheiligung des Sonntags durch Feldarbeit in den Dörfern wie auch auf den großen Gütern. Hoffmann wandte ein, die Angesehensten müßten aber mit dem guten Beispiel vorangehen. Er habe erst neuerdings bei einem der größten Grundbesitzer ganz in der Nähe auch am Sonntag arbeiten sehen. Wer war das?

*) Hausrath führt in der Biographie von David Friedrich Strauß. II, 239 den von Ranke veröffentlichten Brief des Königs an Bunsen über die chinesische Mission dafür an, „welche Erfolge in fernen Ländern ihm der gewesene Missionsinspector vorgezaubert habe." Der erwähnte Brief datirt vom 29. August 1850, ist also zwei Jahre vor Hoffmanns Eintritt in Berlin geschrieben, und somit diese Combination gänzlich aus der Luft gegriffen, abgesehen davon, daß Hoffmann die großen Zahlen der Gützlaffschen Missionserfolge in China von Anfang an mit wachsendem Mißtrauen betrachtet hatte, und als erfahrener Missionsmann weit entfernt war, in die edelgemeinten aber nur allzu sanguinischen Hoffnungen, die jener Brief ausspricht, einzustimmen.

fragte der König, und Hoffmann wies auf die Arbeiter hin, welche er innerhalb der Umgebungen von Sanssouci mit den Vorbereitungen zur Abreise des Königs, die auf den folgenden Tag gesetzt war, beschäftigt gesehen hatte. — Der König war wohl etwas betroffen, aber das offene Wort fand eine gute und freundliche Stätte und hat gewiß nicht dazu gedient, das Zutrauen, welches er zu seinem Hofprediger hatte, zu vermindern.

Friedrich Wilhelm IV. war aber nicht nur ein König mit offenem Herzen für die evangelische Kirche, der Bitten und Rathschlägen ein bereitwilliges Ohr lieh, er hatte vielmehr seine eigenen mit Begeisterung gehegten, mit der größten Zähigkeit innerlicher Ueberzeugung festgehaltenen Ideen über die anzustrebenden Ziele kirchlicher Gestaltung. Er erwartete nicht nur Bericht und Rath, sondern noch mehr als dies, Verständniß für seine eigenen Kirchenideale und Bereitwilligkeit ihm zu helfen, dieses Ziel seiner Sehnsucht zu verwirklichen. Dadurch gewann der Verkehr mit solchen, denen er in diesen Fragen sich vertraute, einen ganz besonderen Charakter.

Die Hauptpunkte seiner Ideen über die wahre apostolische Kirchengestaltung sind nach des Königs Tode von Richter in seiner Schrift „Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche" im Zusammenhang dargelegt, und dieser Darlegung treten als mehr unmittelbar lebendige Ergüsse über denselben Gegenstand die Briefe des Königs an Bunsen zur Seite, welche Ranke herausgegeben hat. An Hoffmann hatte der König zur Information über diese seine damals nicht im Zusammenhang veröffentlichten Anschauungen die Copie eines ausführlicheren Schreibens aus dem Jahre 1848 übermitteln lassen mit dem Titel: „Meine Ansicht von der Kirche und den Kirchen", welches bei den genannten Veröffentlichungen nicht mit benutzt ist, und dieselben, in den Grundzügen übereinstimmend, durch manche geistreiche und eigenartige Ausführungen ergänzt. — Diese Ideen lassen sich nach ihrem Hauptinhalt in Folgendem kurz zusammenfassen:

Es giebt nur eine normale Kirchengestaltung, diejenige, welche im apostolischen Zeitalter entstanden ist. Diese ist der wahre Organismus der Kirche, durch die späteren geschichtlichen Verbildungen

mehr oder weniger verdeckt, von der Reformation, welche zunächst den großen Kampf für die Rückkehr zum lauteren Evangelium zu führen hatte, noch nicht wieder erweckt, von der nachreformatorischen Zeit, welche aus der Notheinrichtung des landesherrlichen und staatlichen Kirchenregiments eine definitive Ordnung machte, vollends verkannt. Der König schreibt:

„Die Apostel haben die Kirche nicht durch Localgemeinden, nicht durch Pfarrgemeinden, sondern durch Kirchen gebaut."

„Diese Kirchen sind organisch gegliederte Leiber und die Glie„der einer jeden bestehen aus zwei (ordinirten) geweihten Ord„nungen, der Aeltesten (Presbyter)-Ordnung und der Diener-Ordnung „(Diaconat) und aus dem christlichen Volk, durch seine Hausväter „vertreten, einer jeden Kirche aber steht ein Aufseher (Episcopus) „vor, der zu diesem höchsten Kirchenamt, durch Einsegnung — „nicht durch Ordination — von einer Mehrheit anderer kirchlich „legal bevollmächtigter Aeltesten bevollmächtigt wird und zwar dem „Begriffe nach in Auftrag und Vollmacht der Gesammtkirche Christi, „aber keiner Landes-, keiner Confessionskirche, keiner Sekte oder „irgend einer Subdivision der Allgemeinen Kirche."

„Dieß Aufseheramt aber ist, trotz seiner und der Kirchen völligen „Verunstaltung in den alten Kirchen-Gemeinschaften, trotz der leiden„schaftlichen Angriffe der älteren Reformations-Theologen, trotz der „Verblendung, Unwissenheit und Gemeinheit, welche Neuere dagegen „ausgekramt — der wahre untrügliche **Schlüssel der Kirchenfrei„heit** von jeder Usurpation von Oben und von Unten, denn der „feierliche Weihe-Act zum Oberhirten-Amt (die Consecratio) zeigt „allem Volk von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu „Geschlecht, von Fall zu Fall, daß die Allgemeine Kirche Christi „die Vollmacht dazu in sich selbst trägt; die Vollmacht, die den „teutsch-evangelischen Landeskirchen fehlt, die sich der Staat über „dieselben usurpirt hat, und, faute de mieux sogar usurpiren mußte „und die eine Parthei jetzt in die hundertmal schlimmere Usurpation „des Volkes geben will; nicht etwa in die Hände des christlichen „Volks nach dem kirchlichen Begriff, was schon verkehrt genug wäre, „sondern eines notorisch meist antichristlichen Volkes, des Demos!!!

„Der Umfang einer apostolischen „Kirche" darf nicht größer „sein, als daß ihr Aufseher (Bischof) sie auch wirklich übersehen „kann. Eine Stadt und das umliegende Land ist die Norm. In

„unserem Lande wäre also im Durchschnitt jede Superintendentur „eine „Kirche" und ihr bisheriger „Königlicher Superintendent" „ihr „kirchlicher Aufseher". Diesen mag man nennen wie man „will, wenn man den preußischen kirchlichen Magen (der allerdings „verdorben ist) für zu schwach hält, um den kirchlich legitimen Namen „zu verdauen. Die Hauptsache, ja die absolute Bedingung zum Heil „ist nur, daß er wirklich Bischof sei im Sinn und nach der Be„vollmächtigungsweise der Urkirche. Es versteht sich von selbst, daß „das ausschließliche Ordinationsrecht unserer General-Superinten„denten auf alle diese „kirchlichen Aufseher" ausgedehnt werden „müßte, deren wir zwischen 400 und 500 haben würden. Die dar„aus hervorgehende, von allen evangelischen Episcopalkirchen noth„wendig anzuerkennende sogenannte bischöfliche Ordination der „Aeltesten und Diaconen darf aber unsrer Landeskirche weder das „Recht, noch weniger die Pflicht auflegen, an der Gültigkeit unsrer „bisherigen „Presbyterialordination" zu zweifeln. Es darf im „Gegentheil nie und unter keiner Bedingung von einer Reordination „irgend eines legal ordinirten Geistlichen der wirklichen Evan„gelischen Landeskirchen (seien es In- oder Ausländer) „die Rede sein. Das wäre unevangelisch und unchristlich und wir „würden uns eines höchst bedenklichen Irrthums der englischen „Kirche theilhaftig machen.

„Das heilige unantastbare Vermächtniß der apostolischen Ver„fassung schließt mit der Gestaltung „einer Kirche" ab. Provinzial„und Reichs-Kirchen-Verfassung fehlten natürlich. Will man also „aus apostolisch gestalteten Kirchen eine Landes-, eine Provinzial„Kirche bilden in Ländern, von christlichen Obrigkeiten regiert, so „fehlt es an allen Beispielen der Urkirche. Provinzial- und Landes„kirchen sind, im Vergleich mit der Allgemeinen Kirche „Christi und den Einzel-Kirchen, ephemere Erscheinungen „und die weltliche Obrigkeit, die ja in christlichen Ländern eine „christliche und von Gott bevollmächtigte ist, hat Recht und Pflicht, „diese Organisation (unter Beirath der Kirche versteht sich) vor„zunehmen.

„Der Landesherr (und ganz speciell bei uns) hat als per„sönliches, erstes und verpflichtetes Mitglied der „Christen-Gemeinde seines Gebietes in der Reformation das In„terimisticum der Episcopalrechts-Verwaltung übernehmen müssen,

„**Nicht der Staat**; beim Wiedereintritt der Landeskirche in die „apostolische Gestaltung wird er von dem Gräuel des Summus „episcopus erlöst und tritt in seine natürliche Qualität zurück, als „Erstes und Vornehmstes, durch Gottes Willen erhöhtes Gemeinde„glied, als Ordens-, Friedensrichter und in weltlichen Kirchensachen „als souverainer Bestimmer und Regierer der Kirche, deren Mit„glieder ja alle seine Unterthanen sind."

Dieß die Grundzüge in des Königs eigenen Worten. Sie können allerdings nicht genügen, um die geistreiche Conception völlig zu würdigen. Doch kann hierfür auf die oben erwähnte Schrift von Richter verwiesen werden. Der Schwerpunkt der ganzen Anschauung liegt in den Kirchen mit bischöflicher Spitze, sie sind die eigentliche ökumenische Grundgestalt des christlichen Gemeinschaftslebens, so wieder herzustellen, wie sie die Apostel gestiftet, die jeweilige zeitliche und räumliche, geschichtliche oder geographische Verbindung derselben, das ist das Vorübergehende. Die dauernde Befreiung der Kirche von staatlicher Uebergewalt und Einmischung ist der erste leitende Gesichtspunkt, welcher den König das Ergebniß seiner kirchengeschichtlichen Forschungen zugleich als das Heilmittel der tiefen Schäden des gegenwärtigen kirchlichen Bestandes ergreifen ließ. Und er sah weit genug, um zu erkennen, daß jede Form kirchlicher Organisation, die an den Rahmen der Landeskirche ansetzend, den frei gelassenen Raum überspinnt, doch innerhalb der stärkeren Umklammerung des Staates, vollends in einer Gegenwart, in welcher der sogenannte Staatsgedanke so viel mächtiger ist als der kirchliche, ein zerbrechliches Ganze sei. Er setzte mit seiner Idee von den übersichtlichen Kirchenkreisen, in welchen der von der Gesammtkirche bevollmächtigte Bischof die leitenden und ordnenden Functionen hat, eine Organisation in die Mitte, welche der christlichen Persönlichkeit von oben und unten freien Raum zur Entfaltung geben sollte, welche, alles unpersönliche und büreaukratische Wirken überflüssig zu machen, klein genug, es auszuschließen, gesund und kräftig genug wäre. Die eng umgrenzten Gemeinden und Bisthümer, in welchen die Ordnung der Kirche sich in der Hauptsache abschloß, sollten endlich es möglich machen, daß auch die ganze Gemeine persönlich durch alle Hausväter handelnd aufträte nicht durch irgend welche Repräsentation, deren Uebertragung aus dem politischen auf das kirchliche Gebiet er grundsätzlich entgegen war.

Auf diese Weise dachte er sich z. B. die Erledigung von Fragen kirchlicher Zucht und Censur. —

Diese Ideen waren ihrem Urheber nicht etwa nur der beliebte Gegenstand der Discussion, er hatte sich von ihnen durchdringen lassen und seine Begeisterung für die Hebung der evangelischen Kirche, an deren Spitze er stand, fand ihren stärksten Ausdruck in dem Streben, dieselben zu verwirklichen. Er betrachtete die apostolische Verfassung als die der Kirche eingepflanzte Gestaltung, welche überall, wo gesundes Leben sich regt, wieder hervorwachsen muß. Er wollte, so sagt er bezeichnend, dieselbe gar nicht einführen, sondern sie nur ausführen. — Darum erschien Alles, was diesem Ideal in seinen Grundzügen widersprach, als ein Hemmniß, das den Weg versperrte, was ihm näher führen konnte, als ein gutes Zeichen. In der Ordre vom 13. Juni 1853 waren mit deutlicher Hervorhebung dieser Grundsätze die Provinzialsynoden von Rheinland und Westfalen mit ihren Vorschlägen zur Abrundung ihrer Kirchenverfassung gegenüber dem Staat abschlägig beschieden worden. Der König hatte auch da wieder ausgesprochen, Seine ererbte Stellung und Auctorität in der evangelischen Landeskirche allein in die „rechten Hände" niederlegen zu wollen. Diese rechten Hände seien aber die apostolisch gestalteten Kirchen. Desgleichen ist oben aus Hoffmanns eigener Darstellung angeführt, wie auch die Einführung der Gemeindekirchenräthe und höherer Stufen der kirchlichen Vertretung keiner Bereitwilligkeit beim Könige begegnete, weil er sie nicht für das hielt, was die Kirche eigentlich bedürfte.

Wenn auch Richter mit Recht hervorheben mag, daß der König nach 1853 nicht mehr um das Verständniß der Kirche für Seine Auffassung geworben, so geschah es doch um so angelegentlicher im Verkehr mit denen, welchen er zutraute, daß sie ihn verstehen wollten und würden.

Wie stand Hoffmann, dem der König in Kirchensachen ein so großes Vertrauen schenkte, zu diesen ihn so tief und stark bewegenden Ideen? Er war eben so wenig wie der viel ältere Freund des Königs, Bunsen, welchem der König die Anregung zu seinen Studien der altkirchlichen Zeit verdankte, im Stande, in diese Ideen als leitende Gesichtspunkte für das Handeln in der Gegenwart wirklich einzugehen. Hatte er doch in seiner Missionswirksamkeit immer den Grundsatz geltend gemacht, daß die heidnischen

Nationen, wenn für das Christenthum gewonnen, und einmal aus der patriarchalischen Bevormundung der Missionare heraustretend, sich selbst in Lehre und Verfassung nach ihrer Volksindividualität gestalten würden. Wie sollte er an eine für Alle verbindliche Grundgestalt der kirchlichen Verfassung geglaubt haben im Gegensatz zu den Anschauungen der Reformation, von welchen sich des Königs Anschauung in diesem Stück allerdings lossagte. Es kam zu mannigfachen offenen Auseinandersetzungen. Er erzählt selbst: „Als ich im Jahre 1853 seinem Entwurf von bischöflich-synodalen Einzelkirchen gegenüber die Einwendung aussprach, daß dem mächtigen Gesammtorganismus des Staates nur ein Gesammtorganismus der Kirche Gegengewicht zu halten vermöchte, da warf er mir entgegen: „Also höhere Stufen verlangen Sie? Noch über den Bischöfen? Dieß ist der mir verhaßteste Gedanke!" Als ich fragte, ob er mir befehle, diesen Gedanken nicht wieder auszusprechen, da war seine Antwort: „Nein! Im Gegentheil! Aber wir werden noch Jahre zu disputiren haben, ehe Sie mich überzeugen!" Hoffmann enthielt dem Könige nichts vor, am wenigsten seine Ueberzeugung, daß diese Ansichten keineswegs auf sicheren apostolischen Grund zurückgehen, daß alle Versuche, sie ins Leben zu rufen, zu den größten Mißdeutungen und Beunruhigungen führen müßten. — Zu überzeugen hat er den König freilich nicht vermocht. Unablässig verarbeitete derselbe die ihm gemachten Einwendungen, denn das Sinnen über diese Fragen war ihm die liebste Erholung, aber von den Grundzügen seiner Anschauung gab er nichts preis. „Der König", schreibt Hoffmann, „hatte nirgends unabänderliche Ansichten als in kirchlichen Dingen" und mit diesen stand er allein.

Wenn trotzdem der Verkehr mit Friedrich Wilhelm IV. und vorzüglich auch die Gespräche über die Angelegenheiten der Kirche für Hoffmann helle Lichtblicke in seinem Leben und unvergeßliche Erinnerungen in späterer Zeit gewesen sind, so hatte dieß seine Ursache in der selten reichen und anziehenden Persönlichkeit, in dem nie sich verleugnenden Edelsinn des Königs, der den ihm nahe Getretenen nur um so mehr theuer wurde, auch wenn sie in vielen Dingen nicht mit ihm übereinstimmten. Man mochte in dem Kirchenideal des Königs ein bedauerliches Hinderniß sehen für die Beseitigung der Nothlage der unverfaßten Kirche, deren nächstliegende Abhülfen er ohne dieses unbefangener hätte gut geheißen, man mochte

katholisirende Ansichten, gegen die er sich übrigens energisch verwahrte, dahinter wittern, — so viel ist gewiß, daß der Reichthum seiner Gedanken in diesem Gebiet, die Wärme seines begeisterten Herzens auch auf die, welche zu urtheilen wußten, eine immer neue Anziehungskraft geübt hat, und daß auch bewährte Kenner der kirchlichen Dinge seinem Umgang Außerordentliches verdankten.

Was Hoffmann im Jahre 1859 in der Widmung seiner Predigten „die Haustafel" schreibt, das hat er oft bestätigend ausgesprochen. Zu der Widmung habe ihn das Bewußtsein bewogen, daß das Beste, was in diesen Predigten insbesondere über die Gemeinde gesagt sei, außer der Forschung im göttlichen Worte den Unterredungen angehöre, deren ihn der König in freudigeren Tagen so manchesmal gewürdigt und deren stets wiederkehrender Gegenstand die Herstellung der Gemeinde nach apostolischen Grundzügen und der Aufbau der Kirche zu ihrer apostolischen Gestaltung gewesen. „In den dunkelsten Stunden der Sorge seit vielen Jahren," fährt er fort, „haben Eure Königliche Majestät sich stets wieder an dem Glanzbilde der wahren Kirche Christi auf Erden erquickt und haben die Züge gezeichnet, an welchen sich ihre Einheit mit der Urkirche des pfingstlichen Frühlings der Christenheit erkennen lassen müsse. Wenn in meinem schwachen Versuche, die Sehnsucht nach der ächten apostolischen Kraft und Lauterkeit des christlichen Gemeindelebens anzuregen und die jetzigen Gemeinden in dieselbe hinaufzugestalten, etwas von dem warmen Lebenspulse höherer Begeisterung pocht, so verdanke ich es nicht zum Wenigsten den köstlichen Stunden, welche mir durch die Gnade Eurer Königlichen Majestät zu Theil geworden sind. Ich flehe zu Gott, dem barmherzigen Vater unsres Herrn Jesu Christi, daß etwas von dem süßen evangelischen Licht, welches durch Eurer Majestät huldvolle Mittheilungen in meine schwachen Worte hineinleuchtet, jetzt stärkend und erquickend in die Leidenstage glänzen möge, durch welche Gottes unerforschlicher Rath seinen Gesalbten führt."

Dieses Zeugniß kam aus vollem Herzen. Die Uebereinstimmung in den tiefsten Fragen, welche evangelische Christen gemein haben, war doch überwältigend groß. Die Empfänglichkeit war hier nie nur auf eine Seite, es war nicht das Verhältniß des belehrenden Theologen zu dem christlichen Laien auf dem Throne, sondern beiderseitiges Geben und Empfangen. Der König hörte

gerne auf seines kirchlichen Rathgebers lebhaftes und schlagfertiges Wort und verwob es in seine Gedanken. Ein sanguinischer Zug im edelsten Sinne des Wortes war wie dem Könige, so auch den Männern eigen, welchen er sich im kirchlichen Gebiet am meisten vertraute. Wie von Bunsen, so kann man dieß auch von Hoffmann sagen, welchem sich alles Denken und Wirken im Gebiet des Glaubens mit großen Ausblicken auf das zu erreichende letzte Ziel des Reiches Gottes verknüpfte. Seinen praktischen Blick auf das Erreichbare und Sachgemäße unverschleiert erhaltend, konnte er doch in manche Ideen des Königs, die ihn selbst in neue wenig betretene Gebiete hineinführten, begeistert eingehen.

Auch auf dem Gebiet des Gottesdienstes suchte der König die altkirchlichen Gestaltungen hervor, die altkirchliche liturgische Gestalt des heiligen Abendmahls erschien ihm als das rechte Mittel einer wahren Union, und Hoffmann ging mit lebhaftem Interesse in diese Fragen ein, während er gegen den Gedanken, diese Form dem Gottesdienst der evangelischen Landeskirche einzuverleiben, allerdings offene Verwahrung einlegte. Darauf beziehen sich zwei kurze Briefe des Königs.

8/2 55. Verehrter Freund — Anliegend erfüll' ich Ihr Begehren, meinen mehr als kühnen Versuch (das Opfergebet niederzuschreiben) Ihnen mitzutheilen. Ich thue es (mehr als Sie es glauben können oder bey hergebrachter Autor-Selbst-Liebe es vorauszusetzen erlaubt ist) mit Bewegung und Besorgniß. In meinem Gemüthe ist ein recht ernster Conflict. Ich bitte den HErrn unaufhörlich um 2 Dinge für die evangel. Kirche

1) und vor Allem Andern für ihre apostolische Gestaltung, 2) für die Regenerazion der Liturgie —. Zu letzterem gehört die mehr als schwache und unberufene Arbeit, die ich in der schlimmsten Zeit meines Lebens als eine edle Zerstreuung unternommen habe. Es ist also möglich (wenn auch nicht wahrscheinlich!) daß ich zu Etwas beytrage, das nach meiner eigensten Ueberzeugung weniger nothwendig als die 1te, jedenfalls in 2te Linie gehört.

Nun — in Gottes Namen! Ich bitte Sie, die Arbeit dem Oberhofprediger Dr. Strauß mitzutheilen und autorisire Sie, ein Gleiches mit Ihren beiden andern Dom-Collegen zu thun. Am Sonntag hoff ich ½ Stunde zu finden mit Ihnen darüber und über Manches zu schwätzen. Vale!

„27/3 55. Verehrter Freund! Ich danke sehr für die zurückgesandten liturgischen Träumereyen, die — was sehr zu merken — meinerseits — von mir nicht als solche angesehen — Ihnen vertraut sind, um sie, wenn auch mit Modificationen in die Realität unsres Gottesdienstes aufzunehmen. Das Prinzip aber, welches mich zu dem Versuch geführt, steht unwandelbar fest bey mir. Von diesem Prinzip aus betrachte ich die Union und bin wahrhaft begeistert für dieselbe. Nach diesem Prinzip ist die Union: Das **Freywerden** der Evangelischen Kirche — nicht vom Dogma, nicht von den Bekenntnissen, wohl aber — von der **Schule** der in der Union vereinigten luther. und reform. Dogmatik. Durch das Freywerden von dieser zuweilen heillosen Schule kann die Evangel. Kirche allein den unterdrückten, gründlich gefährdeten, krüppelhaft gemachten Wachsthum in die Lebensluft der apostolischen Ordnungen, Leben und Lehre fortsetzen, dessen Anstreben der Ursprung, die Entschuldigung und die überschwängliche Glorie der Kirchenverbesserung ist."

Während Hoffmann der Realisirung dieser liturgischen Lieblingsgedanken des Königs gegenüber zwar nicht so sehr theologische aber die ernstlichsten praktischen Bedenken geltend machte, ging er um so bereitwilliger, ja mit einer der Wärme, mit welcher der König alle solche kirchliche Fragen erfaßte, freudig folgenden Begeisterung auf einen andern Gedanken des Königs ein.

Gegen Ende des Jahres 1854 sollte in Rom die Promulgation des Dogmas „von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria" erfolgen. Es war der erste Schritt des Papstes Pius IX. auf der Bahn zu dem Dogma von der Unfehlbarkeit. War auch die Anschauung, welche jenes Dogma formulirte, in der römisch-katholischen Kirche fast allgemein, so hatte man doch seit Jahrhunderten nicht gewagt, dieselbe als eine für Alle verbindliche Kirchenlehre zu fixiren. Das evangelische Herz des Königs entbrannte über diesen Schritt, und er hielt dafür, daß diese Unthat gebieterisch eine offene Erklärung der wahren katholischen Kirche, so zu sagen des allgemeinen christlichen Glaubensgewissens, wie es nur aus den evangelischen Kirchen heraus reden konnte, gegen sich herausfordere. Es sollte von den Kanzeln aller evangelischen Kirchen der Welt eine Erklärung veröffentlicht werden, die den redlichen Katholiken zum Bewußtsein verhülfe, daß jetzt zum erstenmal

die römische Kirche von der gemeinsamen Basis der heiligen Schrift sich auch ausdrücklich losgerissen und einen Glaubenssatz verkündet habe, für welchen der Beweis aus der Bibel auch nicht einmal mehr mittelst römisch-katholischer Auslegung versucht werden könnte.

Der König wandte sich mit dieser Absicht zuerst an seinen alten Freund Bunsen und schrieb*): „Ist die Evangelische Kirche nicht zur Mumie geworden, so muß sie bei dieser Gelegenheit Zeugniß von ihrem Glauben ablegen. Sie muß das nicht etwa allein als Jüngerin Luthers und Calvins thun, sie muß es als die wahrhaftige Jüngerin des HErrn, in der Treue gegen die apostolische Lehre, mit Benutzung des Zeugnisses der Väter der Kirche des Abend- und des Morgenlandes, mit Einem Wort als der reine, nicht irrende, wahrhaft katholische Theil der Kirche auf Erden thun. — Wir müssen den Moment zu den heiligsten und allerrechtmäßigsten Eroberungen benutzen —." Bunsen sollte mit dem Primas von England in Unterhandlung treten, um vor allem die anglicanische Kirche für den gemeinsamen Schritt zu gewinnen, aber auch die evangelischen Kirchen der Schweiz, Frankreichs, Hollands, Schwedens, Dänemarks, Rußlands und Amerikas waren wie natürlich auch die übrigen deutschen Landeskirchen als mitwirkend ins Auge gefaßt.

Bunsen wollte zuerst nicht recht auf die Sache eingehen. Er war, wie aus seinen Aeußerungen in seiner Lebensbeschreibung und in Rankes Mittheilungen erhellt, zu mißmuthig über den kirchlichen Zustand in Deutschland und über die den Katholiken hier bereits eingeräumte Geltung und die Sympathien für dieselben in den Umgebungen des Königs, um sich von einem solchen Acte viel zu versprechen, und wollte vorläufig nur den kleinen Krieg der Presse gegen die neue römische Umwallung loslassen. Er trat nachher doch in den Gedanken ein. Die Antwort des Erzbischofs von Canterbury aber lautete ablehnend. Der König hatte sich jedoch, kurz nachdem er an Bunsen geschrieben, auch an Hoffmann mit dem gleichen Verlangen gewendet, vermuthlich sofort nachdem er Bunsens erste Bedenken erfahren und ihm geschrieben hatte: „Aber Sie wollen nicht. Und ich werde Sie nicht zu überreden trachten." Hoffmann ließ sich hier durch keine kirchenpolitischen und sonstigen

*) Siehe Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen p. 845 ff.

Bedenklichkeiten stören. Er wandte sich in der Sache an seinen alten Freund H. Venn, welcher als einer der hervorragendsten Männer der evangelischen Parthei in der englischen Kirche den englischen Kirchenhäuptern nahe stand. Venn stellte die Sache dem bereits unterrichteten Erzbischof von Canterbury von Neuem dar unter dem Gesichtspunkt, welchen Hoffmann hervorgehoben, eine einheitliche Action der evangelischen Kirchen des Continents mit der englischen herbeizuführen. Der Erzbischof nahm die Sache noch einmal in Berathung, erneuerte aber schließlich seine Bedenken und Venn schrieb, die kirchliche Stimmung in der Sache charakterisirend, zurück: that it would be a vain attempt to arouse any national protestant feeling in the present state of our church and nation, the one being engaged at present with an internal content upon the question of the real presence in the Eucharist, in the case of archdeacon Denison, and the state being engaged in the war in the East („es würde bei dem gegenwärtigen Zustand in Kirche und Staat ein vergebliches Unterfangen sein, das protestantische Nationalgefühl aufzubieten, die erstere habe augenblicklich mit einem inneren Streite zu thun in der Frage über die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, mit dem Fall des Archidiaconus Denison, der letztere mit dem Krieg im Osten [Krimkrieg]).

Hoffmann sah mit nicht geringerem Bedauern als der König den Plan an der Abneigung der englischen Kirche scheitern. Der Entwurf einer am Pfingstfest 1855 von den Kanzeln zu verlesenden Erklärung war bereits von ihm aufgesetzt. Es ist darin gesagt: „Die römisch-katholische Kirche hat damit zum erstenmale in der ganzen Zeit ihres Bestehens es ausgesprochen, daß die heilige Schrift, das apostolische Wort, bei der Aufstellung zur Seligkeit nothwendiger Glaubensartikel entbehrt werden könne. Damit hat sie den gemeinsamen Boden der allgemeinen Christenheit in einer Weise verlassen, wie sie es in allen ihren bisherigen Irrwegen dennoch stets zu thun sich scheute. Sie will aufhören, eine Kirche des Wortes Gottes, eine apostolische, eine Kirche des heiligen Geistes zu sein." Er schließt mit den Worten: „Gott erleuchte nach Seiner Barmherzigkeit die Irrenden, Er stärke durch den heiligen Geist uns alle in dem auf Sein geschriebenes Wort gegründeten Glauben, und Seine allmächtige Gnade führe die Millionen vom Irrthum ihres Weges zurück, welcher Abirren die

Erfüllung Seiner Verheißung aufhält: Es soll Eine Heerde und Ein Hirte werden!"

Noch in seiner letzten literarischen Arbeit (Der Kampf zwischen Staat und Kirche in Deutschland 1873), welche nicht mehr vollendet wurde, weil seine tödtliche Krankheit dazwischen trat, hat Hoffmann mit Bedauern auf diese Unterlassung zurückgeblickt. Er schreibt: „Pelagius war ein sanfter Heterodoxer gegen Pius IX., der als Häresiarch auftritt. Die ganze Christenheit war mit diesem Dogma, mit der Zumuthung, es aufzunehmen, es gedankenlos für wahr zu halten, beleidigt, ins Angesicht geschlagen. Schadet nichts, sie hat sich es ja gefallen lassen. Wohl mochte mancher Bischof denken: ist nur eine Zumuthung mehr zu vielen andern, nicht des Kampfes werth. Selbst ein Döllinger, der über Recht und Wesen des Papstthums so eingehend sprach, hatte über dieses Unterfangen kein Wort. Da schon hätte nicht blos die evangelische Kirche erkennen müssen, wen sie vor sich hatte. Nur der einzige König Friedrich Wilhelm IV. erkannte es, aber auch die heimischen Kirchenbehörden, nicht blos die englischen, blieben kalt. Auch dem Staate durfte die Sache nicht gleichgültig bleiben. Denn welche andere Dogmen, wie es denn auch geschehen ist, konnten der römisch-katholischen Christenheit aufgedrängt werden! Welche den Staat in seinen Grundfesten antastenden Ansprüche konnten die Gestalt von Glaubenssätzen annehmen!"

Im Jahre 1855 berief der König die beiden kirchlichen Vertrauensmänner, durch welche er in Sachen des katholischen Dogmas den evangelischen Protest einzuleiten gewünscht hatte, zu einer andern gemeinsamen Verhandlung. In Bunsens Leben wird darüber berichtet*), daß es Hoffmann gewesen sei, welcher, andern entgegenwirkenden Einflüssen gegenüber, den König zu einem Zusammentreffen mit Bunsen bestimmt habe. Dieser Bericht fährt fort: „Hoffmann war damals eifrig mit einem Reformplane beschäftigt und er glaubte, daß derselbe auch beim Könige so weit zur Reife gekommen sei, daß man wesentliche Aenderungen auf kirchlichem Gebiete und Abhülfe vieler Beschwerden der protestantischen Gemeinden erwarten könne; er hoffte dabei mit Zuversicht, daß der persönliche Einfluß Bunsens der Verwirklichung

*) Bunsens Leben III, 443.

seines Planes förderlich sein würde." Jedenfalls handelte es sich dabei um die Vorfragen und die Vorbereitung der früher erwähnten kirchlichen Conferenz, die 1856 in Berlin gehalten wurde und der weiterhin geplanten Generalsynode. Genaueres darüber steht aus Hoffmanns Hinterlassenschaft nicht zu Gebote. Wie dem nun sei, es wurde auf Anregen des Königs eine Zusammenkunft zwischen Bunsen und Hoffmann in Marburg festgesetzt, zu welcher auch Bethmann-Hollweg eingeladen war, und dieser Anlaß brachte beide schon von längerer Zeit her unter sich bekannte Freunde des Königs wieder in nähere Berührung. Bunsen war im Jahre 1840 auf dem Baseler Missionsfeste gewesen*), von „seinem lieben und geistreichen Führer" dem Inspector in die engeren Kreise der Missionsfreunde eingeführt worden, und es war ihm wohl gewesen in diesem Kreise. Er hatte dort auch Hoffmanns Vater gesehen, „den berühmten Stifter der Gemeinde Kornthal bei Stuttgart", den er so lange kennen zu lernen gewünscht, und sich mit ihm von seinem Lieblingsgedanken, der Ausführung evangelischer Colonien, unterhalten. Auch von Bunsen waren befruchtende Eindrücke in dem Festkreise hinterlassen, wie dieß sich in einem Briefe Hoffmanns ausspricht. „Sie waren nicht blos bei uns, sondern Sie bleiben, denn so mancher lebensreiche Gedanke, den ich nur geahnt und gesucht hatte, ist durch Ihre freundlich fördernde und belehrende Mittheilung und Anregung hervorgewachsen, um, wenn seine Stunde kommt, dereinst verwirklicht zu werden, wie es der Herr geben wird. Seien Sie dafür gesegnet!"**)

Vor und nach der Marburger Conferenz, bei welcher Bethmann-Hollweg zu erscheinen verhindert war, fand eine lebhaftere Correspondenz zwischen Bunsen und Hoffmann statt. Bunsen expectorirte sich in seiner lebhaften Offenheit und mit dem ihm eigenen Erfülltsein von seinen Ideen und übersandte Hoffmann Schreiben an den König, um von demselben nicht etwa als ein amnestirter und verirrter Freund, sondern mit rechtem Verständniß dessen, was er wolle und nicht wolle, angesehen zu werden. Er überreichte durch dieselbe Vermittlung dem Könige „die Zeichen der Zeit", deren Gedanken ihn ganz erfüllten. Beide Männer, Hoffmann und Bunsen, waren damals wohl schon weiter auseinander in ihren theologischen und

*) Bunsens Leben II, 111.

**) Bunsens Leben II, 150.

kirchlichen Anschauungen als zur Aussprache kam, da sie die alte Freundschaft gerne festhielten, und Bunsens mit einem genuinen Freimuth gepaarte Zuversichtlichkeit hatte für die, mit welchen er sich eins hoffte, mehr Gewinnendes als Zurückstoßendes. Jedenfalls ist die Behauptung, daß Hoffmann in den fünfziger Jahren in die Vertrauensstellung beim Könige eingetreten sei, welche früher Bunsen einnahm, in dem Sinne nicht richtig, daß dieß gewissermaßen auf Kosten der älteren Verbindung geschehen sein sollte. Dieß war ganz und gar nicht die Weise des Königs, der in der Festhaltung der Freundschaft auch bei allem Widerspruch in den Ueberzeugungen seine ganze Treue offenbarte, es entsprach aber auch niemals dem zeitweise wenig gepflegten, aber unbefangen freundschaftlichen Verhältniß der beiden durch des Königs Vertrauen geehrten Männer.

Man möchte des Königs großangelegte Kirchenpläne mit jenem großen Bauplan vergleichen, der ihn noch bis in die Tage seiner Krankheit beschäftigte. Noch sind als Zeugen seiner Entwürfe die mächtigen Fundamente zu sehen, welche in die Tiefe der Spree eingesenkt wurden, um in Mitten der Hauptstadt Berlin die größte Basilika zu tragen. Das Werk kam durch die Revolutionsjahre und durch seine eigene Größe ins Stocken. Der immer wieder aufgenommene Plan konnte nur, wenn auf bescheidene Dimensionen zurückgegangen wurde, eine Aussicht auf Verwirklichung haben, und auch so ist er noch nicht ausgeführt. Darum trägt aber doch Friedrich Wilhelm IV. vor allen Fürsten seines Stammes mit vollem Rechte den Namen des Kirchenerbauers, über alle Provinzen seines Königreichs hin hat er sich diese Denkmale seiner Pflege der evangelischen Kirche aufgerichtet. In gleicher Weise ist sein warm für die Kirche schlagendes Herz, sein rastloser Trieb, sie zum Besseren zu führen auf hundert Wegen für dieselbe fruchtbar gewesen, wie keines Königs Wirken vor ihm. Davon wußte Niemand besser und wärmer zu zeugen, als der Mann, welchem er durch sein Vertrauen in so vielfacher Weise zur Mitwirkung auf diesem Felde königlichen Wirkens berufen hatte.

Als im Jahre 1857, wenige Wochen nach der Versammlung der Evangelischen Allianz, wo zum letztenmal der evangelische König die Repräsentanten aller evangelischen Kirchen und Gemeinschaften begrüßt hatte, der erste ernste Vorbote seines Lei-

dens ihn vom öffentlichen Wirken in die Stille führte, da faßte Hoffmann, den weiteren Verlauf voraussehend, den schweren Schlag, der damit auch sein Herz und Leben traf, in einem Briefe an seinen Freund Knapp in die Worte zusammen: „Wie mir zu Muthe ist, fühlst Du mit. Mir schwindet mit ihm die sonnige, ideale Beleuchtung aus meinem Berufsleben, die Arbeit, die Sorge, der Kampf bleibt zurück."

Seltener sah er den König in den Zeiten seines langsam zunehmenden Leidens, denn er war nicht der specielle Seelsorger desselben Von den Begegnungen kam er mit verstärkter Wehmuth zurück. „Meines theuren Königs Krankheit, die mich wohl hauptsächlich krank gemacht hat, weil ich ihn so lange nicht sehen, umseufzen und umtrauern konnte, ist mir jetzt leichter zu tragen, weil ich ihm jede Woche wenigstens einmal oder zweimal eine halbe Stunde ein Wort des Friedens, der Hoffnung und des Trostes sagen kann," schreibt er im März 1858. Seine Bekanntschaft mit des Königs Geistesart und seine schnelle Combination ließen ihn oft mit besonders glücklichem Griff die Worte treffen, welche der noch immer lebendige aber im Ausdruck gebundene Geist des Kranken ungeduldig suchte. Als der Königliche Dulder mit Anbruch des Jahres 1861 zur ewigen Ruhe eingehen durfte, feierte Hoffmann das Gedächtniß dieses so groß und reich vor ihm stehenden edlen Königslebens auch dadurch, daß er sich dasselbe in seinem Zusammenhang zu vergegenwärtigen suchte. In der von ihm damals anonym herausgegebenen populären Zeitschrift ist unter dem Titel „Ein großes Königsleben" das Lebensbild Friedrich Wilhelm des Vierten auf dem Grund seiner persönlichen Erinnerung so eingehend als anziehend geschildert. Ein kürzerer Vortrag „Friedrich Wilhelm IV., ein geschichtliches Charakterbild", welchen er schriftlich hinterließ, ist nach seinem Tode herausgekommen, und die wichtigen geschichtlichen Momente der Regierung des Königs sind auch in dem später zu erwähnenden Werke „Deutschland Einst und Jetzt im Lichte des Reiches Gottes" ausführlich behandelt.

Es ist unmöglich, in dem Rahmen einer Biographie diesen eingehenden auf genauer Orientirung in der Geschichte jener Zeit ruhenden Schilderungen zu folgen, obwohl diese erst recht erkennen lassen, wie Hoffmann diese Königsgestalt beurtheilte und verstand, obwohl sie manche politische und kirchliche Erläuterungen

darbieten, die, aus Unterredungen mit dem Könige geflossen, beachtenswerth für die richtige Beurtheilung dieses bewegten Lebens sind. Es sei genug, die zusammenfassende Charakterisirung vom Jahre 1861 hier beizufügen, die Hoffmann am Schluß seiner geschichtlichen Beleuchtung des Königs giebt.

„Der Gedanke der Einheit Deutschlands, dessen mächtigster Träger auf dem Throne er gewesen ist, und den er stets als einen königlichen gehandhabt, wird nicht mehr vergehen. Er hat ihn als fürstlichen Gedanken getragen, schon lange ehe die Revolution sich seiner bemächtigen wollte. Er hat ihn ihr aus den Händen gerissen und der Versuchung widerstanden, ihn im Bunde mit ihr zu verwirklichen. Und dieß hat er gethan, weil es ihm nicht nur ein politischer, sondern ein christlicher Gedanke war. Dieses kirchlich wie staatlich zertheilte Deutschland konnte Keiner als Eines denken und wollen, der nicht auf dem Worte Gottes selbst, auf Christo als dem Kern und Stern des Christenthums stand und beständig auf die urchristlichen Zeiten zurückschaute, in welchen der gemeinsame Stamm und Wurzel aller Kirche zu finden ist. Er konnte sich eine Wiederkehr denken zu dem Einen Herrn, den sie verlassen haben, aus allen Kirchen und die ächte apostolische Kirche wollte er als das mächtig wirkende Muster aller Kirchengestalt auf Erden wiedergebracht sehen. Daß ihn die Meisten, Katholiken wie Protestanten, nicht verstanden, weil sie kleingeistig und engherzig meinen, es müsse bleiben wie es ist, und jeder seinen Weg für den vollkommenen hält, das ist die Sünde und Schwachheit und Armuth dieser Zeit in Deutschland.

Aber noch weniger konnte er verstanden werden von denen, welche ohne Gott und ohne Christum eine Freiheit des deutschen Volkes erstreben und eine Einheit und Kraft seines Lebens hoffen. Gerade weil er mit dem Bekenntniß seines Glaubens an Jesum Christum von Anfang hervortrat, nicht Religion nur, sondern die einzige Wahrheit zur Seligkeit der Menschen wollte, haßten sie ihn. Kaum verziehen ihm die Milderen seine Frömmigkeit, die sie Romantik nannten, um seiner glänzenden Gaben und seines edlen Sinnes willen. Aber die bewußteren Männer der gottlosen Selbstkraft fanden an ihm einen Gegner auf Leben und Tod. Daher sein Kampf mit den revolutionären Gewalten in jeglicher Form und Gestalt. Er hat ihn durchgeführt, und auch was Manche sein

Nachgeben nennen, ist nur eine andere Wendung des Kampfes selbst gewesen, der auch nach seinem Hinscheiden noch fortgestritten werden wird. Dann aber die schmerzliche Selbstverläugnung, welche ihm Gott mehrmals auferlegte, die Fahne entfalten zu müssen für die Freiheit und Einheit, auch wenn sie nicht nur *seine* Farben trug, sie wieder zurücklegen zu müssen, als sie nur zum Bruderkrieg rufen konnte!

Ein noch schwereres Opfer als dieses, welches er dem Vaterlande brachte, hat er auf den Altar Gottes niedergelegt. Er mußte die Liebe eines Theils seines Volkes opfern der Wahrheit und Treue gegen Gott, weil dieser Theil nur den König *ohne* sein Bekenntniß zum Herrn zu lieben vermochte. Dieß ist seine größeste That vor dem heiligen Auge Gottes, und der Sieg, den er damit errungen, ein bleibender. Seine letzte Verklärung durch Leiden der Krankheit, durch Einführung in die innere Stille ist nur der Ausdruck davon, wie Gott in seinem ganzen Regentenlaufe ihn weihte und heiligte zum Dulder auf dem Throne. Die Saaten, die er gestreut hat in Millionen Geister und Herzen, werden für die Ewigkeit reifen. Sein eigener Name aber wird aus allen Verdunklungen heller hervorbrechen und die gerecht wägende Geschichte wird ihm unter den preußischen Herrschern einen sehr hohen Platz anweisen, das deutsche Vaterland aber in der Zukunft mehr als jetzt in ihm erkennen was er war — einen *deutschen König*."

Lebensführungen und Geistesfrüchte.

Wir haben Hoffmann auf den Wegen der Arbeit für die Kirche und in der Gemeinde begleitet, die Erkrankung des Königs und sein Abtreten vom Schauplatz der Oeffentlichkeit im Jahre 1857 im Ganzen als Abschluß dieser Lebensperiode festhaltend; es ist nun Zeit, wieder auf die persönlichen Erlebnisse zurückzulenken, an deren Verlauf, den wir bis zum Ende des Jahres 1863 verfolgen, um der leichteren Uebersichtlichkeit des vielartigen Stoffes willen, auch die Besprechung der litterarischen Productionen dieser Zeit soll angeschlossen werden.

Die größte Förderung des freudigen Schaffens, ein heller harmonischer Hintergrund des häuslichen Lebens, ein Heerd, an dem sich friedlich ausruhen ließ, ein Gemüth, das alle seine geistigen Interessen verständnißvoll aufnahm und Alles mit ihm durchlebte, war Hoffmann aufs Neue in vollem Maße geschenkt. Die Familie war in Berlin eigentlich zum erstenmal nach vielen Jahren wieder vollständig beisammen. Der Vater des Hauses kehrte seit seiner langwierigen Krankheit in Basel nie wieder zu dem früheren extensiven Uebermaß der Arbeit, abgesehen von Visitationszeiten und ganz besonderen Nöthigungen, zurück. Das Geheimniß seiner Arbeitskraft lag nicht in ausgedehnter Arbeitszeit, sondern in dem Ertrag seines ganzen bisherigen Lebens, in der schnellen Uebersicht, der intensiven geistigen Sammlung, der ungehemmten Productivität und der Willensstärke, mit der er jede Minute benützte, jede Arbeit, wo es möglich war, sofort zum Abschluß brachte. Der späte Abend gehörte der Familie, und jetzt erst genoß die Jugend, welche vorher zum Theil in verschiedenen Anstalten zerstreut gewesen, das beständige Umihnsein und seinen dauernden Einfluß. Sein Studierzimmer war durchaus nicht wie bei so manchem Rath oder Gelehrten ein unzugängliches Heiligthum. Wenn er an seinem alten Schreibtisch, dem Andenken seines Pfarrer Nonnenmacher, saß, mitten zwischen

einem Schwall aufgethürmter Papiere, so gingen Gedanken und Feder rastlos vorwärts. Er konnte sich von lärmenden Kindern umtoben lassen, ohne gestört zu werden, ob er nun einen dürren Bericht las oder einen schwungvollen Aufsatz producirte. Seine rege Mittheilsamkeit bildete den geistigen Reichthum der ganzen Familie, in welcher nun auch die ältesten Kinder erster Ehe zu reiferem Verständniß seiner Gedanken herangewachsen waren.

Der edle Verwandtenkreis der Gattin, vorzugsweise in Ostpreußen, der Heimath der Kanitz'schen Familie, zum Theil im Königreich Sachsen ansässig, bot der Familie, wenn im Winter Berlin seine Anziehungskraft auf die Provinzen ausübte, den liebsten Verkehr. Als die Schwester derselben als Hofdame der Königin an den Hof gezogen, der Bruder zum Flügeladjutanten des Königs ernannt wurde, waren zwei Geschwister in nächster Nähe und vielseitiger Berührung mit dem Hause. Kurz nach Hoffmanns Eintritt in Berlin war der Pastor Friedrich v. Tippelskirch von Giebichenstein bei Halle als Prediger an der Charité, dem großen städtischen Krankenhause, in die Hauptstadt versetzt, und mit ihm, der mit der Familie Kanitz mehrfach verwandtschaftlich verbunden war, und mit seiner Familie knüpften sich die festesten Freundschaftsbande.

Tippelskirch wurde für Hoffmann, nachdem der Verkehr mit den alten lieben Württembergern nur auf Briefe gewiesen war, der nächste und in gewisser Art am meisten rein persönliche Freund in Berlin, sofern diese Freundschaft außer Beziehung mit dem öffentlichen Leben und kirchlichen Partheistellungen stand. Er segnete in Ostpreußen den Ehebund Hoffmanns ein und wurde bald für das Haus die vertraute Erscheinung, deren freundliches Angesicht mehrere Tage nicht gesehen zu haben, als eine Entbehrung empfunden wurde. Er war fast ein Widerspiel von Hoffmann in Gestalt und Geistesart. Aber eben seine sanfte, gemäßigte und doch so warme und hingebende Persönlichkeit übte eine anziehende und beruhigende Wirkung auf Hoffmanns Feuergeist. Die feinen und ritterlichen Seiten des Edelmanns waren hier harmonisch verbunden mit der Demuth und selbstlosen Liebenswürdigkeit eines ächten christlichen Gemüths. Als Begründer des Volksblattes für Stadt und Land, in welchem damals noch ein Leo und Gerlach das Wort führten, stand er den Führern der streng confessionellen Richtung persönlich nahe, hatte aber von allen seinen Lebensstellungen her, von Rom an, wo er als

Gesandtschaftsprediger mit Bunsen an dessen liturgischen Werken arbeitete, einen reichen christlichen Freundeskreis aus verschiedenen Lagern gesammelt und immer festgehalten. Gegen Hoffmann vertrat er oft, mehr aus Billigkeitsgefühl und persönlicher Anhänglichkeit als vom Partheistandpunkte, die Sache der von diesem bekämpften Gegner der Union, und spielte nicht selten bald nach der einen, bald nach der andern Seite die Rolle des Ausgleichers und Vermittlers zwischen den starken Kämpfern, die ihm beide theuer waren. Hoffmann mochte nicht leicht, was ihn eben stark beschäftigte, in sich verschließen; die kirchlichen Angelegenheiten, die ihn in seinem amtlichen Wirken bewegten, bewegten ihn auch im Familienkreise. Ueber principielle kirchliche oder politische Fragen setzten sich oft die Debatten am Familientische fort, und auch von seinen Productionen empfingen die Nächsten immer die Erstlinge. Mit dem eben für den Druck geschriebenen Bogen in der Hand, trat er in das Familienzimmer oder unter die nächsten Freunde, um ihnen vorzulesen. So riß er alle zum geistigen Mitleben mit sich fort, und wenn ich die tiefsten Eindrücke seines geistigen Lebens recapitulire, sind es nicht seine Schriften, sondern diese Gespräche in der Familie, die als sein reichstes Vermächtniß geblieben sind. Und wer hörte ihm nicht gerne zu, wenn im Fortgang des Mittheilens seine ganze Lebendigkeit sich entfaltete! Die einfacheren und naturgemäßeren Sitten norddeutscher Geselligkeit ohne zu viel materiellen Aufwand, die er schon in Tübingen vermißt hatte, ließen mehr geselligen Austausch zu, obwohl der Umgang des Hauses sich meist auf den verwandtschaftlichen Kreis und die nächsten Freunde und Amtsgenossen beschränkte. Das freundlichste, durch keinen Mißton getrübte Verhältniß bestand zwischen den Predigern der Domgemeinde. Ich enthalte mich mehr zu sagen, da ich darauf verzichten muß, in diese Schilderungen noch Lebende hereinzuziehen. Der Mann, welcher am meisten als Hoffmanns kirchlicher Widerpart angesehen wurde, Professor Hengstenberg, war in den ersten Jahren der nächste Hausnachbar, und so war auch der Verkehr ein nachbarlicher. Man nahm gegenseitigen Antheil an den Familienereignissen, welche damals im Hengstenberg'schen Hause in einer Reihe schwerer Heimsuchungen bestanden. —

Dieß ist das gleichmäßige heitere Bild mehrerer Jahre, in welches aus der Familiengeschichte nur eine schmerzliche Erfahrung einzuzeichnen ist. Im Sommer 1854 hatte Hoffmann mit seiner

Familie im Seebade Zoppot bei Danzig Erholung gesucht, wo auch die seiner Gattin verwandte gräflich Finckensteinische Familie weilte. Er hatte hier Alles, was er für die Erholung bedurfte, freie schöne Natur, die Umgebung der Seinigen und an dem alten Grafen v. Finkenstein, einem Mitkämpfer der Freiheitskriege, trotz der Gebrechlichkeiten des Alters einen Mann von regem Interesse für seine Gedanken und litterarischen Arbeiten. Der Mittelpunkt der Familienfreude war das einjährige Söhnlein, das erste Kind der neuen Ehe, ein Ersatz für das in den ersten Monaten in Berlin verstorbene Töchterlein. Auf der Reise von Zoppot nach Schönberg, wo Verwandte aufgesucht werden sollten, erkrankte das Kind. Der Halteplatz der Eisenbahn, das kleine Dorf Altfelde bot, als man schon den Tod nahen sah, weder Unterkommen noch ärztliche Hülfe. Die Reise mußte im Wagen bis Christburg fortgesetzt werden, wo das Kind verschied. Dieß machte der Erholungsreise ein schmerzliches Ende. Ein beständiger Dämpfer des sonst so glücklichen Familienlebens war auch ein nervöses Kopfleiden von Hoffmanns Gattin, welches zwar der Lebhaftigkeit ihres Geistes und der warmen Antheilnahme des Herzens an Allem keinen Eintrag that, aber sich beständig peinlich fühlbar machte, den Gatten nach seinen vielen trüben Erfahrungen ängstigte, und oft den Arzt ins Haus führte. Es war Hoffmann während seines ganzen Lebens eigen, daß er besonders gerne mit Aerzten verkehrte, wie denn alle seine Hausärzte auch zu Hausfreunden geworden sind. Eine Haupturſache davon war das lebendige Interesse, das er selbst an der ärztlichen Praxis in Erinnerung an eigene frühere medicinische Studien bewahrte. Dieß galt denn auch von dem Medicinalrath Busch, an dessen Grabe Hoffmann später der vielfachen Hülfe gedenken konnte, die er der Familie geleistet. — Dem entschlafenen Söhnlein sproßten in den folgenden Jahren zwei Töchter nach, und noch erinnere ich mich der eigenthümlich feierlichen Worte, mit welchen der „alte Nitzsch“ bei einem Pathenbesuche die Mutter des Kindes begrüßte, der Mann, bei welchem es nie eines Uebergangs bedurfte, um auch jederzeit das Gewichtigste und Ernsteste zu sagen. Mit ihm, den Hoffmann unter den Theologen am höchsten verehrte, bestand vielfache amtliche Berührung und auch zwischen den Familien mannigfacher freundschaftlicher Verkehr. Hoffmann mochte es am liebsten sehen, wenn die in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre auf die

Universität übergehenden ältesten Söhne sich dem Kreise anschlossen, der in Nitzsch's Hause an Sonntag Abenden um diese unvergeßliche Theologengestalt sich sammelte.

Wenn eine neue anregende und geistig begabte Persönlichkeit in die christlichen und kirchlichen Kreise Berlins eintritt, so strecken sich bald von allen Seiten begehrliche Hände nach ihr aus. Hier winkt eine Festpredigt, dort ist ein Vortrag zu halten, der Vereine, für welche ein kirchlich einflußreicher Mann seinen Namen hergeben oder auch thätig eingreifen soll, ist eine große Zahl. Wer nicht abzuwehren versteht, kann leicht in diesen vielseitigen Ansprüchen seine geistige Kraft zersplittern.

Hoffmann kam auch solchen Anforderungen, welche die vielen segensreichen und nothwendigen christlichen Unternehmungen Berlins ihm nahe brachten, nach Vermögen besonders in den ersten Jahren entgegen. Aber bald genug hören wir ihn auch, als die Aemter sich häuften, der persönliche Anlauf in Briefen und Besuchern immer größeren Umfang annahm, wieder die alte Klage über Mangel an Zeit anstimmen.

„Ich lebe jetzt wieder in derselben Zeitnoth," schreibt er schon 1854 an seinen Freund A. Knapp, „wie Jahre lang in Basel, kann aber den Mangel nicht mehr wie damals mit eiserner Kraft ersetzen," und wieder etwas später „Ich habe nichts zu klagen, als über zu wenig Zeit. Das Leben ist so zerbröckelt hier, die Menschen stürzen sich wie Geier auf jedes Bröckchen Zeit und suchen es zu verzehren. Nach Tübingen sehne ich mich doch nicht zurück, aber nach Württemberg wohl manchmal".

Aus dem reichen verarbeiteten Schatz seines Wissens aber auch seiner schriftlichen Materialien vermochte er darum doch manche inhaltreiche Mittheilung zu Tage zu fördern. Sein erster Vortrag bezog sich auf des altvertraute Feld der Mission, die Epochen der Kirchengeschichte Indiens. Die darin geübte Kritik der römisch-katholischen Missionsunternehmungen eines Xaver und Anderer trug ihm einen ausführlichen Angriff katholischer Blätter ein, welchen er in der Kreuzzeitung eingehend zurückwies.

Aus dem Gebiet seiner theologischen Studien war ein Vortrag des folgenden Jahres geschöpft, über „die göttliche Stufenordnung im Alten Testament", welcher in der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben zuerst er-

schienen ist. Da es unmöglich ist, hier das reiche wissenschaftliche Material in Hoffmanns hinterlassenen theologischen Vorlesungen zur Darstellung zu bringen, so möge dieser gedrängte Vortrag dazu dienen, in ein Gebiet seines theologischen Denkens uns einen Einblick zu gewähren. Es ist freilich schwierig, aus einem Auszug der leitenden Gedanken seiner alttestamentlichen Theologie selbst wieder einen Auszug zu machen, und ich ziehe vor, um nicht an Stelle seiner farbigen Darstellung einen farblosen Grundriß zu zeichnen, einzelne wörtliche Mittheilungen daraus zu geben. Der Vortrag bezweckt die Darstellung der Entwickelung göttlicher Offenbarung im Alten Testament und ebenso sehr die Entwickelung der alttestamentlichen Religion. Es sollen dabei die Stufen dieser Offenbarung sowohl aufsteigend verfolgt, als auch seitwärts geblickt werden „auf die heidnischen Religionen, zwischen welche der alte Bund als Zeugniß und Siegesmacht über sie mitten hineingestellt ist. Nur in diesem Doppelblick wird uns seine ganze menschliche Bedeutung klar." — „Dort handelt es sich, wie man gemeinhin sagt, um die Vorbereitung, hier, wie es dem gewöhnlichen Urtheil scheint, um den bloßen feindseligen Gegensatz. Blicken wir aber tiefer, so ist in jener Vorbereitung das Gesuchte immer schon auf niederer Stufe enthalten, so ist die wahre Religion des alten Bundes schon die geoffenbarte Gegenwart des Heils, nur ohne letzte Stillung der Sehnsucht, so ist dieser Gegensatz ein verwandtschaftlicher, und jeder Art und jeder Sprosse des Heidenthums im Alten Testament ihre die Lüge richtende, das Gesunde in ihr aneignende Parallele gegeben und so die göttliche Heilswahrheit in der Welt stets dagewesen in der Art und dem Maße, wie die Menschheit sie fassen konnte."

Es erhellt schon aus diesen Vordersätzen, wie der Gang der göttlichen Offenbarung nicht nur als eine Reihe göttlicher Kundwerdungen gedacht ist, sondern zugleich als ein Vorwärtstreiben des an jenen haftenden Glaubensgeistes. Aus dem [illegible] Aufnehmen grundlegender göttlicher Thatsachen und Bezeugungen und des auslegenden, entfaltenden, aus dieser Tiefe schöpfenden Glaubens bauen sich die Stufen der Offenbarung auf. Es werden als die — nicht nur geschichtlich überlieferten, sondern vom Gesichtspunkt der vollkommenen Offenbarung des Christenthums aus — nothwendigen Stufen der wahren Religion nacheinander dargestellt zuerst die theophanische Begründungszeit, jene sinnenfällige Gottes-

nähe, welcher „ein allmähliges Fernertreten Gottes vom Menschen“ folgte, das doch zugleich ein Nähertreten war; denn die Religion wird geistiger, innerlicher, je fester durch die, länger werdende Heilsgeschichte der heilige Boden gebaut ist, da der Mensch auf Gott *stehen*, oder, was die heilige Sprache des Alten Testaments damit ausdrückt, *glauben kann*.“

„Die andere Stufe ist die *theokratische*; auf der Wende zwischen beiden steht Mose. — Nichts weniger galt es hier, als Theokratie, das Herrschen Gottes in allem Kleinen und Großen, Innern und Aeußern, im ganzen Dasein Israels. Wie der Gottesname (Jehovah), so ist der Gottesgedanke jetzt theokratisch. Der Lebensgott der Väter ist Volksgott Israels, dessen Erwählung, Bildung, Leitung zu seinem Ziel als Volk die wahre Religion ins Leben, erst das eigene, dann der Menschheit einzuführen, jetzt den Ausgangspunkt für alles Einzelne bildet. Es ist der *ethische* Gottesgedanke, der dem Mosaismus seinen Charakter giebt. Der Wille Gottes spricht zum Willen des Menschen, der Heilige zu den Kindern. Aber dieses Ethische trägt noch erst den Naturcharakter, es ist nicht die sittliche Innerlichkeit, die gleich werden kann und soll, sondern die Institution, die feste Krystallisirung des göttlichen Willens in einem normgebenden Muster des Volkslebens ist der Gehalt der mosaischen Offenbarung. Gebote, Satzungen, Rechtsgrundsätze sind ihr Zeugniß. Das absolute *göttliche Recht* tritt auf der Unterlage der Verheißung und der Gnadenwunder auf, und eine Charakterwerdung dieses Rechts in einem Volke ist die Aufgabe. . .“

„Die Aufgabe aber der Entwicklung und Verinnerlichung dessen, und nur dessen, was in Gesetz, Verheißung, Verbürgung des Heils, im Mosaismus und seinen Ordnungen gegeben war — bezeichnet die *Stufe der Prophetie*, welcher nach dieser Gliederung das ganze geschichtliche und prophetische Schriftthum, das im Kanon auf die Bücher Mosis folgt, viele Psalmen u. A. angehören. Sie gliedert sich selbst wieder durch den Kampf der höheren Macht der geoffenbarten Wahrheit mit der unterliegenden und gerichteten des abtrünnigen Israel in die ältere national-theokratische Prophetie und jene spätere universalistisch-theanthropische —. Seit von Hiskia an die Abhängigkeit von den Heiden bleibend wurde und das Hinbröckeln des theokratischen Lebens sich nicht mehr verhehlen ließ,

seit immer lautere Schläge der Heidenfaust an die Thore der heiligen Stadt pochten, seit endlich in Rauch und Flammen, in Mord und Ketten der letzte Rest der äußeren Lebensordnung, wie sie Moses gegründet, von der Erde verschwunden, selbst der heilige Boden Canaans, das Ziel der Hoffnung seit Abraham, dem jetzt verworfenen Volke der Wahl genommen war, da mußte entweder ein großes Grab die Sehnsucht und Hoffnung von Anbeginn der Menschheit zur stillsten Ruhe bringen, oder die unaustilgbare Heilserwartung mußte auf tieferen Grundlagen, als die der Sturm hinweggewühlt, sich neu aufstellen. Und hierin liegt das Wesen der zweiten, letzten, höchsten, der theanthropischen Prophetie, welche die Menschwerdung Gottes im Messias, die Vollendung aller Wege Gottes von Anbeginn der Welt her in dem Gottmenschen zum beherrschenden Inhalt hatte."

Noch ein Wort aus der Schilderung der Entwicklung des Heidenthums, wie sie den ersten Offenbarungsstufen parallel vor sich ging, soll zum Schluß hier angeführt werden.

„Die Naturreligion, auch in der einfachsten Gestalt, ist der Fall von der Gotteserkenntniß zum Aberglauben, zur weltlichen Götterfurcht. Auch der Glaube der Urzeit war noch natürlich, denn Gott erschien und knüpfte seinen Willen noch unmittelbar an Naturgewalten. Aber diese Verwandtschaft war doch wieder keine, denn dem Urvätergeschlecht war die Schöpfungswahrheit die Alles überstrahlende Leuchte und die Natur ein Bild des göttlichen Wesens, nur Werk- und Spiegel seines Willens. Er selbst stand ihm als der Persönliche und der Ueberweltliche stets vor Augen. Was das Heidenthum besaß, die Natur, das war ein Raub an der wahren Religion, die allein, wie Gott, so die Welt verstand. — Und als in der ersten Völkerwanderung der alte Fluch mitzog und die erdkundlichen Lokalitäten ins Leben der wandernden Völker ihre tiefen Spuren drückten, als das einfache Gottheitssymbol sich spaltete und splitterte, und aus der Geschichte hinter sich, aus den vielseitigen erlebten Naturpotenzen um sich, jedem Volk die vielgestaltige Naturgötterwelt quoll, da stand mit seiner heiligen Wundergeschichte, mit den erfahrenen Gottesthaten, ich möchte sagen, mit dem wahren, wirklichen Mythos, der in Thaten redet und lehrt, mit der Fülle seiner Symbolik und Typik Israel da, die lebendige Verneinung und Vernichtung heidnischer Weisheit, stets nur zum untergeordneten

Außenwerke herabsetzend was den Heiden die Sache selbst, das Göttliche war. Vor ihm steht der Götterglanz der Heiden wie eine leere Nebelwelt, phantastische Gestalten des Nichts."

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Gedanken sich mit denen andrer Theologen neuerer Zeit berühren, zum Theil auf ihnen ruhen; doch ist, so weit mein Wissen reicht, das Ganze dieser Gliederung der Offenbarungsstufen vielfach eigenthümlich. Der Verfasser des Vortrags maß der Erkenntniß des stufenmäßigen Aufsteigens, der nothwendigen inneren Entfaltung der Offenbarung eine ganz besondere Wichtigkeit im Ganzen der Theologie bei, von welcher zu reden ich hier die Gelegenheit wahrnehme. Er war überzeugt, daß der Gang der Offenbarung, wie sie uns in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments vorliegt, von der Höhe der christlichen Erkenntniß aus rückwärts als ein in sich organisch zusammenhängender und nothwendiger überschaut und erwiesen werden kann. Auf dieser Grundlage erbaute sich ihm der eigentliche Beweis für die Inspiration, für die kanonische Geltung der Bücher heiliger Schrift. In seinem Entwurf einer „Wissenschaft vom Kanon" stellt er daher — ausgehend von dem Begriffe der Religion als der Gemeinschaft des Menschengeistes mit dem ewigen Geiste Gottes — diese Entwicklung der Offenbarung voran, und mißt an ihr als dem Kanon die Bücher der heiligen Schrift. Das wesentliche Kennzeichen ihres kanonischen Charakters ist eben die Hereingehörigkeit in diesen Zusammenhang, als wesentliches Glied, als originale nicht abgeleitete und reproducirte Aussprache grundlegender Offenbarungswahrheit. Auf diesem Wege glaubte er, daß es gelingen müsse, die Beurtheilung des Entwicklungsganges der Religion, auf welche das Christenthum als seine Vorbereitung zurücksieht, auch wissenschaftlich aus ihrem Inhalt selbst zu schöpfen und sie der für die Religion zunächst fremden und äußerlichen litterarisch-kritischen Behandlung zu entwinden, welche dadurch natürlich nicht ausgeschlossen sein sollte und deren Resultate, wo sie wirklich unzweifelhaft sind, damit nicht sollten verleugnet werden.

Ich kann diese Ausführungen kaum als eine Abschweifung von der Schilderung des häuslichen Lebens ansehen, wenn ich mich erinnere, wie angelegentlich und erfüllt Hoffmann gerade auch von diesen ihn oftmals bewegenden wissenschaftlichen Gedanken mit den

unter seinen Augen heranwachsenden jugendlichen Theologen zu reden pflegte.

Noch ist aus jener Zeit ein anderer Vortrag zu nennen. „Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission unter den Heiden", welcher sich auf die Bibelübersetzungen beschränkt. Ein interessantes Capitel aus dem Zusammenhang seiner Missionswissenschaft hat Hoffmann hier in anziehender Weise reproducirt. Denn auch hier breitet er nicht das Nächstliegende aus der neueren Missionsgeschichte aus, sondern taucht tiefer hinab in die Geschichte der Vorbereitung der griechischen Weltsprache zum Gefäß des Evangeliums an alle Welt, verfolgt die Anbahnungen, die zuletzt zur „rechten Taufe dieser Proselytin durch Predigt und Schrift der Apostel führten." — „Die Sprache ist der ursprünglichste Aus- und Abdruck der Weltanschauung eines Volks und diese wiederum am stärksten von seiner Religion bestimmt. Daher falsche Mischungen von Christlichem und Heidnischem in den feineren Gedankenschattirungen, in dem Nervenleben der Sprache, entstanden wären, wenn das classische Griechisch unmittelbar der Träger des Christenthums hätte sein sollen. Erst mußte die Reinheit und marmorne Schönheit der Sprache durch fremde, morgenländische Elemente getrübt, durchgohren und durchbrochen, es mußte die Griechensprache des Orients, Alexandriens entstanden sein." — — —

Dieses weltgeschichtliche Muster wird nun auf die Bibelübersetzungen in die heidnischen Landessprachen angewendet und darnach die bisherigen nur als Vorbereitungen charakterisirten Versuche mit Hülfe eines reichhaltigen, zum Theil ergötzlichen Materials aus der neueren Missionsgeschichte beurtheilt.

Wenn Hoffmann seinem schriftstellerischen Triebe folgte, der alsbald mit voller Stärke erwachte, sobald er in neuen Amtsstellungen über die ersten Schwierigkeiten der Einarbeitung hinweg war, lenkten sich seine Absichten immer wieder von dem engeren Kreis der Gebildeten auf den weiteren des christlichen Volks, welches er in seiner Missionswirksamkeit als seine große Gemeinde ansehen gelernt hatte. Es scheint fast ein Zuviel, wenn er sich auch jetzt wieder mit Uebersetzungen aus dem Englischen durch Herausgabe einer trefflichen Darstellung aus dem Gebiet der Nestorianermission unter dem Titel „Dschulamerk" befaßte. Doch diese Uebersetzung, bei welcher Frau und Tochter zur Mitwirkung herangezogen wurden,

und die wetteifernde Bemühung, das Englische gut zu verdeutschen, war ihm mehr eine liebe Erholung im Kreise der Seinigen als eine Arbeit.

Wichtiger noch ist ein anderes kleines Schriftchen seiner Muße aus den fünfziger Jahren, der „Weihnachtsgruß an alles deutsche Volk von dem Einsiedler auf der Höhe," welches anonym herauskam. Es ist der Vorläufer einer an Umfang und Inhalt wachsenden Reihe von Publicationen, die ihn in steigendem Maße bis an sein Lebensende beschäftigt haben. Ein schon 1849 verfaßtes ungedrucktes Manuscript mit der Ueberschrift „die wahre Wiedergeburt Deutschlands" bezeichnet die Tendenz der Gedanken, welche Hoffmann, durch die Erfahrungen der Revolutionsjahre dazu getrieben, schon lange mit sich herumtrug. Er wollte zu dem deutschen Volke reden in einer Jedermann zugänglichen Weise, um Gottesfurcht und Christensinn, Liebe zum Vaterland und gesunde Gedanken über staatliches und kirchliches Leben wieder erwecken zu helfen, und er hatte dabei nur überhaupt deutsche Leser, katholische wie evangelische, im Auge, er wollte auch nicht als Theologe hier auftreten, sondern hauptsächlich die Geschichte des deutschen Volkes in gemeinverständlicher Weise wieder aufleben und eine Lehrmeisterin sein lassen, Blicke in das geographische und Naturgebiet hinüberthun, in anspruchsloser Form die Gedanken, deren Durchdringen im deutschen Volksbewußtsein er für so wesentlich erkannte, unter das Volk bringen helfen. Um diesem Zweck nicht schon für Viele durch seinen Namen und seine kirchliche Stellung hinderlich zu sein, ließ er den Weihnachtsgruß an das deutsche Volk anonym erscheinen. Die Uebersicht über Bestimmung und geographische wie geschichtliche Gestaltung des deutschen Volkslebens, im Volkstone geschrieben, in frischer und lebendiger Schilderung, erregte auch da und dort Aufmerken und Fragen, wer der unbekannte Verfasser sei. Das Schriftchen fand jedoch nicht die Verbreitung, welche Hoffmann anstrebte, was ihn aber nur veranlaßte, wie wir sehen werden, das Begonnene einige Jahre später in erweiterter Gestalt wieder aufzunehmen.

Diese letzteren litterarischen Arbeiten waren hauptsächlich ein Werk der sommerlichen Erholungszeiten, die in den ersten Jahren einige Mal theils in Ostpreußen auf den Gütern der Verwandten, theilweise auch in Sachsen auf dem Landgute des Schwagers v. Friesen verbracht wurden. Er hielt es in dieser Beziehung nicht mit seinem Collegen

Stahl im Oberkirchenrath, welcher ihm empfahl, wie er that, gar keine Bücher auf Erholungsreisen mitzunehmen. Es folgte ihm vielmehr oft eine ganze Bücherkiste. Vormittags seinen litterarischen Plänen und Gedanken, Nachmittags der freien Erholung zu leben, war ihm die genußreichste Ausspannung.

Als die beiden ältesten Söhne nach der Universität Tübingen übergesiedelt waren, führte der Sommer 1857 auch die Eltern dahin und Hoffmann sprach bei seinem Freunde Mann in Hedelfingen zum Missionsfeste ein. Hoch erfreute er hier seine alten Heumader Bauersleute, die von dem nahe auf den Höhen gelegenen Dörfe herabgekommen waren, als er in seiner Ansprache sich an sie wendend der Zeiten gedachte, da er dort droben als Vicar gestanden, und an den originellen Nonnenmacher, seinen väterlichen Freund, in pietätsvollen Worten erinnerte.

Jenes Jahr schloß mit den trüben Eindrücken der Erkrankung des Königs, das folgende begann mit einer ernstlichen mehrwöchentlichen Krankheit Hoffmanns, einem Nervensieber, von dem er aber mit neuer Kraft wieder aufstand. Nur ein Brief vom März 1859, an den alten treuen Freund Zeller gerichtet, zu dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum als Director der Irrenheilanstalt Winnenden, welche ja zugleich das fünfundzwanzigjährige für Hoffmanns Eintritt in das Pfarramt war, läßt uns aus seinen eigenen Worten wieder Blicke thun in seine Vergangenheit und Gegenwart:

„Wie könnte ich in diesen Wochen, die für uns beide so wichtige Ruhepunkte des Rückblicks in vergangene Gnadenzeiten göttlicher Führung vor die Seele stellen, anders als im Geiste um dich sein! Ich darf nicht schon an dem Tage, da deine Freunde und dankbaren Verehrer sich um dich sammeln, wie ich so gern gethan hätte, in ihre Schaar mich mischen, aber ich kann an demselben dem Herrn danken für den Reichthum des Geistes und des Herzens, welchen Er dir und durch dich auch mir und Vielen geschenkt hat. Ich kann ja auf die Geschichte meines inneren Lebens nicht zurückblicken, ohne die schönen bildungsreichen Jahre unseres Zusammenlebens und gemeinsamen Arbeitens, Freuens und Leidens farbig und lebendig vor mir übergehen zu sehen und dem Gott meines Lebens dafür zu danken, daß er mich mit dir hat verbunden sein lassen. Freilich auch nicht ohne schmerzliche Wehmuth läßt sich dieser schönen Zeit gedenken, weil die zwei theuren

Seelen, die uns so viel waren, da wieder im frischen Reize der Jugend mir vor die Seele treten, wie es freilich im gewöhnlichen Lauf des Lebens gar oft geschieht.

Was liegt Alles zwischen damals und jetzt, welche Bewegungen und Entwicklungen, schmerzvollen Krisen und heilreichen Erweisungen haben wir durchlaufen! Und doch ist das Beste im Jetzt auch der lebendige Kern des Damals gewesen, und lebt dieses in jenem fort.

Erlaube mir, weil ich die Hoffnung habe, in den ersten Tagen des April dein Angesicht wieder zu sehen, jetzt nicht viel zu sagen, sondern dir nur in innigster dankbarer Liebe und Verehrung die Hand zu drücken. Der Herr ist mit dir gewesen und krönt heute dein Leben mit dem Licht derselben Gnade, die in den dunkelsten Tagen dir geleuchtet hat. Er bleibe mit dir! Empfange in Liebe meine innigsten Segenswünsche und laß dir auch die Auszeichnung meines gnädigsten Herrn und Regenten, die dir in diesen Tagen wird zugekommen sein, als einen Ausdruck der freudigen Anerkennung gefallen, welche dein reich gesegnetes Wirken hier findet."

Den Erinnerungen an die Vergangenheit gesellen sich in einem Briefe, den er von Berlin aus an die in Sachsen weilende Gattin schrieb, Bruchstücke aus einigen eindrucksvollen Erlebnissen jenes Jahres bei. „Nun zur Chronika. Deinen Brief habe ich (auf der Visitation) . . in der Stube gelesen, wo Bülow den Plan der Schlacht von Dennewitz machte . . . Am Pfingstfest war das Erste die Nachricht vom plötzlichen Tode meines Freundes Volkmann zu Bladiau (Preußen). — Um $9^1/_2$ Uhr ging ich fort, um zu predigen. Auf der Straße, ehe ich eine Droschke fand, begegnete mir eine Frau, die mir sagte, daß Pfarrer Braeunig an der Jerusalemskirche soeben in der Kirche verstorben sei. Ich eilte hin in die Sacristei und hörte, daß es wahr sei. Er hatte ganz gesund gepredigt, Abendmahl gehalten, war bis zum Ende gekommen, hob die Hände zum Segnen empor und sank rückwärts auf den Altar. Er war schon todt, als man ihn aufhob. Von da in den Dom, wo ich meine Predigt mit der Erzählung davon eröffnete. Großer Eindruck. Dann Predigt bei 23 Grad Wärme, fast zum Ersticken. — Nach Hause, um nach Sanssouci zu fahren. Der König hatte mir sagen lassen, ich sollte lieber am Sonntag kommen als am Sonnabend, weil ich zu predigen habe. — Sehr herzlicher Empfang. Mit den Majestäten auf der Terrasse gesessen, bis der Regen erst die Königin

und nachher auch den König vertrieb. Dann ein Stündchen mit ihm in seiner Stube. Nach dem Regen wieder auf der Terrasse mit Gr. Sehr lebhafte Unterhaltung, aber mit der Sprache nicht besser. Nur ruhiger und daher leichter. — Sartorius in Königsberg ist auch todt. Welche Erndte der Ewigkeit in meinem Kreise!"

Bald darnach stiegen die Gewitterwolken des italienisch-österreichischen Krieges und die wachsende Machtentfaltung Frankreichs am politischen Horizont empor und Hoffmann schreibt an die Gattin: „Unser schöner Herzplan wird wohl zu Wasser werden. Das fünfte Armeecorps kommt hierher. — Wenn nun ernster Krieg wird, wer weiß, in welcher Nähe uns derselbe bedroht. Da ist es Pflicht, auf seinem Posten zu sein, besonders, wenn man an den König und sein Leiden denkt." —

In Folge des schnellen Verlaufs des italienischen Krieges kam der projectirte Aufenthalt in Ilsenburg am Harz doch zu Stande. Dort wurde besonders der Verkehr mit dem Minister v. Flottwell und dessen Familie gepflegt, welche mit der Familie des verstorbenen Grafen Kanitz, des Schwiegervaters, von Potsdam her befreundet war. Hoffmann hatte aus seinem Studium des Landbuchs der Mark und aus anderen eingehenden Darstellungen die hohen Verdienste für die wirthschaftliche Hebung mehrerer Provinzen kennen gelernt, die man diesem ächt preußischen Beamten von altbewährter Tüchtigkeit verdankte, und trat ihm jetzt auch persönlich nahe. Ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Mann von hohem staatsmännischem Verdienst und einfach bürgerlichem Wesen, welcher auch den Austausch über die tiefsten Fragen des Lebens in sich schloß, dauerte von da ab bis zu Flottwells Tode.

Victoria! so beginnt ein Brief im Spätsommer, welcher den abwesenden Familiengliedern verkündigt, daß im Herbst das neue Domcandidatenstift in der Oranienburgerstraße bezogen werden konnte. Die Genehmigung und endliche Vollendung dieses Baues hatte trotz des großen Interesses, das der König Friedrich Wilhelm IV. der Sache widmete, Hoffmann viel Mühe und Arbeit gekostet. Er spielte hier lange die Rolle des feuerflüssigen Urgesteins, welches in immer neuen Anläufen die zähen, überlagerten Flözschichten des Verwaltungsmechanismus zu biegen oder zu brechen hatte, indem er durch immer neue Vorschläge und Pläne die entgegengebrachten Schwierigkeiten beseitigte, bis der König durch die Verwilligung des

Baues im königlichen Monbijougarten, nahe dem Dom, seiner Schöpfung auch zu dem würdigsten Domicil verhalf. Die Entwicklung der Anstalt konnte erst recht freudig vor sich gehen, als sie ihrer precären Lage in unzureichenden Miethsräumen entnommen war, und Hoffmann erfreute sich für die übrigen vierzehn Jahre seines Lebens einer überaus freundlichen Wohnstätte inmitten der Stadt, während er vorher auch schon durch Wanderungen in verschiedene Stadtgegenden etwas von dem Nomadenleben der Großstadt hatte erleben müssen. Er hatte nun seine Candidaten unmittelbar um sich und konnte sich ihnen um so besser widmen, ohne Zeitverluste, die ihm bei der immer drängenden Arbeit zu den schwersten Geduldsproben gehörten.

Einen Rückblick auf die kirchlichen und politischen Erlebnisse des Jahres 1859 in der unbefangensten Aussprache gegen den nahen Freund giebt ein zweiter Brief an Zeller vom November des Jahres.

„Mein Theuerster! Der Anblick des Herrn C. M. hat mich einmal wieder so lebhaft in den lieben heimischen Kreis von Winnenthal zurückversetzt, daß in mir die Nothwendigkeit sich geltend machte, ein Wort in Erwiederung deines lieben Schreibens vom 14. April von mir hören zu lassen. Aber auch nur hören zu lassen, denn fühlen lasse ich mich sehr oft bei dir, wenn es anders wahr ist, daß das liebende und sehnsüchtige Sein des Geistes und der Seele an einem andern Orte auch dort eine correspondirende Ahnung hervorruft. — Auch mir fehlte es sehr, daß ich dich nur auf kurze Stunden und im größeren Freundeskreise sehen konnte. Wie Vieles war wieder auszutauschen und zu empfangen! Ich hoffte immer, du werdest deine liebe Schwiegermutter in ihrer neuen Wohnung, die freilich der alten nicht gleichen kann und die daher im Andenken an alles Frühere nur Wehmuth erwecken kann, besuchen und da werde für mich auch je und je ein Stündchen abfallen. . . . . Auch mich würdest du in neuer, geräumiger Wohnung finden, die viel schöner als die alte nach Lage, Raum und Behaglichkeit ist, nämlich in meinem Domcandidatenstift, Monbijougarten.

Die neue Situation bei uns*) ist in vieler Hinsicht ein Fortschritt, aber mir ist doch Alles in Flor gehüllt durch das Leiden meines geliebten Königs, den ich nun drei Monate gar nicht gesehen habe. Es geht ihm über alles Erwarten besser, fast mehr

*) Das Ministerium der sogenannten „Neuen Aera", Kultusministerium von Bethmann-Hollweg.

als man ihm wünschen kann, da er so das Sterben mehreremals durchmachen muß und, je besser es ihm geht, natürlich desto trauriger wird, weil das Bewußtsein seiner Unfähigkeit zum Regieren ihm immmer neu hervortritt. Mein Wirken ist durch sein Leiden ein anderes geworden, wenigstens nach einer Seite. Ich habe nicht mehr mit dem Cabinet viel zu thun, was mir der großen Verantwortlichkeit wegen lieb ist, aber ich kann auch nicht so wie früher den Dingen die rechte Wendung geben. Ist freilich auch nicht nöthig, da ich ja auf den nächsten Stufen im Ev. Oberkirchenrath und beim Minister freie Bahn habe, was am letzteren Orte früher nicht der Fall war. Dadurch ist mir etwas Zeit frei geworden, die hat aber die Neue Ev. Kirchenzeitung schon wieder ganz ausgefüllt. Ich muß an diesem Blatte Theil nehmen, bis es consolidirt ist, dann mag es allein steuern, und ich kann an andere Dinge gehen, die vor mir liegen und darauf warten.

Mit der Politik nach Außen bin ich im Ganzen einverstanden, denn Oesterreich hat gezeigt und zeigt noch, daß wir ihm helfend blos uns selbst geschadet haben würden. Ich fand auch den König (in Stuttgart) sehr klar und überschauend im Urtheil über die Lage der Dinge . . . ."

Das fünfzigjährige Amtsjubiläum seines Collegen Strauß gab ihm Anlaß zu einer Beglückwünschungsschrift über „das Gnadenmittel des göttlichen Wortes" im Namen des Domministeriums, worauf bald die so ähnlich wie des Königs Leiden verlaufende Krankheit des theuren Freundes folgte, dessen Hoffmann immer mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit gedachte.

Dasselbe Jahr führte ihn aber auch an die Gräber zweier berühmten Männer, deren wir, bei der persönlichen und geistigen Beziehung, die er zu ihnen einnahm, hier näher gedenken müssen, Alexander v. Humboldt's und Carl Ritter's.

Mit Alexander v. Humboldt war Hoffmann am Hofe des Königs bekannt geworden und er brachte selbstverständlich bei seiner Liebe zu der Wissenschaft der Erdkunde im weitesten Sinn und bei seiner Bekanntschaft mit Humboldts Schriften diesem Nestor der Naturwissenschaft ein bedeutendes Interesse entgegen. Auch für Humboldt hatte es zweifelsohne etwas Zusagendes, bei einem Kirchenmann und Theologen, zu denen er sonst so wenig innere Beziehungen hatte, eine auch schriftstellerisch bethätigte Neigung für

die Erdbeschreibung voraussetzen zu können. Diese gegenseitige Zuneigung wurde durch nähere Bekanntschaft nur erhöht und dieß spricht sich auch in den bekannten schiefen Zeilen eines Humboldt'schen Briefes an Hoffmann aus, der, wenn auch nur ein gelegentlicher, durch eine Verwendung hervorgerufener, doch mehr ausspricht als die feinen Wendungen, in denen seine humane Höflichkeit und sein Wohlwollen sich mit solcher Leichtigkeit bewegten. Er ist besonders auch darum mittheilenswerth, weil er ein Zeugniß ablegt, wie von Humboldts Treue gegen alte Freundschaftsverbindungen, so auch von einer gemüthvolleren Stellung zu christlichen Erinnerungen, als man ihm sonst wohl beigemessen hat.

„Von dem ersten Augenblicke an, wo ich die Freude hatte, Ihnen näher zu treten, hatte ich den lebhaftesten Wunsch, mir Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft zu erwerben! Statt Ihnen nun für das, was Sie mir so reichlich geschenkt haben, zu danken, komme ich, Sie mit der unbescheidenen Bitte zu belästigen, dem Ueberbringer dieser Zeilen einige kleine Theile Ihrer wenigen Muße aufzuopfern. Ich war in meiner frühesten Jugend als einfacher Oberbergmeister in den Fränkischen Fürstenthümern und stand in genauer Verbindung mit einer liebenswürdigen, biedern Prediger-Familie, als ich in Steben bei Nacla eine Bergschule gründete. Glieder der N'schen Prediger-Familie sind meine Taufpathen: ich bleibe solchen Andenken, die ich als menschliche und christliche Bande betrachte, treu.

N., Verfasser einer Geschichte von S., ist ein Mann von ausgezeichneter Bildung. Da seit dem großen Kurfürsten seine Familie geistlichen Standes im Fürstenthum Halberstadt Preußen angehört hat, so hat er den sehnlichsten Wunsch in das ursprüngliche Vaterland der Seinigen zurückzukehren und seine zahlreichen Kinder, wie er es nennt, preußisch erziehen zu können. Er hat Schritte deshalb gethan, und wenn zu solcher Uebersiedlung keine Hoffnung wäre, so haben Sie die Gewogenheit, ihn freundlichst zu enttäuschen. Mir würde die Uebersiedlung des Mannes eine große Uraltersfreude sein.*)

Mit innigster Anhänglichkeit und Verehrung

Ew. Hochwürden

Berlin, 9. August 1854. ganz gehorsamster A. Humboldt.

*) Ich bemerke, daß mir die Veröffentlichung dieses Briefs, von den Nachkommen des Mannes, auf den er Bezug nimmt, freundlichst zugestanden worden ist.

Humboldts Verhältniß zum Könige Friedrich Wilhelm IV. ist in kurzen Zügen von einer Meisterhand geschildert worden.*) Wie Hoffmann den Charakter des großen Gelehrten beurtheilte, entnehmen wir aus einer populär gehaltenen Darstellung des Lebens Friedrich Wihelms IV. vom Jahre 1860. „Alexander v. Humboldt war des Königs täglicher Tischgast, der ihm aus dem Reiche der Naturwissenschaft und Erdkunde mit immer neuen Mittheilungen unterhielt. Er war schon seit lange der älteste aller Naturforscher und zugleich auch Staatsmann und vortrefflicher Gesellschafter. Der innigste Freund des französischen Demokraten und Astronomen Arago, der Mann aller Welt, konnte nicht des Königs politische Gesinnungen theilen, er war und blieb sehr liberal, aber er war kein Mann des Umsturzes, auch kein heimlicher Verläumder und Afterredner, wie ihn noch aus seinem Grabe heraus einer dazu gemacht hat. Er sprach sich oft unzufrieden aus mit dem was er sah und hörte, er hatte in reicher Welterfahrung über Manches ein scharfes Urtheil, oft auch ein unbilliges. Besonders war ihm das religiöse Gebiet, in welchem der König ganz zu Hause war, fast fremd. Seine Kenntnisse darin waren nicht viel weiter geschritten, seit er in seiner Jugend von dem rationalistischen Theologen Löfler und dem rationalistischen Pädagogen Campe unterrichtet worden war. In andern Dingen war er von einem fast unerhörten Umfang des Wissens, hier aber, in der Zeit allgemeiner Gleichgültigkeit aufgewachsen, dann bis ins höhere Alter fast nur im spanischen America, am katholischen Hofe und in den katholischen Gesellschaftskreisen von Paris lebend, allen den Kämpfen und Bewegungen fremd geblieben, welche die Besten in Deutschland auf den festen Boden des Christenglaubens hatten wurzeln lassen, kann er nicht als ein Kundiger gelten. Das Naturwissen war sein Maßstab, er kannte nicht den Einfluß des weiblichen Gemüths und der kindlichen Seele, mit welchem das religiöse Leben wirkt, denn er stand einsam im Leben. Aber er liebte den König, und wenn er auch über dessen religiöses Leben lieber wegsah, wenn der König auch ihn in diesem Gebiet nicht als eine Auctorität betrachtete, so war er doch weder ein Religionsspötter, noch konnte er verächtlich von seinem König sprechen. Trotz dessen, was ein vor ihm schon Verstorbener aus

*) Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. 1873.

seinem Munde will aufgezeichnet haben, und was man zu Humboldts größtem Schaden gedruckt hat, bleibt es dabei, daß sehr viele der ihm beigemessenen Aeußerungen aus seinem Munde gar nicht kommen konnten. Er selbst hat in der letzten schweren Krankheit des königlichen Herrn es ausgesprochen, daß seinem längeren Dasein auf Erden der Zweck und Gegenstand fehle und sein nahes Ende vorhergesagt. — Vieles, was dieser Mann zu seinem Könige sprach, fand in der, Freiheit und Bewegung des Geistes liebenden, Seele des hohen Herrn vollen Anklang, wenn er sich auch die Freiheit der Völker und des preußischen insbesondere in anderen Formen der Staatsordnung dachte als der Erdenherrscher." Posaune 1860 p. 86 ff.

Auch noch an einer anderen Stelle (Deutschland Einst und Jetzt 299) führt Hoffmann angebliche Aeußerungen des Königs aus dem Briefwechsel Humboldts mit Varnhagen auf „Mißverständnisse des verstimmten Varnhagens" zurück, und es sei hier gestattet, zu diesem Urtheil, mit welchem Hoffmann Humboldts edlen Charakter gegen die ihn verdächtigenden Veröffentlichungen vertheidigte, noch auf ein analoges Urtheil eines der genauesten Kenner der neueren Literaturgeschichte hinzuweisen.

M. Dilthey sagt in seinem Leben Schleiermachers in Bezug auf den Werth der Aufzeichnungen Varnhagens: Sie ergaben sich als die eines Mannes, welcher aus der Entfernung, den Fragen selber fremd, in die innersten Beziehungen der geschichtlichen Personen nicht eingeweiht, aus dem Augenscheine, aus mündlichen Erzählungen verwegene Combinationen zusammensetzt . . . was er von den Trägern der geistigen Bewegung sagt, entbehrt nicht nur der intimen Kenntniß, es ist ganz gefärbt durch versteckte, auf persönlichen Verhältnissen beruhende Zuneigungen und Abneigungen". —

Hoffmann hatte von Humboldt, mit dessen Verwandtenkreis er auch schon sonst als Geistlicher in Beziehung gekommen war, nicht nur den Eindruck des großen Mannes in der Wissenschaft, sondern auch den eines edlen Charakters, der sich in manchen verborgenen Thaten der Liebe erwiesen hatte. Er achtete an ihm die durch alle seine wissenschaftlichen Werke gehende wissenschaftliche Haltung, die ihn eben zurückhielt, über die religiöse Wahrheit abzuurtheilen, worin so viele Kleinere von ihm lernen könnten, er wußte auch bei ihm, der noch im vorigen Jahrhundert zum Manne gereift

war, sich aus seiner Bildungsgeschichte zurechtzulegen, wie er der geworden, als der er sich in späteren Jahren behauptete. Die Versuchung, edle Charaktereigenschaften da zu mißkennen, wo sie nicht mit christlicher Glaubensüberzeugung verbunden sind, lag ihm immer fern. Er sah in ihnen christliche Einflüsse, die der Wahrheit entgegenarbeiten; jene Art des schlimmsten Absolutismus aber im religiösen und sittlichen Gebiet, wonach die Größe der wissenschaftlichen Leistung von den sittlichen und religiösen Pflichten dispensiren könnte, die für gewöhnliche Menschen gelten sollen, konnte er natürlich nur als den verwerflichsten Mißbrauch betrachten. In diesem Sinne hat er auch, von Humboldt selbst als sein Grabredner begehrt, über Humboldts Grab das Leben des viel bewunderten und von ihm selbst verehrten Mannes gezeichnet, indem er nicht den Umfang seiner wissenschaftlichen Leistungen umspannte, um damit Anderes zuzudecken, sondern den edlen Zügen dieses Lebens nachging. — „Sein an die sichtbare Welt und ihre Gesetze gewöhntes Geistesauge war geöffneter für die Wunder des schaffenden Lebenshauches Gottes in der Kreatur als für die Gnadenwunder der ewigen Liebe in der menschlichen Herzenswelt. Wo ihm aber Freundeshand in der Schale den Kern, hinter der menschlichen Fassung das Göttliche als Wesen zeigte, da trat er nicht zurück, sondern erkannte mit seiner vollen Wahrheitsliebe an, daß ihm diese heilige Welt der Wunder nicht ebenso offen lag, wie die geschöpfliche. Einen wiederkehrenden Zug an sein Herz übte diese höhere Welt, auf die der geistige Hintergrund seiner Naturbetrachtung ihn beständig hinwies. Es ist mir mehr als einmal in stillem Gespräch zu Theil geworden, diesen Zug zu erkennen und ihn selbst darauf hinzuweisen. Nur vereinzelte Zeugnisse seines Mundes waren es, die seinen Aufblick zu der ewigen Gnade Gottes bekundeten, der wir als Sünder zur Seligkeit bedürfen."

Es war nicht zu verwundern, daß als bald nach Humboldts Tode der erwähnte Briefwechsel von sich reden machte, solche, die sich zu einem strengeren Urtheil vom christlichen Standpunkt berufen glaubten, sich mißliebig über die Worte des Grabredners äußerten; verwunderlicher war der blöde Unverstand, mit dem man sich von anderer Seite erboste.

„Ueber meine Humboldtreden abermals ein grober Angriff von der ungläubigen Seite", schreibt Hoffmann. „Ein solcher Mann ist

natürlich ein Christ, das zu besprechen heißt daran zweifeln. Dieser Zweifel ist ärger als Jesuitismus.“ Er ließ sich durch solches Gerede das Andenken des Mannes nicht verkümmern, welchem er auch hernach ein Denkmal tiefen Verständnisses seiner Leistungen zu setzen suchte zusammen mit Carl Ritter, von dessen Verkehr mit Hoffmann zunächst auch noch ein Wort zu sagen ist.

Wir wissen schon, wie Ritter ihm der Leitstern für jene erste wissenschaftliche Jugendarbeit, die Beschreibung der Erde, gewesen ist. Dieses Mannes näherer Bekanntschaft theilhaftig zu werden, gehörte zu dem Besten, was ihm Berlin entgegenbrachte, und hier war auch keine trennende geistige Scheidewand vorhanden. Ritter war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein aufrichtiger Christ. Es war auch Beides, was sie zusammenführte, Geographisches und Religiöses. Ritter verdankte Hoffmann, wie er selbst aussprach, eine große Anzahl von Correcturen für sein geographisches Werk, da dieser einst seine Missionare angeleitet hatte, ihre Arbeitsgebiete nach Ritterscher Methode zu studiren und sich die Beobachtungen zu notiren. Sehr umfangreiche geographische Mittheilungen und Karten von Missionaren aus Asien und Africa in Hoffmanns Nachlaß, zum Theil aus seiner Tübinger und Berliner Zeit, bestätigen dieß. Jedenfalls durch Ritters Vermittlung war auch Hoffmann im Frühling 1855 zum ordentlichen Mitglied der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin gewählt und nahm, so viel es seine Arbeit erlaubte, gern an diesen ihn hoch interessirenden Verhandlungen Theil. Andererseits hatte Ritter auch wieder für Hoffmanns Predigten bei einer gewissen Gleichartigkeit ihrer auf große Gesichtspunkte gerichteten Geistesnaturen ein besonderes Verständniß. Hoffmann sandte Ritter seine gedruckten Predigten, Ritter dafür wieder die neu erschienenen Bände seiner Geographie. Auch die kurzen darauf bezüglichen Briefe sind für den berühmten Geographen und demüthigen Christen charakteristisch genug, um sie als Denkmal dieses Verhältnisses hier mitzutheilen.

30. Juli 1855 schreibt Ritter bei Uebersendung des XVII. Bandes seiner Erdbeschreibung: „Erlauben Sie, daß ich meiner treuen Verehrung für Sie und meinem Dank gegen Sie für so viel Lehre und Erbauung einen Ausdruck gebe durch die Uebersendung des Besten und doch so Geringen, was ich zu geben vermag. Wird es mit Liebe aufgenommen, so ist mein Wunsch erfüllt, der Gegen-

stand war Ihnen ja immer vertraut und werth, der auch mir von Anfang an reichen Inhalt zu einem schwachen Lobgesang darbot. Das besprochene alt-griechisch antiocheniſche Völkchen in dem Winkel von Seleucia, das ein besonderes Interesse erregt, ist S. 1228 berührt; leider habe ich keine späteren Nachrichten von ihm erhalten können . . ."

Desgleichen vom November desselben Jahres: „Mich drängt mein Herz, Ihnen ein Zeichen meiner christlichen Liebe und Dankbarkeit für den reichen Segen darzubringen, den ich Ihren Erbauungsstunden nach dem Worte des Herrn, und insbesondere auch noch den Vorträgen über die Weissagungen, die mir so wichtige Aussichten und Belehrungen für Gegenwart und Zukunft dargeboten haben, verdanke, weil diese mir für meine Seele, im Zusammenhang mit dem Evangelium, noch, einem versiegelten Buche gleich, in der Erkenntniß von ihrer großen Bedeutung für mein Leben auch in der Gegenwart, dunkel und ohne innere Erwerbung geblieben waren.

Es ist das Beiliegende nur ein geringes Zeichen schwacher Bestrebungen, das die Zeit, die Ihrer großartigen Wirksamkeit angehört, nicht in Anspruch nehmen kann; es soll nur ein Ton zum Accord des allgemeinen Lobgesanges sein, in den alle Zweige der Wissenschaften einstimmen müssen, wenn sie sich ihres eigentlichen Werthes, den auch ihnen der Herr durch seine Gnade von vorn herein verliehen, bewußt werden sollen und können, bis sie in Demuth ihr gloria in excelsis anstimmen werden. Den geringen Beitrag hiezu nehmen Sie mit Nachsicht in Güte auf von Ihrem Sie innig verehrenden und dankbaren C. Ritter."

Die übermäßige Bescheidenheit, welche sich in diesen Zuschriften ausdrückt, war bei Ritter nicht etwa eine Höflichkeitsform des Briefstyls, sondern — so war der Mann.

Hoffmann schreibt über ihn in demselben Jahr an seinen alten Freund Völter, der gleichfalls in Geographie litterarisch thätig war. „Ritter, dem ich selbst dein Buch (über Palästina) überbrachte, dankt durch mich gleichfalls. Ich stehe mit ihm in sehr inniger, christlicher, wissenschaftlicher und geselliger Verbindung und verehre diesen gediegenen, demüthigen, herrlichen Mann wie einen Vater, kann mich aber vor seiner Demuth kaum retten, weil ich in meiner Unwissenheit eigentlich mit ihm gar nicht als mit Meinesgleichen

reden kann, und er mit mir doch immer redet, als verstände ich, ich weiß nicht was."

An dem Grabe dieses Mannes stand Hoffmann mit der tieferen Wehmuth des Freundes, dem ebenso die Persönlichkeit und christliche Gesinnung, wie die wissenschaftliche Kraft des Entschlafenen theuer gewesen, und mit Recht ist von einem competenten Beurtheiler das Wort, das er ihm nachrief, um seinen Charakter und seine wissenschaftliche Leistung in ihrer Verbindung durch Gottes Wort zu beleuchten, als das Muster einer glücklichen Textwahl bezeichnet worden, das Wort: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Hoffmann hat den beiden großen Männern, mit welchen ihn sein Leben zusammenführte, in einem inhaltreichen Vortrage*) „die Erdkunde im Lichte des Reiches Gottes" ein Andenken gewidmet. Es ist aber nicht nur ein Gedächtnißwort für zwei der letzten Heroen aus jener nach großartiger Umfassung des Forschens und Denkens strebenden, von der nachkommenden Generation nicht mehr erreichten Zeit, sondern auch eine Zusammenfassung des geistigen Erwerbs, den die durch jene Männer neu erschlossene Fülle der Naturerkenntniß für die christliche Weltanschauung darzubieten bestimmt ist.

War er doch mit seiner Vielseitigkeit, welche nicht nur in einem gehäuften Wissen bestand, sondern auch in dem Streben, dieses Wissen den ihn beherrschenden christlichen Gedanken unterzuordnen und diese dadurch zu erweitern, vorzugsweise berufen, an diesem innerhalb der christlichen Culturwelt sich beständig vollziehenden Geistesprocesse mit zu arbeiten, und ihn ins klare Bewußtsein zu erheben. So betrachtete er denn auch hier Humboldts und Ritters Forschungen „im Lichte des Reiches Gottes."

Denn „zu diesem gehören nicht etwa nur die innersten verursachenden Ströme der in die Geschichte eingegangenen göttlichen Offenbarungen, die sich aus der in Christo geschehenen Versöhnung ergießen, sondern auch die weiteren Bewegungen in der Menschenwelt, welche vorbereitend zum Aufnehmen der Gnade Gottes in Christo durch alle Glieder der Menschheit gehen, oder, abgeleitet von der neuen durch Christum gewonnenen Weltanschauung das

*) Erschienen 1860 in der Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben und besonders gedruckt. Berlin 1860.

Menschenleben erhöhen und veredeln. Die sittliche Umgestaltung der Gesellschaft, wenn sie auch noch nicht unmittelbar voller Ausdruck des Glaubens an Christum ist, die höheren, ja die ewigen Ideale der Kunst, wenn sie auch nicht sofort Ihn zum Gegenstande haben, die ins Unendliche reichenden Ziele der Wissenschaft, wenn es auch nicht die theologische ist, sie alle von Christo, als der Centralsonne der Geisteswelt, angezogen, beherrscht und durch gerades oder abgelenktes und zurückgeworfenes Licht beleuchtet, nehmen an dem Reiche Gottes Theil. Wie sehr aber dieses höhere Menschenleben mit der Erde und den Räumen ihrer Oberfläche zusammenhängt, sie abspiegelt und in ihnen sich ausprägt, das wurde schon seit Jahrtausenden in einzelnen Blitzen hellerer Erkenntniß wahrgenommen, aber erst in neuester Zeit und am vollendetsten von den beiden großen Männern der Wissenschaft erkannt, deren Andenken dieser Vortrag gilt."

Wir verfolgen hier natürlich nicht die Ueberschau der wissenschaftlichen Riesenarbeit der beiden Männer, sondern heben nur die Resultate für den beherrschenden Gesichtspunkt heraus, in denen die Ausführungen gipfeln: „Das Unterwerfen der stofflichen Creatur unter den Geist, dieser Besitz der Erde durch die an ihr erstarkte Intelligenz gehört, wo sie mit der Bescheidenheit des ächten Forschers verbunden ist und in ethischem Maße, fern von allem titanischen Trotze, einhergeht, dem Reiche Gottes an und läßt erkennen, wie das Menschengeschlecht in seinen Culturvölkern sich innerlich ausweitet und über den bloßen beherrschenden Natureindruck zum geistigen Ergreifen und zur schöpferischen Reproduction sich erhebt." Diese Worte charakterisiren Humboldt.

Der Verfasser verfolgt dann jene beständige Gegenüberstellung der Natur und der menschlichen Innerlichkeit, welcher Humboldt eine so schöne Sprache zu leihen wußte, und sagt weiter: „So weltweit seine Anschauung war, sein Gemüth blieb durchaus ein deutsches, und sogar ein deutsch-protestantisches. Die Persönlichkeit und ihre ethische Erhebung und ästhetische Durchbildung erscheint bei ihm immer als Ziel, für welches ihm die Natur in ihrer Macht und Herrlichkeit zum zweckvollen Mittel wird."

Und wieder am Schluß der Darstellung Humboldts wird hinzugefügt: „Blieb auch seine erdkundliche Forschung mit ihrer Hinkehr auf das menschliche Subject überhaupt noch in den Propyläen der Sehnsucht nach

Frieden, hatte sie mit ihrer steten Beziehung auf die Innerlichkeit einen überwiegend humanitarischen Zug, so steht doch klar vor Augen, daß nicht nur alles von uns aus seinen Schriften Angeführte für das ächt menschliche, das von Christo erneuerte Gemüth seine volle, ja die vollere Geltung hat, sondern daß der neue Kosmos, die durch die Versöhnung mit Gott in Christo erneuerte Welt des Geistes noch höher hinauf die Opferwolken des heiligen Feuers steigen läßt, welches auch durch die christliche Naturbetrachtung genährt wird."

Viel unmittelbarer bot sich bei Ritter, der die Erde als Wohnhaus des Menschengeschlechts, als die Werkstatt der Geschichte, als Erziehungshaus der Menschheit und ihrer Völker auffassend, die vorsehungsvolle Gestaltung derselben im Großen und Kleinen verfolgte, die Beziehung zur christlichen Weltanschauung dar.

Beider Männer geistige Bedeutung im christlichen Sinne faßt Hoffmann in dem gedrängten, die Summa des ideenreichen Vortrags gebenden Schlußworte zusammen: „Carl Ritter steht auf der Osthälfte der Erde in der alten Welt, Alexander von Humboldt in der neuen westlichen Welt, hat aber seinen Fuß mit auf die östliche Erdfeste gesetzt. Er kam zu der Erdkunde von der Natur überhaupt, Ritter von der Geschichte her. Ihn führten Reisen zur größeren vergleichenden Betrachtung der Erdräume, Ritter kam von dieser vergleichenden geistigen Anschauung zu seinen Reisen. Humboldt stieg von der Gesetzmäßigkeit der Natur im Einzelnen zu der im Erd- und Weltganzen, zur Physik des Kosmos empor, und dieß erklärt seine von der Ritters verschiedene Stellung zum geschichtlichen Elemente. Das Gesetz und der Causalzusammenhang war sein letztes Ziel. Ritter ging von der Erde als dem Wohnhause der Menschheit aus, welches er von seinen Sälen und Kammern in Tief- und Hochländern, seinen Dachfirsten und Thürmen in den Hochgebirgen und Alpengipfeln, durch seine Treppen und Aufgänge in den Stromsystemen und Stufenländern bis hinab in seine Kellerräume in den geologischen Verhältnissen der Erdrinde beschrieb. Ihm war die teleologische Betrachtung seine Aufgabe, Zweck und Ziel der beherrschende Gesichtspunkt. Wenn Humboldt das „Reich Gottes, das inwendig im Menschen ist", die menschliche Innenwelt immer wieder mit dem Zauberstab der Natur berührt, so sucht Ritter das objective Gottesreich in seiner Erscheinung durch die Erdräume begreiflich zu machen. Wenn Humboldt das Zusammenleben der

Menschen in großen Staatskörpern und den Einfluß der Erdnatur auf diese Volksganzen und wiederum ihre Beherrschung der Naturkräfte und Naturmittel zum Gegenstand hatte, und ihm so meisterhafte Werke, wie die über Neu-Spanien und Cuba widmete, so folgt Ritter lieber dem großen Zuge der Völkerfamilien und Nationen durch die Jahrtausende. Humboldt geht von der mannigfaltigsten Anschauung zum Begriffe, von der reichsten Analyse zur Synthese fort, Ritter von großen Anschauungen aus, indem er auf die Besonderheiten der Analyse immer neueres stärkeres Licht wirft. Wenn wir mit einer freilich ungenügenden Vergleichung Carl Ritter den Plato der Erdkunde nennen können, so ist Alexander v. Humboldt ihr Aristoteles."*)

Ueber dem Interesse an der Wissenschaft hat Hoffmann aber auch in jener Zeit seine alte geistige Heimath, die Mission nicht vergessen, das bekundet eine Schrift aus dem Englischen „Abbeokuta", eine Schilderung der westafrikanischen Mission im Lande Yoruba, welche er durch eine schöne geographische und missionsgeschichtliche Einleitung „Die Morgenröthe des tropischen Afrika" bereichert hat.

Ueber das Jahr 1861 zog sich schon mit seinem Anbruch der Trauerflor, als der vielgeliebte König Friedrich Wilhelm IV. am zweiten Tage desselben nach langem Leiden entschlief; für Hoffmann war es ein Jahr lebhafter und unruhiger Bewegung.

Im Frühling reiste er in die alte Heimath zur Confirmation seines jüngsten Sohnes, welcher in Kornthal, wie früher die älteren Söhne, seine erste Gymnasialschule durchmachte. „So ganz heimathlich," schreibt Hoffmann von Württemberg, „ist mir hier doch nicht mehr zu Muthe, die Dinge verändern sich vielfach. Kornthal machte mir fast mehr wehmüthigen als heimathlichen Eindruck. Die Alten fast ausgestorben. Auch im Lande hier ein veränderter Geist, der mir nicht gefällt. Der Salon ist Hauptquartier des Methodismus, in Stuttgart viel Zerklüftung, Kapff viel angefochten, der Geist der Opposition in Kirche und Staat vermehrt. Ich möchte hier nicht mehr wohnen." — Im Juni verweilte er mehrere Wochen

*) Ausführlicher hat Hoffmann ferner Ritters Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung dargestellt in der N. Evangel. Kirchenzeitung 1859. Nr. 45., desgleichen Humboldt und Ritter im Zusammenhang seines Artikels über „Die Erdkunde als deutsche Wissenschaft" in seiner Zeitschrift „Deutschland". Jahrgang 1871.

bei einer schlesischen Generalvisitation als Commissär des Oberkirchenraths. In der Sommermitte im Juli zog er abermals aus, jetzt nach dem Haag, um bei der Einweihung der dortigen evangelischen Kirche zu fungiren, in der Gemeinde seines nachmaligen vieljährigen Collegen an der Domgemeinde Dr. Kögel. Denn schon damals war Strauß in Folge seiner Leiden aus seiner Amtsthätigkeit geschieden, nachdem er noch neben Hoffmann am Grabe Ritters gestanden.

Der August war aufs neue dem Reisen gewidmet, dießmal zur Erholung, und der October rief Hoffmann nach dem nordöstlichen Winkel der Monarchie zur Königs-Krönung in Königsberg. Ich hebe hier nur einige Briefe und Erinnerungen heraus von einer Fußreise durch das schlesische Gebirge, die er in Begleitung seiner drei Söhne unternahm. Sein immer so reger und lebendiger Geist wachte besonders auf solchen Touren zu einer Genußfähigkeit und Beobachtungslust auf, als wenn er ein Jüngling wäre. Er war noch immer ein rüstiger Fußgänger, wenn auch die physische Kraft bei solchen Unternehmungen zu seiner Ausdauer und Leistungsfähigkeit in geistiger Arbeit in keinem Verhältniß stand. Ueberall hin begleiteten ihn die geschichtlichen Erinnerungen, nicht die Sehenswürdigkeiten der Reisehandbücher, sondern die geschichtlichen Bewegungen, welche für das Volksleben der Gegenwart den Boden bereitet, die Züge deutscher oder slavischer Stammesnatur in Sitte und Art der Menschen, die Mischung der katholischen und evangelischen Bevölkerung waren Dinge, nach denen er aussah. Was ihm aus der Naturkunde gegenwärtig war machte ihm die geologische Beschaffenheit der Gegend wichtig und er sah es gern, daß einer seiner Begleiter, der seine Liebhabereien ein wenig geerbt, den geologischen Hammer führte. Der Verkehr mit dem Landvolk, besonders in neu bereisten Gegenden, wie damals im schlesischen Gebirge, gehörte ihm mit zum Zweck einer solchen Reise. In den Gasthäusern der Dörfer kam es öfters vor, daß er mit Einzelnen ein Gespräch anknüpfte und dann auf einmal alle Gäste lauschend um sich versammelt hatte; er wußte zu fragen und sich erzählen zu lassen und ging bereichert mit Anschauungen von dannen, an welchen die meisten Reisenden achtlos vorübergehen. Seine Reisebriefe sind nur auszugsweise mittheilbar und kurz gehalten, daher nur ein Blick in die frische Stimmung derselben. „In Lan-

deck stiegen wir in einer Hitze von 24—26 Graden auf dem hohen Ueberschaar-Berg umher. So müde wie da bin ich auf der ganzen Reise sonst nicht geworden. Es war die Gewitterluft, die einen auch in der That fast erdrückte. Abends (es war Sonnabend) furchtbares Gewitter und Sturm. Aber Morgens! o weh, Alles grau und regnerisch. Daher an Marschiren nicht zu denken. Aber bleiben? Nimmermehr, man ist auf der Reise. Also Wagen bestellt nach Altstadt in Mähren, als der Kutscher lange trödelte, voraus abmarschirt und, als wir im Freien waren, erkannt, daß ein schöner Tag werde. Alles frisch, duftig, kühl, glänzend, Wald und Berg im Gottesdienst, rauchend wie Altäre Gottes. Es war Sonntag. Also beschlossen den Kutscher abzufinden und blos bis Wilhelmsthal gefahren. Dort in der Kneipe des Gebirgsstädtchens allerlei Scherz und Ernst mit einem neunundneunzigjährigen frischen Kerl, der bei Oesterreich und Preußen gedient hat, auch mit andern Männern und Jünglingen vom Humor zum christlichen Ernst fortgegangen, dann mit einem Führer, Gustav Bernhard, Fleischerssohn, ein halbgebildeter wackerer Mann, als Träger und Führer über Berg und Thal, durch den Clessengrund, herrliche Bergwälder hinauf nach der Schweizerei auf dem Schneeberg. Dann auf den Gipfel, 4500 Fuß hoch, ein glorioser Blick über Schlesien, Böhmen und Mähren bis hinaus an die ungarischen Karpathen. Der Führer wurde ganz unser begeisterter Freund. Dann ein paar Stunden hinab in den Wölfelsgrund. Mäßig gut geschlafen. Der Wölfelsfall 80 Fuß hoch aus einem Felsthor hinab in einen andern schwarzen Schlund, ein herrlicher Anblick. Hättest du das Alles mit sehen können, wie doppelt schön! Das war ein Sonntag von früh bis Abends voll ergreifender Natur und Geistesgenüsse! . . . Das sind die Fata und Data, was aber die Fata morgana, die Spiegelungen in Seele und Geist betrifft, die sollst du erst zu Hause und allmählig genießen." In der von diesem Jahre an in erweiterter Gestalt erscheinenden Fortsetzung des „Einsiedlers", der „Posaune Deutschlands" ist unter anderm auch diese Reise mit den frischesten Farben geschildert, von reichen Beziehungen auf Schlesiens, des Hoffmann'schen Stammlandes, wechselvolle Geschichte durchzogen.

Im Sommer 1862 trat wieder eine ernstere Erschütterung des mehrere Jahre glücklich und ungetrübt verlaufenen Lebens der Familie ein, wie ein Vorbote von noch Schwererem, das nahe bevorstand.

Die Schwester der Gattin, Hofdame der Königin Elisabeth, war mit dem Keim eines Herzleidens als Kranke im Hause eingekehrt und die sie Umgebenden mußten es trauernd mit ansehen, wie diese selten edle und schöne Gestalt trotz aller sorgsamsten Pflege und Fürsorge der Aerzte in ihrer Blüthe dahin sank, bis eine Herzlähmung dem Leben ein schnelles Ende machte. Die Familie verließ nicht lange darnach die von Todeswehen durchzogenen Räume und sammelte sich in einem stillen Thälchen des Hessenlandes an den Ufern des Mains zwischen Odenwald und Spessart. Dorthin war die im Herbst 1861 mit Pfarrer Seeger vermählte älteste Tochter mit ihrem Gatten gezogen. Das stille Pfarrhaus in Seckmauern war der schönste Ort, um sich von den schweren Erlebnissen des Sommers zu erholen. Fast die ganze Familie war beisammen. Die Eltern freuten sich des Glücks ihrer Tochter. Die beiden ältesten Söhne waren auf der philologischen und theologischen Laufbahn in selbständige Lebensstellungen eingetreten. Die kleineren Töchter spielten im Pfarrgarten umher oder in den überall hereinragenden frischen Waldrevieren. Gerade die nachwirkende Trauer erweckte ein erhöhtes tröstliches Gefühl des Zusammenseins unter denen, die sich noch besaßen. Der Vater, dem sich freudige Ausblicke in die Zukunft immer wie von selbst mit Plänen des Wirkens und Schaffens verknüpften, ermunterte seine Söhne in seine weitaussehenden litterarischen Unternehmungen als Mitarbeiter einzutreten. Es schwebte ihm schon damals vor, was er nachher in seiner Zeitschrift „Deutschland" zu verwirklichen strebte. Der Philologe sollte sein Fach vertreten, der Theologe auch seine naturwissenschaftlichen Neigungen weiter verfolgen. Es mag hier der Ort sein, aus der objectiven Haltung, in welche die Stellung des Biographen versetzt, etwas herauszutreten, und auch von dem Walten des Vaters im eigenen Hause etwas zu sagen. Er erschien oft den Fernerstehenden, die ihn nicht persönlich kannten, und nur nach dem energischen Eingreifen und Durchgreifen in seiner amtlichen Thätigkeit beurtheilten, vorzugsweise als eine willensstarke Persönlichkeit. Im näheren Umgang trat immer seine Milde und Freundlichkeit in den Vordergrund. So vollends im eigenen Hause. Des Ehrfurchtgebietenden, das doch in ihm war, wurde sich die liebe Jugend, die in den Mußestunden sein Studirzimmer sich vorzugsweise gern erkor, bei der zärtlichen Anhänglichkeit kaum bewußt, die Gereifteren erfuhren seinen Einfluß

dadurch, daß er sie vertrauensvoll, fast zu früh, in seine geistigen Interessen mit hineinzog. Das Geheimniß seiner Wirkung war, daß er die Seinen auf einem fürbittenden Herzen trug. Man sah ihn darum auch nie heftig werden, oder aus seiner Haltung fallen. Seinem frischen Humor, der bei ihm den Uebergang zu den ernstesten Dingen nicht ausschloß, ließ er unter den Seinen wie unter Freunden freien Lauf mit jener unbekümmerten Naivität, welche mehr dem Süddeutschen als dem Norddeutschen eigen ist. Frei war er von jeder ängstlichen Beeinflussung gerade in dem Gebiet, das ihm für die Seinen an Meisten am Herzen lag, dem Leben des Glaubens. Er trat hier in die Fußtapfen seines Vaters, der Leitung des Geistes Gottes und dem christlichen Geiste des Hauses mehr vertrauend als menschlichem Einwirken. Bei seiner klaren Beurtheilung auch der Nächststehenden mochte er nur in einem Punkt dem Irrthum zugänglich sein, wo er so natürlich ist. Er taxirte nach seiner productiven Leistungsfähigkeit auch leicht die Kräfte derer, die ihm am nächsten am Herzen lagen, sobald er gewahr wurde, daß geistiges Interesse geweckt war. Diese aber traten, wohl von einem richtigen Gefühl geleitet, vor seinen kühnen Plänen zurück. Es ist bezeichnend für ihn, was er den Einwendungen seiner Söhne gegenüber, daß er sie nicht nach seinen Maße messen dürfe, immer wieder geltend machte, daß was man Talent oder hervorragende Begabung nenne, in einem viel höheren Grade als man dieß gemeinhin zugestehe, eine Sache des Willens und des Charakters sei.

Diese den Vater beschäftigenden Wünsche und Ziele kamen damals besonders auch auf einer frischen fröhlichen Fußreise zur Sprache, die er mit zwei Söhnen und dem Schwiegersohne von Seckmauern aus unternahm. In jenen den vier Reisenden zum Theil noch unbekannten herrlichen Waldrevieren des Odenwalds und an den blühenden Geländen des Main treten da und dort noch die ältesten Spuren der Römerherrschaft hervor. Die Gegenden, wo Hagen den Siegfried erschlug, waren urdeutscher Grund, verfallene Burgen und alte Städte erzählten vom Bauernkrieg und den Bewegungen der Reformationszeit. Diese geschichtlichen Erinnerungen wanderten überall mit, als die „vier Gesellen" dem nahe gelegenen Miltenberg zuzogen und im Riesen übernachteten, wo einst der Ritter v. Erbach, der dem Ketzer Luther auflauern wollte, in der Kammer neben sich das gewaltige Beten vernahm und am Morgen hörte, daß der Mann,

der neben ihm gewohnt, der Augustiner Martinus von Wittenberg gewesen, wo die Freundschaft des Ritters mit Luther und der Eintritt des in der hessischen Reformationsgeschichte hervortretenden Mannes in die reformatorische Bewegung besiegelt wurde. „Das Frankenblut schwirrt lustig in munterem Bewegen durch die einzige lange Straße von Miltenberg, allerlei Hirten kündigen das Tagesleben an, der Schweinehirt mit seiner kläglichen clarinettartigen Musica zuerst, der Ziegenhirt mit klatschender Peitsche hernach, der Seelenhirt, die Schaar der Kinder hinter ihm, zuletzt. Das Beste kommt hintennach, aber rührend ist der Anblick, wie die Lämmer ihm folgen."

Nach Würzburg hatte Hoffmann seinen alten Freund, Professor Fischer von Erlangen bestellt, derselbe war aber, von Unwohlsein geängstigt, vor dem Zusammentreffen wieder aufgebrochen, dafür entschädigte das abendliche Zusammensein mit einem andern Philosophen Franz Hoffmann in Würzburg, mit welchem bis spät in die Nacht hinein viele geistige Fragen auszutauschen waren. Durch die Gebiete, über welche sich vier Jahre später die siegreichen Kämpfe der Mainarmee hinzogen, führte der Weg ins Bauland, auf die Höhe des Katzenbuckel, ins Neckarthal nach Heidelberg herab und dann von der Westseite her wieder in den Odenwald dem an den Ostabhängen desselben geborgenen Dörflein zu, wo die Familie sich wieder zusammenfand. Jene Ruhezeit war einer der lichten Höhepunkte im Familienleben, ahnungslos freute man sich des friedlichen, heiteren Beisammenseins, dem so bald ein neuer schwerer Schlag nachfolgte.

Kaum nach Berlin zurückgekehrt, wurde Hoffmanns Gattin von der Diphteritis in schwerster Form ergriffen. Während des ängstigenden Verlaufs der Krankheit noch mußte er auf Amtsreisen sich begeben. Von Unruhe gepeinigt, kehrte er so schnell als möglich zurück. Kein Mittel wurden unversucht gelassen unter der Leitung dreier Aerzte. Aber nach nur achttägigem Verlauf der Krankheit folgte am 7. September die Gattin ihrer Schwester in die ewige Heimath, und Hoffmann stand zum drittenmal am Grabe seines theuersten irdisches Besitzes mit einer kleinen Schaar von Kindern, deren jüngstes in demselben Jahre erst geboren war. Die Glieder der Familie Tippelskirch traten helfend herzu, und hernach ließ sich die befreundete edle Wittwe des Prof. Olshausen, geb. v. Prittwitz, bewegen, sich des halbverwaisten Hauses anzunehmen.

Hoffmann ging, wenn auch tief darniedergebeugt, seinen Arbeitsgang in alter Weise in diesem und dem folgenden Jahre weiter. „Ich bin," schreibt er 1863, „durch Gottes Gnade gesund und frisch, dem Leibe nach, wenn auch manchmal in der Seele matt und müde. Doch läßt mich der Herr auch darin nicht stecken, sondern jagt mich durch Aufgaben empor, welche die ganze Kraft Leibes und der Seele fordern." Aber ein verklärendes Licht der Freude war aus dem Leben weggenommen, wenn auch seine rüstige Kraft nicht merkbar erschüttert war, und andere Trauerkunden, der Heimgang seines Collegen Strauß, in Württemberg das Abscheiden seines alten Freundes und treuesten Correspondenten Barth, dem nicht lang nachher auch Albert Knapp folgte, trafen ihn als einen, der selbst für das Abschiednehmen gestimmt war.

Kirchliches und Politisches.

Es ist nicht die Absicht der weiteren Darstellung, allen Windungen und Wandlungen der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse zu folgen, an deren Gestaltung Hoffmann einen Antheil gehabt haben mochte, schon weil dieß ohne Einblick in die Acten der kirchlichen Verwaltung nicht möglich ist. Nachdem seine Stellung und seine Ziele im Ganzen gekennzeichnet sind, kann es genügen, nur das Hervortretende hervorzuheben.

Das Ministerium der sogenannten „neuen Aera", welches der Prinz-Regent im Jahre 1858 berufen hatte, bezeichnete eine Wandlung der politischen Grundsätze der Regierung in der Richtung der „altliberalen" Parthei, nachdem die conservative Parthei, wenigstens in den leitenden Organen des Staates, seit der Ueberwindung der revolutionären Wirrniß geherrscht hatte. Es war zugleich auch eine Wandlung im Gebiet der staatlichen Kirchenleitung, indem v. Bethmann-Hollweg an Stelle des Herrn v. Raumer in das Ministerium des Cultus eintrat. Hoffmann sah darin, wie schon ein oben angeführter Brief zeigt, nur eine Klärung und Erleichterung für die Erreichung der Ziele, welche der Ev. Oberkirchenrath im Auge hatte, und begrüßte gerade diesen ihm werthen warmen Vertreter der Kirche auf dem Posten des leitenden Ministers mit Freuden. „Am Freitag ging ich zu Bethmann-Hollweg", schreibt er unter Anderem, „und trug ihm wie ein Rath vor, zehn Gegenstände in einer halben Stunde. Da ist's aber sehr leicht vorzutragen, wenn der Minister so leicht versteht und so lebendig eingeht." Es kam denn auch die kirchliche Organisation der Gemeinden, welche in Folge der kirchlichen Conferenz von 1856 vom Oberkirchenrath als allgemeine und obligatorische beschlossen war, doch so weit in langsamen

Fluß, daß sie durch die großen Veränderungen, die Krankheit des Königs, den Regierungswechsel, Entwürfe, Gutachten, Verhandlungen mit dem Minister hindurch, wie dieß Hoffmann selbst schildert*), Anfang 1860 publicirt wurde.

Eine andere tief ins Volksleben eingreifende Angelegenheit, die Ordnung der kirchlichen Normen für die Wiedertrauung Geschiedener, war durch den Ev. Oberkirchenrath mit persönlicher Selbstverleugnung endlich einer einheitlichen Behandlung, welche doch in diesem Gebiete unerläßlich war, dadurch entgegengeführt, daß er die oberste Instanz von den Consistorien auf sich übertrug. Er belud sich dadurch mit jener Masse der traurigsten Bilder sittlicher Auflösung, welche die Ehescheidungsprocesse darbieten, und mit der schweren Aufgabe der hier zu fällenden letzten Entscheidung. Wie andere Mitglieder des Collegiums, so seufzte auch Hoffmann manchesmal unter der Last dieser Actenbündel, welche aus allen Provinzen die dunklen Blätter der Sünde und Schande nach der Centralstelle trugen. Die Kirchenbehörde hatte sich aber auch über ihre leitenden Grundsätze offen ausgesprochen, in der von jeher in der evangelischen Kirche nicht gleichstimmig beantworteten Frage, wie die Worte Christi und die Anweisungen der Apostel hinsichtlich der Zulässigkeit der Scheidung zu verstehen und auf die christliche Gegenwart anzuwenden seien. Sie erklärte sich für die freiere Auffassung, welche in den neutestamentlichen Aussprüchen über Ehescheidung nicht ein an den einzelnen dort genannten Fall bindendes Gesetz, sondern ein Princip erkennt, welches auf die Verhältnisse des Lebens anzuwenden, Sache des christlichen, an die Norm des göttlichen Wortes gebundenen Urtheils sein muß. Das erregte einen Sturm von der streng confessionellen Seite und die Evangelische Kirchenzeitung forderte die Einzelnen wie die Conferenzen und Synoden zum Protest gegen den Erlaß des Oberkirchenraths auf.

Man muß nicht nur die Partheistellungen und Stimmungen in der Preußischen Landeskirche, sondern noch mehr die Gesetzgebung des Preußischen Landrechts und die sittlichen Zustände in manchen östlichen Provinzen berücksichtigen, um die Bewegung zu verstehen, welche die Ehescheidungsfrage und die Wiedertrauungsfrage

*) Deutschland 1872, pag. 90.

hiek hervorrief. Eine staatliche Gesetzgebung, welche, selbst bis zu der größesten Laxheit in der Ehescheidung gehend, geeignet war, das sittliche Niveau in diesem Gebiet herabzudrücken statt zu heben*), und die Thatsache von mehreren tausend jährlichen Ehescheidungen in der Landeskirche bekundeten einen Zustand, gegen welchen eine Reaction des christlichen Gewissens und ein Geltendmachen der Grundsätze des göttlichen Wortes schlechterdings nothwendig war. Daß die confessionelle Richtung hierin voranging, mit ihr aber auch Theologen wie Julius Müller, kann ihr nur zur Ehre gereichen, ukd man kann ja von einer fruchtbaren Lösung dieser Frage eigentlich gar nicht reden, so lange die Zahl der Ehescheidungen, durch welche die Preußische Landeskirche vor allen andern evangelischen Kirchen sich traurig auszeichnet, sich nicht nur nicht vermindert, sondern vermehrt. Aber auch der Schritt des Oberkirchenraths war nur ein Beweis, daß er die Tragweite dieser Krankheitserscheinung der Landeskirche ermaß. Denn gerade der zum großen Theil sittlich niedrige und unentwickelte Zustand des christlichen Volks drängte darauf hin, sich zu fragen, in welchem Sinne das Gebot Christi auf eine gemischte Volkskirche anwendbar zu denken sei. Hoffmann trat für die freiere Anschauung in einer Reihe von Artikeln ein unter dem Titel: „Ueber Gesetz oder Princip" und sah sich dazu um so mehr veranlaßt, sofern, wenn ich recht weiß, dieser Ausdruck selbst, zu dem sich der Erlaß des Oberkirchenraths bekannte, von ihm herstammte. Er erweist seine Ansicht besonders durch den Hinweis auf die erste Anwendung, die der Apostel Paulus gemacht habe 1. Cor. 7, als exegetisch begründet und kommt für die praktische Anwendung zu dem Schluß: „Das Gesetz für die lebendige Gemeinde", nach dem Gesichtspunkt, unter dem er überhaupt jene Gesetzesauslegung der Bergpredigt betrachtet —, „das Princip für die Volkskirche, jenes für die Seelsorge, dieses in der Rechtspraxis."

Diese Artikel erschienen in der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung", welche auf Veranlassung der Evangelischen Allianz als Organ des deutschen Zweiges derselben 1859 ins Leben trat. Hoffmann war kein Mitglied dieser deutschen „Central-Comitee" und also auch kein Mitbegründer der Kirchenzeitung, sondern stand

*) Ich erinnere nur an den Scheidungsgrund der „unüberwindlichen Abneigung" bei kinderlosen Ehen.

nur an der Spitze des Programms der Zeitung wie Nitzsch, Tholuck, Schenkel und viele Andere. Aber er hat, da ihm das Zustandekommen derselben sehr anlag, im ersten Jahre stark daran mitgearbeitet, nicht so in späteren Jahren, aus welchen außer biographischen Erinnerungen an hervorragende Verstorbene aus seinem nächsten Kreise eigentlich nur die ausführliche Charakterisirung Stahls als Rechtsgelehrten, Philosophen und Kirchenmannes hervorzuheben ist. Die oft wiederholten Behauptungen seiner Gegner, daß die Neue Evangelische Kirchenzeitung von ihm inspirirt sei, sind grundlos, wie er dieß noch im Jahre 1867 in einer Auseinandersetzung mit Dr. Hase selbst darlegte. Das Schreiben in kirchliche Zeitungen lag ihm ohne ganz besondere Veranlassungen schon darum fern, weil er so viele eigene literarische Pläne und eigentlich schon vom Jahre 1861 an in der „Posaune Deutschlands" und später noch in größerem Maßstabe in der periodischen Schrift „Deutschland" seine eigene Zeitschrift hatte.

Das Inhaltreichste, was ihm die Neue Evangelische Kirchenzeitung verdankte, war die „Ueberschau über die evangelische Welt", mit welcher Höffmann den ersten Jahrgang eröffnete. Der Gegenstand war zu umfassend und wurde nicht zu Ende geführt, aber das Hauptsächlichste für das deutsche Publicum, eine Ueberschau über das evangelische Deutschland, dem sich noch Oesterreich und Italien anschloß, liegt vor.

Der Eingang sagt, es solle nicht die Geschichte des evangelischen Lebens auch nur der letzten Jahrzehnte gegeben, sondern nur die Oberfläche geschildert werden, in welcher das Ergebniß aller darunter liegenden Schichten zu Tage tritt. Jedoch ist die Darstellung gerade durch die geschichtlichen Rückblicke im weiteren Sinn, welche die nationalen Grundzüge und die Zeiten und Wege der Christianisirung einzelner Haupttheile Deutschlands für die Erklärung der Gegenwart hereinziehen, bedeutend. Da schon oben aus dieser Darlegung Einiges mitgetheilt ist, hebe ich nur, die lebendige und geistreiche Darstellung des Einzelnen übergehend, die hauptsächlichsten Gesichtspunkte heraus:

„Wiederholen muß ich", sagt der recapitulirende Ueberblick auch schon mit Beziehung auf inzwischen laut gewordene Erwiderungen, „daß es nicht gleichgültig ist, auf welchen Stamm die Reformation vor 300 Jahren geimpft wurde, ob auf ein schon seit

einem Jahrtausend christliches Volksleben, welches die älteren, reineren Töne der Predigt gehört und daher einen Grundton in sich behalten hat, welchen die spätere Vervielfachung, Verfeinerung, aber auch Verwachsung mit germanischem Heidenthum in der Kirche des Mittelalters nicht wieder ganz zum Schweigen bringen konnte, oder auf ein erst seit 3—500 Jahren vom Christenthum und zwar von demselben in seiner falsch clericalen Gestalt überzogenes Volk. Der ganze Nationalgeist muß vom Christenthum erst durchgearbeitet sein, ehe das göttliche Wort in seiner Lauterkeit dem Volk sein Gepräge geben kann. In der slavo-germanischen Welt ist diejenige Arbeit des Christenthums, welche in anderen katholischen Landen ganz der katholischen Zeit des Mittelalters anheimfiel, noch großen Theils mit in die evangelische Zeit hineingefallen, nämlich die Brechung des rohen und wilden Volkssinns durch das Gesetz."

Die Geschichte der Christianisirung, ihr Alter und ihr ursprüngliches Gepräge einerseits, die Mischung der Stämme andererseits erscheinen als zwei wesentliche, theils zusammenwirkende oder auch sich kreuzende Kräfte, auf welche die Grundgestalt des christlichen Lebens noch in der Gegenwart zurückweist. Nordostdeutschland, das slavo-germanische Gebiet, Mittel- und Nordwestdeutschland, die Hauptzone des sächsischen Stammes, endlich der breite Westgürtel von Holland bis zur Schweiz mit seinem stark reformirt gefärbten Charakter, sind die großen Gruppen, welche nach ihren Grundzügen unterschieden werden.

Aus der Ueberzeugung, daß der Geist des Christenthums in einem langsamen Processe die christianisirten Völker, vor allem die evangelischen durchdringt, betrachtet der Verfasser auch die preußische Landeskirche des Nordostens als eine solche, die noch eine große Zukunft habe. „Hat ein nicht verächtlicher Urtheiler es einmal ausgesprochen, daß im märkischen Sande die große Schlacht zwischen Rom und der evangelischen Welt zur Entscheidung kommen werde, so stehe ich nicht an, dieser Vorhersagung zuzustimmen, nur daß ich die Zuversicht habe, dieser Kampf werde nicht mit dem Siege Roms endigen, sondern zu einer neuen Entfaltung der Kraft der evangelischen Reformation führen, einer Entfaltung, die nach Innen ebenso große Resultate aufzuzeigen haben werde wie nach Außen."

Die unverblümten Schilderungen und Charakterisirungen der Zustände einzelner Landeskirchen, welche der Verfasser mit der

ihm eigenen, von aller Bedenklichkeit freien Offenheit gab, riefen natürlich auch Erwiderungen von den verschiedensten Seiten hervor, mit welchen er sich, wo er auf Verständigung hoffte, freundlich auseinanderzusetzen suchte. Die ganze Darstellung und die gezogenen Resultate können aber trotz der stark und deutlich gezeichneten Schattenstriche nur als ein Zeugniß seiner im besten Sinn optimistischen Anschauung gelten, welche mit ihren Hoffnungen nicht in dem beschränkten Kreise der Gegenwart stehen blieb, sondern, wie schon früher hervorgehoben worden ist, auch die evangelische Kirche immer in dem Licht der durch die Jahrhunderte fortgehenden Missionsaufgabe betrachtete.

Wir müssen ihm aber, gerade in der Zeit der sechziger Jahre noch auf ein anderes Gebiet folgen, auf das politische, in welches er zwar nie, wie ihm da und dort angedichtet worden ist, irgendwie thätig eingegriffen hat, welches aber damals in Preußen durch die Erscheinungen, die es darbot, ihn veranlaßte, seine längst gehegten Grundsätze auch öffentlich auszusprechen.

Auf die verheißungsvolle „Neue Aera", auf die so freimüthig und überzeugungsvoll vom Staatsoberhaupte ausgesprochene Absicht „den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen", auf das Zurückgreifen zu der gemäßigt liberalen Parthei war in schnellem Verlauf die schärfste Zuspitzung des Gegensatzes zwischen dem Recht der Krone und den Ansprüchen der Landesvertretung gefolgt. Man hatte die Ansprache des Prinz-Regenten an das Staatsministerium, welche das Programm seiner Intentionen enthielt, vielfach ausgebeutet, aber gerade denjenigen Passus, in welchem schon der einfach präcise Ausdruck erkennen ließ, wie hier Erfahrung und ein der Lebensaufgabe bewußter starker Wille sich ausspreche, nur zu wenig beachtet, das Wort von der „zeitgemäßen Organisation des Heeres." Die demokratische Parthei drang durch die geöffneten Schleußen unbeeinflußter Wahlen mit energischer Agitation herein, was die Masse des Volks am stärksten bewegen konnte, militärische Dienstpflicht und ihre Dauer, finanzielle Leistungen u. dgl. wurde benutzt, die Ausgaben für die Militärorganisation, welche doch nur als bleibende Einrichtung einen Sinn und Zweck haben konnte, wurden nur außerordentlicher Weise auf ein Jahr verwilligt. An dieser Frage entspann sich der Conflict, welcher, was man auch immer über die dabei vorliegende Frage des Ver-

fassungsrechts urtheilen möge, jedenfalls den constitutionellen Parlamentarismus so recht nach seinen bedenklichsten Seiten erkennen ließ. Eine nothwendige Maßregel, welche wie dem Fürsten so dem Volke als solche sich aufdrängen mußte, wurde der Gegenstand des Streits um parlamentarische Rechte. Es genügte eine Auflösung des Landtags und der Uebergang zu einem conservativen Ministerium, um beide Factoren für einander unzugänglich zu machen. Das Ministerium konnte nicht mehr erwarten, auch mit Nachgeben zu erlangen, was der Staat bedurfte und nicht mehr preisgeben konnte, die Majorität des Landtags zeigte die Tendenz, das Budgetrecht zum Hebel zu machen, um dadurch selbst die Wahl der regierenden Organe in ihre Hand zu bekommen. Die Erscheinungen jener trüben Zeit, in welcher die größten Gedenktage nationaler Erinnerung den angesammelten Groll kaum verstummen machten, in welcher der große Staatsmann, der das langersehnte Ziel der Herstellung preußischer und deutscher Macht und Einheit zu erreichen berufen war, nur in einem gereizten Kampf mit der Mehrheit der nationalen Vertretung sich abarbeitete, um die unerläßlichen Mittel für die Kämpfe der Zukunft zu behaupten, — diese Erscheinungen mußten, auch als man sie noch nicht aus den späteren Erfolgen beurtheilen konnte, diejenigen, welchen den Glauben an die modernen Constitutionen nie getheilt hatten, in ihrem Urtheil über dieselben nur um so mehr bestärken. Hoffmann hatte von jeher eine bewußte Abneigung gegen die constitutionelle Repräsentativverfassung. Er hatte schon in den dreißiger Jahren die Luft schwirren hören von diesem importirten Heilmittel aller politischen Schäden und behauptete, ein württembergischer Abgeordneter habe damals die beiden langathmigen Fremdwörter durch häufigen Gebrauch einsilbig aussprechen gelernt. Die Erlebnisse der Revolutionsjahre 1848 und 1849, welche sich eben da mit der zerstörendsten Wirkung kund thaten, wo eine Constitution schon lange bestand, im badischen Nachbarland, konnten ihn auch nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß die Rückkehr zu dieser Staatsform die bessere Sicherung für die Entfaltung der Zukunft sei. Als ein Württemberger in Preußen einheimisch geworden, war er trotz seiner conservativen Anschauung und der nahen persönlichen Verbindung mit vielen Vertretern der conservativen Parthei doch immer in politischen Dingen ein Mann der eigenen Ueberzeugung, stimmte mit jener in vielen Grundansichten

zusammen, nicht immer ebenso mit deren Anwendung auf die Gegenwart. Weder die Landrathskammer, in welcher die Beamten als Vertreter der Regierung zugleich wieder die Unterthanen vertraten, ein Widersinn nach seiner Meinung, noch viel weniger die Parlamente der Kreisrichtermajoritäten konnte er als naturgemäße Volksvertretungen ansehen. Besonders das in der Zeit der liberalen Hochfluth der sechziger Jahre hervortretende Aburtheilen über alle, auch die kirchlichen Angelegenheiten von Solchen, die davon nicht eben viel verstanden, ja der ganze Eindruck, daß die liberale Mehrheit mit dem religiösen Leben fast gar keine Fühlung hatte, verschärften seinen Widerspruch gegen das constitutionelle System, welchen er aber nicht nur aus der Gegenwart, sondern aus umfangreicheren geschichtlichen Vergleichungen schöpfte.

Er hat in der mehrerwähnten Posaune Deutschlands seine Gedanken damals an verschiedenen Orten in gemeinverständlicher Weise entwickelt, aber ich kann hier nicht füglich umgehen, auch die in einem späteren Abschnitt zu besprechende Schrift: „Deutschland Einst und Jetzt", welche sich sehr eingehend mit der politischen Beurtheilung der Zeit beschäftigt, schon herbeizuziehen.

In dieser unterwirft er die beiden geschichtlichen Muster aller modernen Constitutionen, die englische Verfassung und das französische Kammersystem einer Kritik in Bezug auf ihre Bewährung und Uebertragbarkeit.

Diese Ausführung kann hier nicht verfolgt werden. Ich hebe nur das Urtheil heraus, welches sich ihm gerade auch aus Macaulays für die Entwicklung der englischen Verfassung so begeisterter classischer Geschichtsdarstellung der Regierung Wilhelms III. und aus dem Studium der Geschichte des Hauses Hannover ergab: Es sei nicht zu viel gesagt, wenn man behaupte, ein König von England könne bei der bestehenden Verfassung Gutes und Böses nur auf dem Wege der Intrigue thun. Der Zusammenhang der englischen Verfassung mit den sich selbst regierenden Corporationen, mit der eigenthümlichen socialen Gliederung des Volks durch den unantastbaren Besitzstand der Aristokratie und Anderes wird genügend hervorgehoben, um zu dem ja schon oft ausgesprochenen Urtheil zu kommen, daß in Deutschland zu demselben Entwicklungsgang alle Voraussetzungen fehlen. Er schreibt: „Die englische

Parlamentsregierung auf deutschen Boden verpflanzt, führt in ganz gerader Linie zur Republik."

„Wie steht es aber mit der in Frankreich exemplificirten Repräsentativverfassung? Sie hat doch in Deutschland, in den Klein- und Mittelstaaten ihre Existenzprobe seit fünfzig Jahren abgelegt — mit mehr oder weniger Beimischung ständischer Principien." — Die erste Antwort läßt Hoffmann durch ein ausführlich citirtes „Ungedrucktes Manuscript" geben, eine geistreich derbe Zeichnung des Büreaukratismus und Liberalismus der deutschen Kleinstaaten aus den vierziger Jahren, und charakterisirt nun jenes erste auf dem Continent entworfene Schema der Repräsentativverfassung von Abbé Sieyes. „Von diesem in der todten Abstraction lebenden Menschen, dem jede höhere Treue fehlte, kam der Hauptentwurf zu der seitdem an Kindern so fruchtbar gewordenen französischen Repräsentativverfassung. Wie sehr Rousseaus und andrer sogenannter Philosophen Lehren dabei mitwirkten, dieser Philosophen der Sittenlosigkeit und des gemeinen Materialismus, zeigt die „Erklärung der Menschenrechte", welche der Constitution vorausgeschickt wurde. Der Kern dieser ist die Volkssouveränität, und der König kann nur noch Beamter der Nation sein, deren Wille durch Majoritätsbeschlüsse ihrer erwählten Vertreter erkannt werden muß. Die Unwahrheit mancher dieser Principien, wie z. B. des letztgenannten, leuchtet auf den ersten Blick ein. Der Begriff des Volkes ist mit dem der Nation verwechselt, das Königthum nur als eine Institution der bloßen Nützlichkeit betrachtet. Das einzige Verdienst, aber auch das bleibende dieser Grundsätze ist die Beseitigung böser Mißbräuche in Staat und Gesellschaft, des Despotismus, der falschen Aristokratie, des Pascharegiments, der Verschleuderungen. Daß die Verfassung sich so sehr empfahl, rührt einzig von der Verbreitung jener Mißbräuche her. Wie wenig auch der abstracte Grundsatz der Gleichheit aller Angehörigen der Nation besagen will, wenn man nicht auch Gleichheit der Kraft, Begabung, Bildung und des Vermögens decretiren kann, vielmehr dieses letztere mit Recht in seiner Verschiedenheit sanctionirt, ist seitdem längst erkannt."

Wir übergehen die geschichtliche Fortführung der Verfassungsentwicklung in Frankreich und der Nachahmungsversuche in Deutschland, um nur noch auf die Charakterisirung der Stellung Friedrich

Wilhelms IV. zu dieser Frage zurückzublicken. Von ihm wird gesagt: „Alle diese Thatsachen und geschichtlichen Verhältnisse waren Friedrich Wilhelm IV. wohlbekannt, und auf Grund derselben konnte er sich für das sogenannte reine Repräsentativsystem nicht begeistern. Es trug für ihn, wie er von der preußischen Verfassung sagte, „den breiten Stempel seines Ursprungs." Er selbst hatte aber mehr negativ in dem, was er verwarf, als positiv in dem, was an dessen Stelle treten sollte, eine klare und durchgearbeitete Ueberzeugung. Er folgte noch immer den großen Auctoritäten seiner Jugendzeit, einem Freiherrn v. Stein, einem E. M. Arndt, einem Niebuhr, und blieb daher bei dem Principe der ständischen Vertretung stehen, aber ohne sie aus der engen und der Zeitentwicklung unangemessenen Gestalt herauszuheben, in der sie bis dahin allein gelebt hatte. Der König war weder unbekannt, noch im Widerspruch mit der Thatsache, daß die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen durch sich selbst auf eine freie Verfassung des Staates hintrieb, vielmehr war er von diesem Gedanken mehr als irgend Jemand in seinem Lande durchdrungen. Aber er kam nicht zu dem Schlusse, daß der König im Staate wirklich ein Repräsentant des Volkes sei, und weil er, wie Friedrich der Große, sich als „den ersten Beamten" desselben zu betrachten habe, auch in der That seine Krone von Menschen zu Lehen tragen müsse. Er betrachtete sich als von Gott durch die Geschichte an die Spitze seines Staates gestellt, und wußte von einem preußischen Volke nur, sofern auch sein Herrscher in seiner geschichtlich gegebenen Stellung dazu gehörte, ja es war ihm stets gegenwärtig, daß gerade in Preußen das Volk von dem Herrscher zu dem gemacht worden, was es ist."

Diese Stellung des Königs, in deutlichen Worten von ihm selbst bei dem Gelöbniß auf die Verfassung ausgesprochen, ist nach der gegebenen Charakterisirung der Schlüssel zum Verständniß seines politischen Handelns. Aber nicht nur dieser König, das preußische Königthum als solches, hat sich bis jetzt gegen alle Versuche, aus dem constitutionellen Princip die praktischen Consequenzen der Parlamentsregierung zu ziehen, mit dem Instinct, daß hier sein Lebensnerv getroffen würde, behauptet, und daß die Königstreue, welche in der Person des Königs nicht nur ein Symbol verehrt, sondern den mit Macht ausgestatteten und von Liebe getragenen

Herrscher der Nation, im preußischen Volk noch so tiefe Wurzeln hat, welche den von Stürmen bewegten mächtigen Stamm immer wieder in seine aufrechte Stellung zurückkehren ließen, das ist nicht der geringste Grund seiner politischen Stärke. Das Königthum als eine urdeutsche, geschichtlich tief begründete Ordnung, organisch verbunden mit dem Volk, eines für das andere, nicht sich gegenüberstehend als vertragsmäßig sich ausgleichende, nach Eroberungen gegeneinander ringende Mächte, ist für Hoffmann der erste Grundsatz einer gesunden politischen Anschauung. „So lange es so steht, daß der König sorgen muß, sich nichts entreißen, nichts abmarkten zu lassen, so lange die Volksvertreter in der Schwächung der Regierung einen Sieg des Volkes sehen, während sie eine Niederlage ist, kurz, so lange man König und Volk als zwei sich fremde, Vertrag schließende Mächte ansieht und aus dieser Ansicht strebt und wirkt, so lange sind diese Verfassungen eine Unwahrheit in sich selbst", erwiedert in einem Dorfgespräch über Deutschland und seine Zukunft der Einsiedler dem liberalen Kreisrichter Hellmann.

Dabei war Hoffmann weit entfernt, für eine uneingeschränkte Königsmacht eintreten zu wollen, was er aber an der gegenwärtigen Form der Vertretung aussetzt, war zuerst, daß nach dem herrschenden System die Vertreter der ungeheuren Mehrzahl nach von Leuten gewählt werden, denen sie unbekannt sind, die ein Urtheil über ihre Tüchtigkeit gar nicht einmal haben können, die also auch ein wirkliches Zutrauen ihnen zuzuwenden nicht einmal vermögen. „Nur ständische Wahl entgeht diesem Vorwurf, alle andere Wahlen unterliegen ihm." — Nicht weniger bekämpfte er das Andere, daß die Gewählten nicht Vertreter näher liegender, corporativer, ihnen wohlbekannter Interessen sind, sondern jeder von ihnen der Theorie nach Vertreter des ganzen Landes ist. „Für ein ganzes großes Land mit der ungeheuren Mannigfaltigkeit seiner Verhältnisse kann kein Einzelner als völlig sachverständiger Vertreter sich ausgeben. Nur zufällig ist es, wenn die Capacitäten einer solchen Vertretung sich ergänzen, es könnte dieß nur von einem die Wahlen beherrschenden Willen, einer Parthei oder einer Regierung erreicht werden. So lange jeder Abgeordneter das ganze Land oder Volk vertritt, ist er ein Vertreter dessen, was er nicht versteht. Jede solche Versammlung wird sich daher leicht dahin wenden, wo die Meisten ihre Sphäre finden, zu den allgemeinen Begriffen, den Abstractionen, den Schemen, die an sich keinen sicheren Inhalt haben.

Begriffe wie: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, werden als Schlagwörter die große Zahl um sich sammeln, es wird bald auf dem Gebiete der Finanzhaushaltung, bald auf dem der Rechtsverwaltung, bald auf einem dritten oder vierten ein concreter Inhalt sich ergeben, und wie ein Eldorado der Freiheit wird jetzt dieses, jetzt jenes Recht alle Gemüther in einen lechzenden, leidenschaftlichen Zustand versetzen. Auch der Wähler wird sich diese Seuche bald bemächtigen, und sie werden dahin ihre Stimme lenken, wo diesem Durste seine Befriedigung versprochen wird. . . . ."

Wie dachte er sich demnach die Gestaltung einer naturgemäßen Vertretung des Volks, welche er ebenso sehr wie der Liberalismus als eine nothwendige Ergänzung und Beschränkung des Königthums ansah? Die Vertretung soll hervorgehen aus der wirklichen Gliederung des Volks, nicht aus den längst nicht mehr dominirenden drei alten Ständen, sondern aus der viel größeren Mannigfaltigkeit der Stände des gegenwärtigen Volksganzen.

Diese Stände, die wahre Gliederung des Volks zu erkennen, ist also die nächste Aufgabe. Die Herstellung einer naturgemäßen Verfassung berührt sich damit von selbst mit der socialen Frage, deren Vordrängen in der neueren Zeit als ein Krieg des „vierten Standes" gegen die höheren „die schrecklichste Gefahr ist, welche dem Culturstaat drohen kann." „Die Hunnen und Awaren, welche die römische Cultur zerstörten, sie hämmern und feilen, sie weben und spinnen, sie rasseln und sägen inmitten unserer Städte, und die Wolkensäule, die ihr Dasein ankündigt, ist die Rauchwolke über den Schornsteinen unserer Fabriken." Wie wenig das Vorhandensein einer modernen Constitution auch solche Gefahren zu beschwören vermag, wird zu verstehen gegeben. Natürlich noch weniger als die alten nicht mehr vorhandenen Stände können die nach dem falschen socialen Princip aufgestellten, wie Grundbesitz, „Bourgeoisie" (Besitzer des beweglichen Eigenthums) und Arbeiter, welche ja nur um die ersteren zu vernichten aufgestellt sind, einen Maßstab geben.

„Wie nun sind die wahren Stände zu finden? Nur in den Berufsarten, in den Erwerbszweigen, in dem Verhalten der Menschen zum Stoff der lebendigen Natur liegt hierzu das Princip." Die Bearbeiter des Bodens, Großgrundbesitzer und Bauern, die Verarbeiter der Producte, also Fabrikanten und Handwerker, die Vertauscher und Vermittler zwischen Abnehmer und Producenten, das ist der Kauf-

mannsstand, die Vertreter der veredelnden und vergeistigenden Arbeit, d. h. der Kunst und Wissenschaft, werden als solche Glieder des Volksganzen, deren ungefähr siebenzehn gezählt werden, aufgeführt. Die Kirche in ihrer Selbständigkeit muß ihren eigenen vertretenden Körper haben, dort ist der Platz ihrer Vertreter. Die Beamten alle haben ihren Antheil an der Gesetzgebung und Einwirkung auf das öffentliche Staatsleben, sie vertreten den Staat und seine Leitung beständig, das Heer aber zu Land und zu Wasser soll mit den Fragen der Politik unverworren zu Schutz und Trutz bereit stehen. Also aus diesen Ständen könnten nur etwa Sachverständige zu vorberathenden Commissionen der Vertretung gezogen werden. Das Hauptprincip bei der Wahl ist nun, daß die wahren Stände, jeder nur aus sich, also in dem Umkreis, wo auch jedes tüchtige Mitglied das beste Urtheil über die Geeignetsten hat, zu wählen hätten. „Wenn irgend wo, so wäre in einem so gewählten Landtage das Volk vertreten." —

Aehnliche Gedanken sind auch sonst gerade in jener Zeit laut geworden, ein Beweis, wie diese Lösung, als die Unzulänglichkeit des Bestehenden recht in die Augen trat, sich denkenden Männern darbot. Als Hoffmann einmal dem Könige Friedrich Wilhelm IV. diese Idee von der rechten ständischen Verfassung auseinandersetzte, erwiderte dieser: „Warum haben Sie mir das nicht zehn Jahre früher sagen können."

Er war ja fern davon, zu hoffen, daß solche Veränderungen des staatlichen Organismus in der Gegenwart nahe Aussicht auf Verwirklichung hätten, aber er war der festen Ueberzeugung, daß in dieser Richtung die undeutschen vom Nachbarlande erborgten Grundsätze der Verfassung müßten früher oder später reformirt werden, und daß dann erst eine wahre Volksvertretung und ein naturgemäßes Zusammenwirken von König und Volk sich ergeben würde.

Da auch die politischen Gedanken eines mitten im Volksleben stehenden und wirkenden Mannes, wenn sie selbsterzeugte, in sich geschlossene sind, mit zu seinem Charakterbild in unserer Zeit gehören, sind dieselben hier wiedergegeben worden, um so mehr, da wir dem geschilderten Leben bis zu der Schwelle gefolgt sind, von der aus Deutschland in die neuen großen politischen Bewegungen eintrat, welche auch den Mann der Kirche vor neue und umfassende Aufgaben stellten.

Die letzte Lebensperiode.

Das letzte Jahrzehnt des zu beschreibenden Lebens umfaßt die denkwürdige Epoche unserer vaterländischen Geschichte, in welcher durch preußische und durch deutsche Waffen in drei blutigen Kriegen von wachsender Dimension gewonnen wurde, was die Väter nach den schweren Opfern der Befreiungskämpfe hatten unvollendet lassen müssen, was von da an so lange vergeblich erträumt, ersehnt, auch in den wüsten Zeiten der Revolutionsjahre edleren Geistern vorgeschwebt hatte, was als Gegenstand unbefriedigten Begehrens, als geheimste Wurzel des Mißvergnügens wie ein lähmender Druck auf der an edlen Bestrebungen so reichen Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten lastete. Dieses Jahrzehnt brachte die Bewährung deutscher Macht und Selbständigkeit, die Aufhebung des ganz Deutschland spaltenden Dualismus, endlich die Herstellung eines deutschen Reiches in geschlossener Kraft, wie es dieselbe seit Jahrhunderten auch in früheren Zeiten seines Bestandes nicht mehr besessen hatte. Wer wie Hoffmann im Jahre der Auflösung des deutschen Reiches geboren war und von jeher mit lebendigster Theilnahme des Herzens die politischen Geschicke seines Volkes begleitet hatte, dem standen diese Erlebnisse, die zur Herstellung deutscher Einheit führten, wie eine große Erfüllung vor Augen.

Es darf nicht befremdlich scheinen, daß diese nationalen und kriegerischen Ereignisse hier in den Vordergrund gestellt werden in dem Leben eines Geistlichen, dessen Amt seinen stillen Gang geht wie in Kriegs- so in Friedenszeiten, und eines Kirchenmannes, welcher doch nicht in die politischen Bewegungen einzugreifen hatte. Denn in der That übte die Ausweitung der preußischen Herrschaft über neue evangelische Ländergebiete und der Kampf des Reiches wie des an seiner Spitze stehenden preußischen Staates mit den politischen Ansprüchen der römischen Kirche eine so starke, tief-

greifende Wirkung auf die evangelische Landeskirche, daß sich allenthalben neue Aufgaben und Kämpfe für die Kirchenleitung ergaben und auch die früheren in neuer Gestalt sich aufdrängten. Außerdem hatte Hoffmann auch für seine Person schon so lange her gerade auf die Durchdringung der nationalen Gedanken mit den höheren Gedanken des Evangeliums und des Reiches Gottes durch Wort und Schrift hinzuarbeiten versucht, daß er jetzt unter dem erhebenden Eindruck der wahren „neuen Aera", in welche Preußen und Deutschland sich erhob, diese Arbeit in umfassenderer Weise als bisher wieder aufzunehmen sich berufen fühlte. Seine Mitarbeit am Kirchenregiment und die schriftstellerische Thätigkeit, die ihn bis zu seinem Ende, man möchte sagen mit einer sich steigernden Rastlosigkeit weiter trieb, trugen die Signatur der großen Zeit, und auch das stillere Werk des Predigers und Seelsorgers wurde ja in jenen Tagen vor und während der blutigen Kämpfe um des Vaterlandes ganzen Bestand von dem starken Wellenschlage, der durch alle Gemüther des Volkes ging, mit bewegt und geleitet.

Werfen wir, ehe wir von diesen Aufgaben und Arbeiten reden, wieder einen Blick auf das Erleben im engeren Kreise des Hauses und der Familie.

Im Jahre 1864 schloß sich die tiefe schmerzliche Lücke, welche der Tod gerissen, durch Hoffmanns Ehebund mit Pauline, Gräfin von Görlitz, Tochter des weiland Königlich Württembergischen Kammerherrn und Stallmeisters Grafen von Görlitz. Ihr Großvater war jener Graf Görlitz, von welchem Hoffmanns Vater das Gut Kornthal zur Anlegung der von ihm gegründeten Gemeinde gekauft hatte. Die civile und kirchliche Trauung fand in Amsterdam statt, wo der Stiefvater der Braut, der Kaiserlich russische Generalconsul v. Stoffregen, Bruder von Hoffmanns zweiter Gattin, seinen Sitz hatte. Ich verzichte darauf, das reiche und glückliche Familienleben, das Hoffmann noch neun Jahre geschenkt war, zu schildern, da ich nur früher Gesagtes wiederholen könnte, und überhaupt die eingehendere Zeichnung des Familienlebens, so reich auch die Erinnerungen an dasselbe für alle Miterlebenden sind, nicht im Plane dieser biographischen Darstellung liegt.

Im Jahre 1865 trat Hoffmann nach fünfzehn Jahren, zum ersten mal wieder seit er Basel verlassen, in die Mitte der in Basel zum Feste versammelten Missionsgemeinde. Es war das Fest des fünf-

zigjährigen Jubiläums der Basler Missionsgesellschaft. Welche Freude war es für ihn, hier wieder einmal unter seinen alten Basler und Württemberger Freunden zu stehen, welche diesmal besonders zahlreich zusammengeströmt waren, er in viel rüstigerer Kraft als damals, als er das Steuerruder des Missionsschiffes aus kraftlosen Händen gab. Er stand nun nahe der Schwelle der sechziger Jahre, von denen er oftmals bei seiner Neigung zu medicinischer Selbstbeobachtung behauptet hatte, daß sie für ihn kritisch sein werden, aber noch war auch jene leisere Abnahme der körperlichen Kraft und geistigen Frische, die sich auf dieser Stufe oft zu erkennen giebt, an ihm auch für die näher Stehenden nicht bemerkbar. Nicht mit leeren Händen hatte er zum Jubiläum der Anstalt kommen wollen, an die er ein gutes Theil seiner Lebensarbeit gesetzt. Nach seinem Grundsatz, daß jeder evangelische Christ für diese Sache zur Hülfe berufen sei, hatte er sich an die evangelischen Fürsten Deutschlands gewendet und legte als Gruß eine schöne Gabe aus deren Händen, vor allem von dem preußischen Königspaar, vor die Festversammlung. Das Missionswerk war inzwischen unter der Leitung von Josenhans, dem noch mehrere der früheren Comiteemitglieder aus Hoffmanns Zeit zur Seite standen, bedeutend gewachsen. Daß Hoffmann in den fünfzehn Jahren seit seinem Abschied mit dem Fortgang dieses Werks bis ins Einzelne auf dem Laufenden blieb, verdankte er der rührenden, unermüdlichen Treue eines Freundes, des Secretärs Pfarrer Emanuel Burkhardt in Basel, welcher zuerst monatlich, später aber vierteljährlich ihm über alle Beschlüsse und Fortschritte ausführliche Mittheilungen machte. Fast beschämt sah er diesem alten aufopfernden Freund ins Auge, denn es war diesem ergangen wie anderen Freunden. Er hatte selten ein Wort der Erwiederung für seinen Liebesdienst empfangen. Denn an dem brieflichen Verkehr mit Freunden hatte Hoffmanns Zeit und Arbeitskraft ihre Grenze, was er nicht selten wehmüthig empfand, ohne es aber ändern zu können.

Ich kann hier auch nicht übergehen zu erwähnen, daß im Frühling des folgenden Jahres der Schreiber dieses Lebensbildes, bis dahin als Mitglied des Domcandidatenstifts und zuletzt als Inspector desselben in unmittelbarer Nähe des Vaters, durch die Berufung zum Pfarrer der deutschen Gemeinde in Jerusalem in die Ferne geführt wurde.

Hoffmann stand fast von Anfang seiner Berliner Wirksamkeit als Präsident des von Divisionsprediger Fr. Strauß ins Leben gerufenen Jerusalemsvereins in specieller Verbindung mit dem Missionswerk im heiligen Lande, und half gerne dieses beschränktere aber einzigartige Missionsgebiet pflegen, nachdem er von dem größeren zurückgetreten war. Ueberdem hatte er für Jerusalem längst noch einen besonderen Missionsplan in Bereitschaft.

Die Schwierigkeit in den Heidenländern selbst Nationalgehülfen zu erziehen, hatte auch in Basel zu Versuchen geführt, taugliche Bekehrte aus den Heiden nach Europa kommen zu lassen und hier auszubilden. Aber auch dieß, nicht am wenigsten der Climawechsel für Neger und Hindus, war gefahrvoll. Hoffmann kam auf den Gedanken, daß die Stadt, von der aus das Evangelium seinen Lauf durch die Welt begonnen hatte, auch jetzt noch durch ihre mittlere Lage wie durch vieles Andere sich eignen würde, das Centrum evangelischer Missionsinstitute für Ausbildung von Nationalgehülfen zu sein. Er dachte sich aber dieses Unternehmen nicht als das Werk einer einzelnen Missionsgesellschaft, sondern als eine vereinigte Unternehmung, wo Deutsche, Engländer u. A. zusammenwirken sollten, eine Art von Gegenstück der Propaganda in Rom in evangelischem Geiste. Das Bisthum in Jerusalem bot sich dafür als natürlichster Anhaltspunkt dar, ja dieser Missionsplan war geeignet, ihm erst die volle Bedeutung zu geben, die es bisher nur durch die Persönlichkeit der Träger des Amtes haben konnte.

Als der Schreiber dieses vor seiner Abreise nach Jerusalem einige Monate in England zubrachte, nahm er auch den Auftrag mit, dem alten Freunde des Vaters Henry Venn diesen Plan nahe zu legen. Venn hatte manche triftige Gründe dagegen geltend zu machen, so empfänglich er für solche Ideen christlicher Weitherzigkeit war. Hoffmann wußte auch selbst gut genug, daß in unseren kirchlichen und geistigen Zuständen solche Pläne, welche das praktische Zusammenwirken verschiedener evangelischer Kirchen und Nationalitäten fordern, noch in sehr ferner Aussicht stehen. Das hielt ihn aber nie ab, alle dargebotenen Gelegenheiten zu benützen, um solche Gedanken der Möglichkeit ihrer Ausführung etwas näher zu rücken.

Kehren wir nun zu den Ereignissen zurück, welche in jenen Jahren Deutschland in Spannung hielten. Der erste Flügelschlag

des preußischen Adlers, der Krieg gegen Dänemark brachte nach langem Frieden die glänzende Bewährung preußischer Heerestüchtigkeit, zeigte zum erstenmal Deutschlands Hauptmächte in einem siegreichen Zusammenwirken nach außen, welches nicht nur den von keinem Recht gestützten Trotz des viel kleineren Gegners überwand und ein altes Unrecht sühnte, sondern vor allem den in den Zeiten der deutschen Spaltung immer irgendwie fühlbaren einengenden Bann der benachbarten Großmächte durchbrach. Aus diesem Krieg ging bald der andere hervor, welcher von Preußen fast allein gegen das doppelt so große Oestereich und die Mächtigsten unter den Bundesstaaten geführt, ein Existenzkampf wurde, der die Entscheidung über Preußens und Deutschlands Zukunft in seinem Schooße trug. Wir reden nicht von der tiefen Erregung der Gemüther, welche alle ergriff, von der erhöhten Thätigkeit im geistlichen Beruf, als die Schaaren der ausziehenden Krieger und der daheim für das Leben der Kämpfer Betenden die Gotteshäuser füllten, zu welcher auch Hoffmann in einem Hirtenbriefe seine geistlichen Amtsgenossen aufrief, noch auch von der seelsorgerlichen Arbeit, als zu den Wunden und Nöthen des Kriegs die verheerende Seuche hinzutrat, denn dadurch wurden Alle gemeinsam betroffen und getrieben. Aber in besonderer Weise wurden in diesem Entscheidungskampf der zertrennten Glieder eines Volkes gegeneinander diejenigen bewegt, welche wie Hoffmann ihr ursprüngliches Heimathland und dasjenige, welchem sie jetzt mit ganzer Seele angehörten, im Kriege sich gegenüberstehen sahen. Die älteste Tochter wohnte im Feindesland, auf dem unheimlichen Grund zwischen sich bekämpfenden Heeren, welche in nächster Nähe bei Aschaffenburg aufeinander stießen. Von Süddeutschland, besonders aus der alten Heimath kamen die Appellationen an sein Gewissen, die Mahnungen an die Pflicht, dem König von Preußen sein Unrecht vorzuhalten. „Ich bin," so schreibt er im folgenden Jahre, „in Briefen aus andern Theilen Deutschlands über die Politik der Preußischen Regierung zur Rechenschaft gezogen worden, als wäre sie mein eigenstes Werk, ich bin über Krieg und Kriegsrüstungen, über Frieden und Friedensbedingungen, denen allen ich so fern stand, wie die Schreiber der Briefe, vor den ewigen Gerichtshof Gottes gerufen worden, ich habe mit meinen Amtsgenossen den Strom von verurtheilenden, höhnenden und bitteren Reden über mich ergehen lassen müssen, der uns als

falsche Propheten, als zur Unzeit Schweigende, ja als solche brandmarken wollten, die den Dolch eingesegnet, welchen der Räuber in das Herz seines Opfers stoße, und zwar das Alles wegen der öffentlichen Gebete, die wir angerathen und deren Abhaltung wir geordnet und selbst mit vollzogen haben."

Noch näher als solche erregte Stimmen mußte es ihn berühren, daß manche seiner ältesten Freunde, deren Aufrichtigkeit er wie seine eigene kannte, auf der Seite der Verurtheiler Preußens, als Urhebers des Krieges standen, darunter Prälat Kapff, welcher in früheren Zeiten, als dieß in Württemberg eine sehr undankbare Aufgabe war, auch in der Kammer nicht nur wie immer seine christliche Ueberzeugung, sondern auch seine Sympathie für das evangelische Preußen offen vertreten hatte. Solche Freunde zu überzeugen lag Hoffmann sehr am Herzen, und es entspann sich daraus ein Briefwechsel, welcher recht lebendig in die damalige Bewegung der Geister und Gemüther hineinsehen läßt, aber wegen der vielen persönlichen Bezüge auf die politischen Persönlichkeiten der Zeit nicht zur Mittheilung geeignet ist. Nur ein Brief vom 5. November 1866 an Zeller in Winnenden, von dessen Widerspruch gegen Preußens Vorgehen er gleichfalls gehört, kann hier Platz finden:

„Dein Geburtstag ruft mir zu, nicht länger den innigsten Dank für deine liebe Erinnerungsgabe in der neuen Ausgabe deiner köstlichen Lieder des Leids aufzuschieben. Nimm ihn, so spät wie er kommt, freundlich an und mit ihm die innigsten Segenswünsche zu morgen. Ich werde im Geiste bei dir sein und deine liebe, für so Viele segensreiche Hand drücken. Wie gerne möchte ich auch in deine Augen sehen und dich mit so innigen Segensworten anreden. Wie viel habe ich dir nun schon seit achtunddreißig Jahren zu danken und wie danke ich mit dir dem Herrn, der uns nun in's höhere Alter, in die Sechziger hat vorrücken lassen und uns dabei die Frische und Kraft Leibes und der Seele erhalten hat. Und welche wunderbaren Dinge haben wir wie in der Jugend so im Alter erlebt. Freilich die Betrachtungsweise derselben ist in Nord und Süd bis jetzt noch sehr verschieden. Ich kann mir nicht denken, daß deine Ansicht nicht höher stehe, als die der Vielen, welche in Württemberg keine andere Erklärung des gewaltigen Umschwungs zu finden wissen, als nur Preußens Ehrgeiz, Ländergier, Raub und Ueberfall. Wem wird es einfallen, an unsere

Staatsmänner den Maßstab der Bergpredigt zu halten, der nur in der Gemeinschaft wiedergeborner Christen möglich ist, nicht einmal im Verhalten der wahren Christen zur Welt, noch weniger wo Welt gegen Welt steht. Aber das gemeine Recht des ehrlichen Mannes ist von Preußen nicht verletzt worden, auch nicht das deutsche Bundesrecht, so lange der Bund noch wirklich bestand. Was wir vor uns haben, ist die endlich möglich gewordene aber nothwendige Antwort auf die Lüge der Metternich-Talleyrandschen Politik von 1815 in Betreff Deutschlands. Ich bin der guten Zuversicht, daß in wenigen Jahren man die Sachlage selbst und die Geschichte, die zu ihr geführt hat, auch in Württemberg anders ansehen wird als jetzt. — Schmerzliche Risse sind allerdings nöthig geworden in Hannover, in Nassau, in Frankfurt, aber sie waren nicht zu vermeiden und zwar durch die Schuld derer, die am stärksten davon betroffen worden sind. Daß man auch unser christliches und religiöses Wesen hier, und uns selbst, besonders die Hofprediger des Königs, mit frecher Verläumdung öffentlich angeklagt hat, das that mir wehe, nicht für mich, aber für mein liebes Heimathland, aus welchem diese Stimmen am stärksten kamen. — Doch unsre Aufgabe ist jetzt, durch Liebe zu erwiedern, was an uns gefehlt worden. Möge recht bald die herzliche Eintracht wieder hergestellt und möge unser Deutschland werden, was es sein soll, das schlagende Herz der Christenheit, das starke Herz Europas.

Wir haben jetzt Demuth und stille Einkehr bei unabläßiger Arbeit nöthig, auch die Freiheit der Kirche in ganz Deutschland muß eine der Folgen dieses Kampfes sein."

Das Bewußtsein christlicher Gemeinschaft und tiefgegründeter Freundschaft haben auch diese damals so einschneidenden Differenzen nicht aufheben können, aber um so erfreulicher war es mit Freunden wie Kapff sich bald auch auf politischem Boden wieder Eins zu wissen, als derselbe es offen aussprach. „Meine Liebe zu Preußen ist jetzt, nachdem ich den ganzen Zusammenhang der Preußischen Politik überblicke, stärker als je."

Die tiefste religiöse Bedeutung dieser neuen deutschen Entwicklung faßte Hoffmann in die Worte, mit denen er die Eröffnungspredigt des ersten deutschen Reichstages im Februar 1867 beschloß:

„Ich rede aus dem Herzschlag der deutschen Geschichte heraus,

wenn ich sage: Kein Bund wird in Deutschland die Stürme der Jahrhunderte bestehen, der nicht seine Wurzeln in Gott durch Jesum Christum schlägt. Mögen Zeiten der Erkaltung und Verwirrung kommen, mag auch jetzt die Liebe in Vielen erkaltet, der Glaube zum glimmenden Funken herabgebrannt, ja in Tausenden erloschen sein: das deutsche Volk ist zum deutschen Volke durch die Kraft des Namens Jesu Christi geworden und es kann und wird von der Kraft dieses Namens nicht lassen. Darum, ihr Erwählten des deutschen Volks, gebe Euch Gott, daß ihr dieses innerste Bedürfniß deutscher Nation nicht mißachtet! Ob auch kirchlich gespalten, ob auch in wichtigen Fragen des ewigen Heils nicht einig, ob auch vielfach im tiefsten Herzen krank: das deutsche Volk wird immer auf den Fels seines Heils, auf Jesum Christum, den menschgewordenen Sohn Gottes, zurückkehren müssen und nur auf ihn kann es seine Wohnung sturmfest bauen. Eintracht macht stark, aber die Einmüthigkeit ist nur da möglich, wo ein unverrücklicher Mittelpunkt, der ewige Fels des Heils, alle zerstreuenden Mächte durch die Kraft seiner Anziehung überwindet."

Die Gedanken über Deutschland und des deutschen Volkes Bestimmung, welche ihn schon lange bewegt, und welche Hoffmann auf verschiedenen Wegen auch öffentlich ausgesprochen, zuletzt in der von ihm herausgegebenen, seit 1864 aber eingegangenen „Posaune Deutschlands", wurden unter den Eindrücken und Erlebnissen der neuen Zeit mächtiger erregt, er suchte ihnen noch tiefer nachzugehen in der Geschichte und sah sich bewogen, das Ergebniß derselben in einer größeren Schrift niederzulegen, welche der vollste und lebendigste Ausdruck des geistigen Antheils ist, den er an der kirchlichen und politischen Entwicklung seines Volks genommen hat. Der Titel lautet: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes." Die vielen Angriffe und aufgedrungenen Rechtfertigungen wegen Preußens Handeln im Jahre 1866 wirkten mit, ihn zu dieser Veröffentlichung zu bestimmen,. auch war er der Ansicht, daß er als evangelischer Mann dieses Feld, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, nicht den katholischen Bischöfen wie Martin und Ketteler allein zu überlassen brauche. Die ganze Darstellung ist ebenso sehr eine politische als eine kirchliche, denn sie geht von der Voraussetzung aus, daß Staat und Kirche in steter Wechselbeziehung stehende Factoren des Reiches Gottes sind. Diese

Wechselwirkung aber wird in ihrer Tiefe gefaßt, nicht nur als ein sich gegeneinander Abgränzen oder in einander Uebergreifen. — „Die Kirche in ihrer äußeren Gestalt, sobald sie aufhörte eine Conföderation von Gemeinden zu sein, ein organisirter Inbegriff der Christenheit zu werden anfing, kommt vom Staate her. — Das römische Reich wurde in der Kirche in höherer Stufe wiederholt, freilich bei ihrer geistigen Natur zugleich in ihrem innersten Wesen widersprechender auf die Dauer unmöglicher Weise, aber eben um ihrer Geistigkeit willen schuf sie einen mehr durchgreifenden Organismus, dem die rohern Massen der Nation kein so ungefüger Baustoff waren, wie dem politischen Kaiserreiche. — Gerade diese Organisationskraft, die sie an den Nationen übte, wirkte wieder auf den Staat und seine Gliederung und Ausgestaltung zurück, sie gab ihm wieder was sie von ihm empfangen. Diese Bewegungen, der nie gelingende Versuch, Staat und Kirche zu verschmelzen, gehen durch das Mittelalter hindurch, nationale Königthümer bilden sich heraus, bis erst das sechzehnte Jahrhundert mit der Reformation die entschiedene Umänderung bringt. — Die Kirche des Protestantismus war nicht mehr der nach Centralisation strebende geistliche Staat, sondern die Gemeinde oder Gemeinschaft der Gläubigen, die auf das erschlossene und verstandene Wort Gottes gestellt waren. Die Persönlichkeit, der Christenmensch in seiner Freiheit und Unabhängkeit, nur durch den ewigen Gott in Christo gebunden, war die herrschende Triebkraft in der evangelischen Kirche. — Diese verachtete, zersplitterte protestantische Kirche hat ein Werk gethan, so groß oder größer noch als das Werk des antiken Kaiserthums, das zuerst der Kirche seinen Typus aufdrückte. Durch die protestantische Kirche wurde der Staat protestantisirt. Die Staaten der Neuzeit tragen alle dasselbe beherrschende Lebensprincip in sich, auch die stärkste Macht der Centralisation konnte es nicht unterdrücken, nur aufhalten, das Princip der Nationalität und der Persönlichkeit. — So unsinnig die Behauptung ist, der Protestantismus sei die Revolution, wahr ist es, daß die übrigens aus vielen zusammen wirkenden Ursachen erzeugten Revolutionen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich einen wahren dem Protestantismus gleichfalls innewohnenden, ja in ihm centralen Gedanken ausgesprochen haben, das Recht der Persönlichkeit. — Nur aber vergesse man dem Protestantismus nicht, daß er nie und nir-

gends von einem absoluten Rechte der Persönlichkeit redet, sondern immer die aus dem Worte Gottes neu geschaffene, also die göttlich erleuchtete, erneuerte Persönlichkeit als die den Menschen gegenüber vollberechtigte, durch keine Auctorität, aber auch durch keine Majorität zu knechtende im Auge hat, also nicht die zufällige Persönlichkeit, nicht die willkürliche Eigenheit des Individuums ihm berechtigt und frei erscheint. — Das Christenthum in seiner evangelischen Gestalt hat dem Staate ein Leben eingeimpft, welches sich in seinen Bestrebungen nach richtiger Verfassung und nach gesunder Verwaltung unausbleiblich geltend macht. Es leuchtet ein, daß der Constitutionalismus in seinen gesunden, aber auch in seinen falschen Regungen und Fortschritten mit diesem Principe zusammenhängt. So viel soll daraus ersichtlich sein, daß Kirche und Staat einander tiefe und wichtige Einflüsse zusenden." — Wir fügen noch ein anderes wichtiges Wort hinzu: „Daß es ein Sieg der Wahrheit und der gesunden Bildung ist, wenn über den Polizeistaat hinaus zum Rechtsstaate fortgeschritten wird, bedarf in unsern Tagen keiner Auseinandersetzung mehr. Weniger dürfte sich die Behauptung der allgemeinen Zustimmung erfreuen, daß auch beim Rechtsstaat noch kein Stillstehen möglich sei, sondern der sittliche Staat erstrebt werden müsse, in welchem nicht nur die Rechtssphären jedes Standes, jeder Thätigkeit, jedes Individiums durch die Gesetze gesichert und abgegrenzt werden, sondern auch jedem die Anhaltspunkte zu seiner sittlichen und seiner ächt menschlichen Entwicklung durch die Gemeinschaft gewährt werden. Diese Forderung, vor deren Befriedigung eine Ruhe, nämlich die edle Ruhe des erreichten Zieles nicht eintreten darf, sie kommt aus dem Herzen der Kirche, aus dem Christenthum, welches seinen Bekennern die Bedürfnisse ihres sittlichen Wesens zum Bewußtsein bringt. Der oft aufgestellte und viel bekämpfte Begriff des christlichen Staates hat gerade hier seine volle Wahrheit. Es ist nicht der Staat, der von der Kirche und ihren Dogmen oder auch nur ihren Traditionen beherrscht und gefärbt wird, sondern der Staat, welcher aus derselben Quelle der Religion, des Glaubens, der Treue, der Erkenntniß der heiligen Liebe, des sittlichen Menschenlebens schöpft."

Diese einleitenden Gesichtspunkte sind hier darum etwas ausführlicher wiedergegeben, weil sie an einem Hauptgegensatz, der durch das geschichtliche Leben geht, am besten zeigen können, wie

der Verfasser die Geschichte im Lichte des Reiches Gottes versteht, nicht als ein Herausheben der Erscheinungen des religiösen Lebens aus dem Entwicklungsgang der Welt, sondern wieder als eine Darstellung aller der zusammenwirkenden Kräfte in der physischen Eigenthümlichkeit des Wohnplatzes, in der Naturanlage der Stämme und Völker, in der politischen Gestaltung, auf höchster Stufe in der christlichen Religion, in ihrem Hinstreben zu dem einen Ziel des Reiches Gottes, dem sie zu dienen bestimmt sind.

Der reiche Inhalt der Schrift läßt sich nur in den allgemeinsten Umrissen skizziren. Es sind nicht Gedanken über die Geschichte, sondern aus der Geschichte, und diese, die Geschichte Deutschlands, wird darin in ihren großen Zügen nach den leitenden Gesichtspunkten bis auf die Gegenwart verfolgt.

Die Vorausgestaltung der Geschichte des Landes in seiner geographischen Natur, ein so oft entwickelter Lieblingsgedanke, bildet auch hier den Rahmen. Durch die Zeit des mittelalterlichen Kaiserthums wird der Verwirklichung des Reichsgedankens nachgegangen, und der Kampf mit den Mächten, vor allem mit der Macht der Kirche, durch welche er schon mit bestimmt war und gegen die er sich zu behaupten hatte, dann das Hervortreten der individuellen Staatenbildungen, der Bruch mit der Einheitstendenz, die bis dahin vorgewaltet, ins Licht gestellt.

„Durch die Reformationsbewegung war dem spanisch-niederländischen, schon in seinem Ursprung undeutschen Kaiser Karl V. die große Frage vorgelegt, ob er dieses wahre, lebendige, der Kirche nie ganz fehlende, aber seit 500 Jahren nach seinem Recht ringende Princip erkennen werde, ob er den Strom lenken werde und zu einer befruchtenden Fluth machen. Die Entscheidung Karls V. fiel gegen die Reformation. Denen aber, welche damals die Reformation von sich gestoßen, die ganz Deutschland ergreifende Bewegung zur Hälfte erstickt, fällt die Schuld an der damit beginnenden tiefen Zerreißung Deutschlands zu. Es ist eine Schuld der katholischen Kirche am Christenthum, die sie immer noch wieder gut zu machen hat. Und der Name, an dem das Gedächtniß dieser Schuld haftet, ist der Karls des Fünften."

Auf die daran sich knüpfende Schilderung des Untergangs der deutschen Einheit, des dreißigjährigen Kriegs als Ende der eigentlichen Reichskraft folgt jene Darstellung des Dualismus zwischen dem

Deutschland und seinem wahren Beruf egoistisch sich entfremdenden österreichischen Herrscherhause und dem aufsteigenden Brandenburg unter den Hohenzollern. Es wird, das ist hervorstechend in der ganzen Darstellung, ein sittlich-geschichtlicher Maßstab nicht nur an die einzelnen leitenden Personen sondern noch mehr an die Ideen, deren Träger sie sind, an die Tendenzen, die ein ganzes Herrscherhaus, eine Nation in sich verkörpert hat, gelegt; das Zurückstoßen der dem höheren Ziel der Wahrheit entgegenführenden Entwicklungen, wie seitens der Habsburger das Verwerfen und die Unterdrückung der Reformation, wird als ein von da an fortwirkendes Gericht verfolgt, als ein Rechtsurtheil der Geschichte, durch welches sie, ihre Berufung verfehlend, auch ihrer Macht verlustig gehen mußten.

Je näher der Gegenwart, desto mehr breitet sich die Geschichtsdarstellung aus und wird besonders für die Zeit Friedrich Wilhelms IV. zu einer eingehenden, durch eigene Anschauung bereicherten, Darstellung dieses so verschieden beurtheilten Königslebens.

Die letzten Entscheidungskämpfe zwischen Preußen und Oesterreich endlich, welche gerade hier als das nothwendige Resultat eines von lange her ausgestalteten Zwiespaltes erscheinen, geben die Gelegenheit zu der eingehenden Rechtfertigung des politischen und sittlichen Rechtes auf preußischer Seite und zur Auseinandersetzung mit den Anklagen gegen den Sieger. —

Von hier ab wendet sich die Darstellung ausschließlich der religiösen Seite der deutschen Frage zu und wagt hier den kühneren Gang, nicht nur die bisherige Entwicklung zu beurtheilen, sondern auch vorauszuzeichnen, was werden soll. Sieht doch der Verfasser in dem neuesten Befreiungskrieg eben den Anstoß dazu, daß auch auf dem Boden der Kirche, deren Zerspaltung, zuerst von den Katholiken verschuldet, die Ursache alles politischen Unheils wurde, ein Neues entstehe. „Es bleibt dabei, daß, wenn Deutschlands Einheit eine dauernde und ins Mark des Volkes dringende werden soll, der alte Riß zwischen Protestanten und Katholiken der Heilung bedarf." — Hoffmann entwirft zuerst das Bild einer gemäßigten, der unvereinbaren Widersprüche mit dem Evangelium entledigten deutsch-nationalen katholischen Kirche. Eine solche katholische Kirche, wie sie ja der Altkatholicismus zum Theil anstrebt, sei fähig, eine Conföderation mit der evangelischen einzugehen. Er stellt dem

gegenüber die Zeichnung einer evangelischen Nationalkirche Deutschlands, in welcher die bischöfliche Verfassung, durch ausgebildete synodale Einrichtungen beschränkt, ihre Stellung hätte, in welcher die einzelnen Provinzen mit ihren Synoden, Consistorien, Bischöfen zu einem Ganzen sich zusammenschlössen. — Eine so gestaltete, auf sich gestellte Nationalkirche, in welcher der Landesherr nur mit beschränkteren Rechten eine Stellung hätte, hält er auch ihrerseits für stark genug, um mit der katholischen Schwesterkirche sich in bestimmten Grenzen auf den Boden gemeinsamen Wirkens zu stellen, und mit ihr durch ein Nationalconcil aller Bischöfe die deutsche Christenheit zu repräsentiren.

Auch wer diese Nationalkirche, aus dem Bedürfniß entworfen, sich die Hoffnung für eine neue Zukunft der Kirche in Deutschland plastisch zu gestalten, nur für ein kühnes Phantasiegemälde ansieht, wird darum nicht weniger von dem reichen geschichtlichen Inhalt und den fruchtbaren aus der Vergangenheit gezogenen Lehren dieser Schrift zu lernen haben, wie sie denn auch in vielen Theilen ein recht charakteristischer Ausdruck von Hoffmanns warmer, lebendiger, nach rechts und links mit gleich persönlicher Entschiedenheit sich aussprechender Ueberzeugung ist. Wir beschließen diese Skizzirung mit dem schönen zusammenfassenden Schlußwort.

„Das ist das Wesen des Reiches Gottes, daß es, in der gottgeschaffenen sinnlichen Wirklichkeit wurzelnd, diese geistig durchhaucht und emporhebt und verklärt in das Himmlische und Ewige. Der Staat, seine Ordnung in den Ständen, die Arbeit an der Natur, die Veredlung des Planeten durch den Menschen, das Gewerbe und der Handel, die Familie vom Staat geschirmt und wieder seine lebendige Wurzel, die Kirche, die zeitlich werdende Erscheinung der Religion, die das feuerflüssige Gestein, den von der heiligen Flamme der Gottesliebe und Gottesoffenbarung geschmolzenen Fels der menschlichen Naturart in feste Gebilde gestaltet, die Wissenschaft, welche beiden entstammend auch beide zur wachsenden Erkenntniß bringt, die der Natur, der Geschichte, dem Geiste ihre Gesetze abgewinnt und sie als Gesetze des ewigen Gotteswillens, als Gesetze der Gnade erforscht, die in den festen Zügen des Erdangesichts den Schlüssel zur Geschichte der Völker und in dieser wieder das bewegliche Mienenspiel des uralten Antlitzes erkennt, die zugleich dem Culturmenschen den Herrscherstab über die Natur in die Hand legt, die

Kunst, die über die schroffe Wirklichkeit ihren versöhnenden Farbenbogen spannt und Herz und Blick und Willen emporführt zu der ewigen Lichtwelt, sie alle münden in den bewegten Strom des Gotteslebens auf Erden, sie schaffen aus der Nation ein Gottesvolk und aus den Nationen die Familie von Völkern, welche das Erdreich im Frieden besitzen. Dafür soll das deutsche Volk seine Arbeit thun, ernste, strenge, aber geweihte Arbeit, und so fest es weiß, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, so soll es auch die Gewißheit nie verlieren, daß jenes Reich in dieser Welt lebt und Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste ist und bleiben wird."

Als eine Ergänzung dieser Schrift fügte Hoffmann 1869 in gleicher historischer Behandlungsweise unter dem Titel „Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte," eine Darstellung der Beziehungen Deutschlands zu den übrigen europäischen Mächten hinzu, welche bei ihrer durchgängigen Verwandtschaft mit der ersteren hier nicht mehr für sich charakterisirt zu werden braucht.

Um dieselbe Zeit erschien ein anderes Buch, welches gleichfalls die Geschichte der deutschen Vergangenheit und Gegenwart beleuchtete, um für die Aufgaben der Zukunft das Ergebniß zu ziehen, „Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls, von Christoph Hoffmann." Man könnte dasselbe wohl auch eine Geschichtsdarstellung im Lichte des Reiches Gottes nennen. Aber während man Wilhelm Hoffmanns schwungvolle und phantasiereiche Darstellung eines zu großen Optimismus geziehen hat, so könnte die nicht minder geistreiche und gedankenreiche Art, wie Christoph die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte eingehend nach ihrem geistigen Charakter zu schildern verstand, als ein musterhaftes Beispiel pessimistischer Geschichtsschreibung gelten, wenn diese beiden Worte nicht den Unterschied zu einseitig bezeichneten. In der Schrift Wilhelm Hoffmanns sind auch die Irrgänge des deutschen Volkes, seine alten und neuen Schäden deutlich genug gezeichnet, aber die in ihm als vorhanden erkannten und verfolgten Kräfte des Reiches Gottes weben sich zu einem verheißungsvolleren Zukunftsgemälde zusammen, das dem deutschen Volke als sein Ziel vor Augen gestellt wird, der deutsche Aufschwung des Jahres 1866 wird als versprechender Anfang einer neuen Zeit auch für die Kirche erhofft. Die Geschichte des Abfalls von Christoph Hoffmann dagegen stellt in dem vorwiegend dunklen

Gemälde geistiger Abwendung von den ewigen Zielen der Menschheit nicht minder auch die helleren Züge geistiger Erhebung ins Licht, aber nur um zu zeigen, wie sie alle selbst nur dem wachsenden Verderben Frucht bringen müssen, zu dessen Zeichen auch der Bruderkrieg gehört, dessen Rechtmäßigkeit, ohne gerade auf Oesterreichs Seite zu treten, mit Entschiedenheit angefochten wird.

Diese beiden Schriften sind das Denkmal der so verschiedenen geistigen Wege, welche zwei Brüder gegangen sind, die doch eins waren in dem letzten Ziel ihres Denkens und Strebens. Es ist nicht wohl möglich, das Lebensbild Wilhelm Hoffmanns auszuführen, ohne wenigstens kurz auch des ihn überlebenden räumlich und geistig so ganz andere Bahnen einschlagenden Bruders zu erwähnen, von dessen Zusammensein mit dem älteren Bruder in Heumaden früher erzählt wurde.

Christoph Hoffmann war niemals in den activen Kirchendienst getreten, sondern hatte sich mit den Gebrüdern Paulus zur Leitung eines Erziehungsinstituts vereinigt und trat im Jahre 1845, als der Hegelianer Fr. Vischer, Professor in Tübingen, dem Christenthum und dem Pietismus den Krieg erklärte, in Schriften als Vertheidiger des christlichen Glaubens und noch mehr als scharfer Angreifer gegen den Widersacher auf. Dieß führte in demselben Jahre zu der Gründung des von ihm mit Ph. und J. Paulus herausgegebenen religiöspolitischen Wochenblattes „die süddeutsche Warte." Um dieses neue Organ sammelte sich, wie er selbst sagt, der aufgewecktere Theil der Pietisten und kirchlich Gesinnten; welcher das Bedürfniß einer geistigen Erhebung und Erneuerung der eigenen Parthei einigermaßen fühlte. Während der ältere Bruder mit der früher erwähnten Schrift gegen Strauß Leben Jesu auftrat, stand der Jüngere dem Dr. Strauß im Jahre 1848 in Ludwigsburg im Wahlkampf für das Reichsparlament gegenüber, und ging aus demselben als Sieger hervor. Aber gerade die Eindrücke des Frankfurter Reichtages, die dort herrschende Geistesverwirrung waren es, die seinem späteren Leben die entscheidende Wendung gaben. „Daß die Lösung aller Räthsel, die Heilung der geistigen Zerrüttung und der aus ihr entsprungenen socialen Mißstände nur im Christenthum zu suchen sei, war ihm aus persönlicher Erfahrung voraus gewiß. Aber daß das Christenthum in der Entartung, welcher es in der katholischen und protestantischen Kirche anheim gefallen war, dieser Aufgabe nicht entspreche, das erkannte er aus der damaligen Lage der

Dinge selbst. Er konnte daher unmöglich sich der clericalen Parthei, weder der römischen, noch der protestantischen anschließen, sondern mußte in den Urquellen und in der Geschichte des Christenthums nach den Ursachen der Entartung und nach dem ursprünglichen Sinn und Wesen des Christenthums forschen. Das Ergebniß dieser Forschung sprach er in einer eigenen Schrift dahin aus, „daß die Heilung der Völkerkrankheit im Bau des Tempels, d. h. in der Bildung einer unabhängig von den bestehenden Kirchen auf rein christlicher Grundlage organisirten Gesellschaft, ähnlich der ersten Christengemeinde, also auf der Sammlung des Volkes Gottes beruhe." Diese Anführung seiner eigenen Worte reicht freilich nicht hin, um seine Ideen völlig zu beurtheilen, und sie können auch hier nicht eingehend auseinandergesetzt werden. Ich hebe nur hervor, daß es auf eine sociale Gestaltung des ganzen Lebens nach dem Worte Gottes abgesehen war, welche er nicht als die letzte Frucht aller Entwicklung, sondern als die erste Aufgabe des Christenthums und darum der Kirche betrachtet. Deshalb weil die Kirche diese Aufgabe nicht erfüllt, sich mit der Annahme von Glaubenssätzen, mit einer gewissen sittlichen und religiösen Einwirkung auf den Einzelnen, die ohne Neugestaltung des Ganzen gar nicht zum Ziele führt, begnügt, ist sie auch die erste und verantwortlichste Urheberin alles Verderbens. Diesen Maßstab legte er mit der ihm eigenen Schärfe an alle kirchlichen Bestände und Bestrebungen, wie auch an die Glaubenslehren der Kirche an. Eine solche Position mußte nothwendig die Pflicht auferlegen, diese sociale Neugestaltung nach dem wahren Geist des Christenthums nun auch selbst in die Hand zu nehmen, und dies führte zu der Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem, weil auf diesen Ort die heilige Schrift vorzüglich hinweise. Diese Wahl des Orts steht übrigens mit den Lehren der sogenannten Tempelgesellschaft, welche Christoph Hoffmann in den fünfziger Jahren begründete und später in Palästina versammelte, in keinem nothwendigen Zusammenhang, ist jedenfalls nicht das Wesentliche in der „Confession des Tempels."

Soviel dürfte genügen, um verständlich zu machen, wie weit die beiden Brüder, deren einer inmitten der kirchlichen Leitung einer großen Landeskirche stand, während der andere alle Arbeit in dem alten kirchlichen Bestand für fruchtlos ansah, von einander entfernt waren. Natürlich fehlte es nicht an Versuchen, sich zu

verständigen. „Kirche, Staat und Schule," schrieb Christoph 1855 beim Beginn seiner neuen Unternehmung, „habe ich kennen gelernt, und ich würde vorziehen, ein Bauer mit zehn Morgen Ackers zu werden und dabei ein freier Mann zu sein — wenn anders von Freiheit in einer verwesenden Gesellschaft die Rede sein könnte — als ein Glied in der Kette jener Institute zu sein, wo man zehn Uebel gut heißen muß, um dem elften zu steuern."

Die brüderliche Liebe konnte und wollte sich trotz aller Verschiedenheit nie verleugnen, wenn auch diese Verschiedenheit der Ueberzeugung in den tiefsten Fragen zu groß war, um nicht empfunden zu werden. Am besten giebt ein mir überlassener späterer Brief des Bruders Christoph an Wilhelm von 1872 dem Ausdruck, was sie trennte und was sie zusammenhielt.

„Deine Klage über die schlechte Anwendung, welche die Wortführer in Deutschland von den gewaltigen Ereignissen des vorigen Jahres machen und über die Zurückdrängung der Religion aus dem öffentlichen Leben kann ich ganz verstehen und in deine Seele mitfühlen, ob ich gleich über diese Erscheinungen nicht gerade mit dir trauern kann, theils weil ich sie nicht anders erwartete, theils weil ich sie als nothwendige Folgen der bestehenden Zustände, ja als nothwendige Vorbereitung einer besseren Zukunft erkenne. Ich habe in dieser Hinsicht im Jahre 1848 eine Schule durchmachen müssen, die mir bitter genug war, die aber für mich Früchte getragen hat und wie ich hoffe, auch noch für viel Andere solche tragen wird. Es hat allerdings theils in den besseren Zeiten des Mittelalters, theils auch in den von der Reformation gehobenen Völkern einige Verkörperung des Christenthums im Volksleben stattgefunden, sie war aber so unvollkommen, daß sie ungeachtet der Früchte, die sie in Einzelnen getragen hat, doch im Ganzen nur ein höchst mangelhafter Versuch, eine Vorstufe zu etwas Besserem genannt werden kann. Da aber die Trägerin dieser religiösen Gestaltung des Volkslebens, die Kirche, d. h. die Geistlichkeit und die von ihr zunächst beeinflußten Kreise das Gute, das sie empfangen hatte, im Ganzen und Großen nicht als Vorbereitung auf Besseres, sondern als Grund mit dem Vorhandenen zufrieden zu sein, also als Damm gegen die von Gott gewollte weitere Entwicklung angewendet hat, so wird nun an ihr das Gesetz vollzogen: Wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat. So

lange noch ein wenn auch noch so dürftiger Ueberrest der ehemaligen Verbindung des Volkslebens mit dem Christenthum aufrecht steht, so verschanzt sich hinter denselben die Abneigung gegen jene gründliche Neugestaltung, welche allein dem Bedürfniß der Zeit und dem Willen des Herrn entspricht. Thiersch ist der Meinung (die ich ihm auch eine Zeit lang nachgesprochen habe), daß die ersten Christen den Untergang des Tempels in Jerusalem und des daran geknüpften israelitischen Kultus und Volkslebens mit Schmerz und Trauer gesehen haben müssen. Daß aber dieß wenigstens bei dem Apostel Paulus nicht der Fall war, erhellt aus 1. Thessalonicher 2, 16. Aus ähnlichen Gründen kann ich die sogenannte Trennung des Staats von der Kirche, welche doch nur den Rest eines Schattens wegräumt, im Ganzen nur für eine der Entwicklung der Menschheit günstige Sache ansehen. Der Schaden, den dieser Gang der Dinge den Einzelnen zu drohen scheint, die noch einen Werth auf das Christenthum legen, ist nur scheinbar. In der That ist es ein Nutzen für sie, daß sie aus der Meinung schon Christen zu sein aufgeschreckt werden und in der Probe inne werden können, ob sie wirklich ein das ganze Leben beherrschendes Christenthum wollen oder nicht."

„Verzeih diese theologische Abhandlung, die nur den Zweck hat, dich über den Fall von Dingen zu trösten, die nicht mehr stehen können. Schon aus dem Grunde ist mir der Fortschritt in dieser Richtung willkommen, weil er die Differenz zwischen uns beseitigt. Denn darüber war ich nie im Zweifel, daß wir beide im Grunde dasselbe wollen; aber so lange der eine noch hoffen kann, das aufrecht zu halten, was der andere als hindernden Schutt baldmöglichst weggeräumt wünscht, so lange fehlt die Uebereinstimmung des Wirkens. Ich hoffe aber, daß durch die mächtige Wirkung des eigentlichen Geistes unsrer Zeit bald alle Hindernisse dieser Uebereinstimmung gehoben werden. — Jemehr der Feind in seiner wahren Gestalt erscheint, desto eher wird es gelingen, alle die aus der Wahrheit sind, zu einer Macht gegen ihn zu organisiren."

Wie sehr des älteren Bruders Ueberzeugung von der hier ausgesprochenen differirte, braucht hier nicht ausgeführt zu werden, da es aus der ganzen Darstellung seines Lebens erhellt, er war sich aber auch des Andern ebenso bewußt, bei einem Widerspruch, der in vieler Beziehung größer war als der seiner heftigsten Gegner

innerhalb der Kirche, daß sie „im Grunde beide dasselbe wollen," die Aufrichtung der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Reichs. So bot er denn auch gern die Hand, um den Colonisten im Osten durch Befürwortung der Sache bei dem Kaiser und den Ministern die Wege zu ebenen und freute sich der Fortschritte der Unternehmung, welche er für das heilige Land nur als eine segensreiche betrachten konnte.

Doch wir müssen von diesen geistigen Productionen und principiellen Auseinandersetzungen noch einmal den Blick herabwenden auf die zunächst beschränkteren Aufgaben der kirchlichen Lage, an denen Hoffmann darum nicht weniger reellen und praktischen Antheil nahm, weil das kühne Ideal einer Nationalkirche vor seinem Geiste schwebte. Hier galt es mühselige, Geduld fordernde Arbeit. Die Abhängigkeit aller kirchlichen Einrichtungen vom Cultusministerium zeigte sich in jener Zeit in ihrer ganzen Mißlichkeit. Preußen hatte glorreiche Kriege geführt, die neue Heeresverfassung war durchgesetzt, bewährt, nur die Synodalverfassung war immer noch im Werden, und die kleinsten Geldmittelchen waren dafür nicht zu haben. In der Zeit des Conflictes, der doch mit der Kirche zunächst gar nichts zu thun hatte, konnte der Minister mit der Forderung einer Abänderung der Gesetze und der nöthigen Geldmittel zur Einführung einer synodalen Ordnung nicht vor den Landtag treten. Nach 1864 war diese Schwierigkeit beseitigt und der Entwurf einer Provinzial-Synodalordnung wurde dem Minister vom Oberkirchenrath vorgelegt. Ich berichte das Weitere mit Hoffmanns eigenen Worten. „Der Minister (man erinnere sich, es war 1865 und denke an die damalige Partheistellung) wies den Entwurf zurück und legte einen wesentlich auf andern Grundsätzen ruhenden vor, 'der die Synode mehr nur zu einem erweiterten Anhängsel des Consistoriums machte, jeden Gedanken an eine künftige Landessynode beseitigte u. s. w., eine Verfassung, die Niemand in der Kirche befriedigt hätte. Aber der Staatsminister war nun einmal nicht zu umgehen, und der Ev. Oberkirchenrath verstand sich zu einem Compromiß."

„Als dieser keinen Theil recht befriedigende Entwurf durch alle Begutachtungen der Kreissynoden hindurch war, trat eine neue Wendung ein. Der Minister entwarf mit einem Mal eine von dem Compromiß-Entwurf abweichende viel liberalere Form (man denke abermals im Jahre 1868 an die Stellung der politischen

Parteien und an die Haltung der Regierung ihnen gegenüber). Es waren die neuen Provinzen inzwischen zum preußischen Staat hinzugekommen, und es war gegen den Rath des Evangelischen Oberkirchenrathes von einer Zuziehung der bisherigen Landeskirchen derselben zu der preußischen Landeskirche Abstand genommen und dem Minister der geistlichen Angelegenheiten die oberste Leitung derselben übertragen worden. Die Rücksicht auf diese, deren eine (Hannover) schon einen Verfassungsentwurf, vom dortigen Landtage angenommen, besaß, ließ den Minister möglichste Gleichförmigkeit zwischen der vorhandenen Ordnung und den zu schaffenden Ordnungen anstreben. Er mußte ja mit der hessischen und schleswig-holsteinischen Verfassung vor den Landtag treten und dahin trachten, die Entwürfe möglichst dem liberalen Geschmacke anzubequemen. So überholte er nun mit einem mal den ihm vorher weit vorausgeeilten Oberkirchenrath, dieser kehrte im Wesentlichen zu seinem ersten Entwurf, der ihm immer noch als das richtige Maaß erschien, zurück, welcher denn auch schließlich den außerordentlichen Provinzialsynoden des Jahres 1869 vorgelegt wurde."

Deutlicher noch als in diesen Worten spricht sich Hoffmann über diese Wandlungen und Schwankungen in einem Briefe an Kapff aus und verhehlt die Besorgniß nicht, daß staatlicherseits die Gefahr drohe, daß die unter den Minister gestellten neuen Provinzen auch auf die mühselig errungene bescheidene Kirchenfreiheit der alten eine schlimme Rückwirkung üben und auch diese wieder in das alte büreaukratische Verhältniß zurückgebracht werden sollten. Gerade in der Förderung dieser Sache der Kirchenverfassung, welche er als unerläßlich ansah, bewies Hoffmann, wie einer seiner Collegen im Oberkirchenrath dem Schreiber dieses schriftlich bezeugt hat, eine unermüdliche Ausdauer und Rührigkeit.

Zu gleicher Zeit führten auch die kirchlichen Verhältnisse der annectirten Provinzen, wie im Obigen erwähnt wurde, zu Verhandlungen zwischen dem Oberkirchenrath und der Staatsgewalt, an welchen Hoffmann sehr angelegentlichen Antheil nahm, und bei denen es sich um ein Mehreres handelte als etwa um den Wunsch der obersten Kirchenbehörde, ihr Gebiet erweitert zu sehen. Die Annexion von drei vorzugsweise evangelischen Ländergebieten Deutschlands, — Schleswig-Holstein im Norden, Hannover und Hessen-Nassau, der große Keil, welcher Preußens Hauptlande bisher von seinen

westlichen Provinzen trennte, im Westen, — hatte eine ganz neue kirchliche Lage geschaffen. Durch die Besitznahme dieser Länder war der König von Preußen auch in das kirchliche Oberhoheitsrecht über die Landeskirchen eingetreten, und es entstand von selbst die Frage, welche Stellung dieselben zu der preußischen Landeskirche einnehmen sollten.

Wenn sie dem Cultusminister als oberster kirchlicher Centralbehörde ganz unterstellt wurden, so fand hier ein Rückgang zu dem territorialistischen Princip statt, aus welchem die preußische Kirche wenigstens theilweise schon herausgekommen war. Der Verfassungsparagraph, wonach die Kirche ihre Angelegenheiten selbständig verwaltet, dessen vollständige Durchführung der Evangel. Oberkirchenrath zwar nur auf dem langsamen Wege, der offen stand, aber doch beständig anstrebte, war dann hier wieder mit einem Mal offen negirt. Diese Erwägungen erhielten dadurch ein erhöhtes Gewicht, daß auf dem politischen Gebiet eine Action in höherem Stil und mit viel größerem Nachdruck durch den großen Staatsmann, der an der Spitze stand, sich geltend machte, als man seit Jahrzehnten gewohnt war. Während früher auch die kleinen Fortschritte der Ausgestaltung der kirchlichen Verfassung zwar nur mühselig und umständlich erreicht wurden, aber doch das bereits Zugestandene von der Staatsgewalt nicht angefochten wurde, sondern als sicherer Besitz galt, so konnte man sich jetzt, wo politische Rücksichten eine große Rolle spielten, auch auf Versuche zu Aenderungen im kirchlichen Gebiet gefaßt machen, welche mit einem Mal in der Kirchenverfassung alles mühselig Aufgebaute wieder in Frage stellten. Das Gefühl, daß solche durchgreifende Neugestaltungen an der Zeit seien, hatte sich überdem auch solcher Kreise bemächtigt, die von kirchlichen Gesichtspunkten ausgingen. Hengstenberg proponirte den Zusammenschluß der neuerworbenen lutherischen Provinzen mit den Lutheranern der preußischen Landeskirche zu einem kirchlichen Ganzen, neben den Reformirten und Unirten, also eine Auflösung der preußischen Union, von anderer Seite wurde als erste Voraussetzung, um eine gesunde Einheit inmitten der berechtigten Mannigfaltigkeit zu schaffen, empfohlen, den Schwerpunkt der kirchlichen Leitung in die einzelnen Provinzen zu verlegen und an Stelle des Oberkirchenraths nur eine Art von kirchlichem Gerichtshof als oberste Instanz aufzustellen. Wären das nur eben Wünsche kirchlicher Partheien oder

Meinungsäußerungen geistreicher Männer gewesen, so hätten sie wohl auch nicht den Eindruck gemacht, welchen wenigstens gegenüber dem Vorschlag Hengstenbergs die bekannte Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenraths vom Jahre 1867 bekundet. Aber die Staatslenker selbst standen ja mitten in der Erwägung, welche kirchliche Ordnung der neuen Lage am meisten geeignet wäre, die widerstrebenden Elemente in den neuen Landen zu gewinnen oder doch zu vermeiden, daß der politische Gegensatz sich durch einen kirchlichen noch vertiefte. Der Augenblick war kritisch, die kirchliche Lage war zu einer kirchenpolitischen geworden.

Hoffmann hat in dieser Sache mit Energie daran gearbeitet, daß die neuen Provinzen mit Wahrung ihrer confessionellen Freiheit und Selbständigkeit dem Ganzen der preußischen Landeskirche einverleibt würden, der Standpunkt, welchen ja überhaupt der Evangel. Oberkirchenrath vertrat. Er war persönlich darin bestärkt durch viele Kundgebungen angesehener Männer der Kirche, besonders aus Hessen und Nassau, und er beklagte die Erfolglosigkeit dieser Bemühungen als einen Rückschritt von der Bahn der selbständigen Ausgestaltung wie auch der Zusammenschließung der deutschen evangelischen Kirche. Sein Ideal von einer deutschen Nationalkirche ist zwar nur eine Vorauszeichnung von dem, was nach seiner Meinung werden könnte und sollte, aber der Kern desselben, das Ziel einer organischen Vereinigung der deutschen evangelischen Kirche, hatte ihm denn doch unmittelbar praktische Bedeutung, und er hielt immer die Meinung fest, daß, was jetzt nicht erreicht war, früher oder später doch noch kommen müsse. Während der ganzen letzten Zeit seines Lebens hat das wachsende Hereingreifen der Politik in die gesetzliche Gestaltung auch der evangelischen Kirche ihn zur Wahrung dessen, was ihr nicht genommen werden durfte, zur Erreichung der Ziele, die ihm für die deutsche evangelische Kirche als nothwendige Früchte der erlangten politischen Macht und Einheit vor Augen standen, nach verschiedenen Richtungen zu einer verdoppelten Thätigkeit getrieben, welche nur durch das Zusammenbrechen seiner Kraft und Gesundheit zum Stillstand gebracht wurde.

So rechnete er auch zu den Dingen, welche im deutschen und evangelischen Interesse gleich bedenklich wären, den Ende der sechziger Jahre auftauchenden Gedanken, den Mittelpunkt des norddeutschen Bundes zum Sitz einer päpstlichen Nunciatur zu machen.

Schriftliche Entwürfe zeugen davon, daß er auch in dieser Sache nicht geschwiegen hat. Er correspondirte in der Angelegenheit mit einem Kirchenhistoriker, welcher die Wege Roms mit besonders aufmerksamen Augen verfolgt hatte, Prof. Nippold, und verdankte ihm wichtige Aufklärungen. Auch als durch die alles Bisherige überbietenden Schritte des Papstes Pius IX., durch das Concil mit seiner Unfehlbarkeitserklärung, der Plan der Nunciatur von selbst zurücktrat, hielt es doch Hoffmann noch an der Zeit, gegen eine Rückkehr auf diesen Gedanken durch öffentliche Beurtheilung desselben, das Seinige zu thun. In dem mehrerwähnten, nicht mehr veröffentlichten, weil unvollendeten Heft seiner Zeitschrift „Deutschland" findet sich eine eingehende und geschichtlich höchst interessante Beurtheilung der Nunciaturfrage mit dem Nachweis, wie schon Friedrich Wilhelm III. die päpstlichen Anträge, eine solche in Berlin zu errichten, energisch abgewiesen, und wie diese Einrichtung, seit die Bischöfe in Folge des Herrschens jesuitischer Anschauungen und des Sieges der früher immer noch bestrittenen curialistischen Ansprüche keine selbständige Stellung mehr Rom gegenüber haben, in dem evangelischen Preußen und seiner Hauptstadt ein geradezu unerträglicher Gedanke sein müßte.

Zu diesen kirchenpolitischen Kämpfen gesellte sich im Jahre 1869 unerwartet noch ein anderer, welcher Hoffmann ganz persönlich betraf, und den wir, nachdem nun zehn Jahre darüber hingegangen sind, lieber selber auch übergehen möchten, wenn es nicht mißdeutbar wäre, eine Sache, die damals so öffentlich verhandelt wurde, in dieser Biographie zu ignoriren.

Im Herbst 1869 hatte der Protestantenverein seine Jahresversammlung in Berlin. Das Consistorium versagte für dieselbe die Kirchen der Residenz. Schon in den Sitzungen des Protestantentages wurde natürlich diese „Intoleranz in der Stadt Schleiermachers und Humboldts" vielfach verurtheilt. Professor Baumgarten aber sah sich veranlaßt, in einer besonderen Broschüre, „Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in Berlin vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit gestellt von M. Baumgarten", den Genannten als den hauptsächlichen Urheber des Beschlusses öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen. Der Angreifer hatte sich aber dießmal, was das eigentliche Aergerniß betraf, für welches er von Hoffmann öffentliche Buße forderte, ganz an die falsche Adresse gewendet.

Denn Hoffmann war gerade um diese Zeit sechs Wochen verreist gewesen und hatte den Beschluß des Consistoriums, an dem er gänzlich unbetheiligt war, wie Andere aus den Zeitungen erfahren. Demgemäß konnte er auch nur mit einer kurzen Abweisung den Angriff erwidern, der gar keinen Boden unter den Füßen hatte. Es war nur zu bedauern, daß Baumgarten, der er es ja später an Beweisen nicht hat fehlen lassen, daß er keiner Parthei sondern nur seiner Ueberzeugung dienen will, nicht darauf hin damals offen aussprach, daß er sich übereilt und nicht genügend informirt habe, und seine Hauptanklage zurücknahm, sondern statt dessen einen neuen leidenschaftlichen Angriff folgen ließ und sogar noch einmal seine falsche Voraussetzung zu stützen suchte, worauf Hoffmann mit gerechter Entrüstung abschließend antwortete. Hätte Baumgarten das Gesetz Christi Matth. 18, 15—17, auf welches er sich in der Schrift gegen Hoffmann mehrfach beruft, auch wirklich zur Regel seines Handelns gemacht, und damit angefangen, den vermeintlichen Urheber des Consistorialbeschlusses persönlich darüber anzugehen, so wäre er vor dem Mißgriff bewahrt worden, der der Controverse einen persönlichen Charakter gab, und Hoffmann hätte sicher einem maßvolleren Verfahren gegenüber gerade mit einem von ihm, wie er es ja öffentlich ausgesprochen, so hochgeachteten Theologen, sich am allererſten veranlaßt gefunden, auf eine Erörterung über den Protestantenverein und sein kirchliches Recht näher einzugehen, wenn dies auch schwerlich zur Verständigung geführt hätte. Denn das von ihm über den Protestantenverein in „Deutschland Einst und Jetzt" 490 ff. und später in „Deutschland und Europa" 233 ff. Ausgesprochene, wogegen, wenigstens gegen die ersterwähnte Schrift, Baumgarten schon früher eine Entgegnung veröffentlicht hatte, hat Hoffmann auch später nicht zurückgenommen. „Was der Protestantenverein als Union betrachtet", sagt er an ersterer Stelle, „das ist das Aufgeben aller Dogmen, aller Ergebnisse auf dem Gebiete des Glaubens und seiner Erkenntniß, ist das Neugestalten des Glaubens und der Glaubenslehre und zwar nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus dem Gemeindeprincip, das heißt aus der Art, wie in der Gemeinde die heilige Schrift sich abspiegelt. Diese Abspiegelung ist aber bedingt durch die sonstigen Anschauungen der Gemeinde, sei es der Mehrzahl oder am Ende doch nur der Gebildeten in der Gemeinde. Denn wollte man die Mehrzahl nehmen, so würde wohl eine rohe und höchst

unklare Vorstellung des Christlichen maßgebend werden. Nimmt man aber die Gebildeten als den Spiegel, soll die „moderne" Bildung, wie sie im Augenblicke steht, der Maßstab werden, an welchem die Zulässigkeit des Glaubensinhalts gemessen wird, so entsteht eine Umkehrung der Verhältnisse. Das Christenthum ist selbst das mächtigste Bildungselement der Nationen der Neuzeit, insbesondere der germanischen, geworden. Aber es hat nicht allein an ihnen gearbeitet. Die hellenisch-römische, also heidnische Cultur hat ihren sehr wesentlichen Beitrag dazu gegeben, die Philosophie, aus diesen Quellen nicht allein, sondern auch aus indischen, ebenfalls heidnischen, schöpfend, hat das Ihrige beigetragen, der Pantheismus ist in die Philosophie sowohl aus diesen, als aus jüdischen Gedankenkreisen eingedrungen, die ästhetische Cultur der Neuzeit, von großen schöpferischen Geistern der Neuzeit getragen, hat ihr Werk gethan, die Naturwissenschaft, nur der Erfahrung folgend und selbständig forschend, hat Resultate ergeben, welche Manches zerstörten, das früher als zum Glauben und der Religion gehörig betrachtet wurde, sie hat aber mit der Philosophie und zwar der falschen Philosophie, dem Pantheismus Verbindungen eingegangen, aus welchen die Vernichtung auch desjenigen resultirt, was dem Glauben wirklich und wesentlich angehört, nämlich des Gedankens eines persönlichen Gottes und eines gotterschaffenen Geistes, und auch aus dieser Vereinigung sind Elemente in die moderne Bildung eingedrungen. Wenn also sie als Spiegel des biblischen Wortes dienen soll, so muß eine Aftergestalt des Christlichen entstehen, die im günstigsten Falle den Werth haben könnte, welchen etwa in den ersten christlichen Jahrhunderten die gnostischen Systeme hatten. Dieses Gemengsel nun von schlechter Philosophie, mißbrauchter Naturwissenschaft, falschem Humanitarismus, ästhetischer, oft auch sehr zweifelhafter Cultur eine Bildung, eine Christliche Bildung, oder gar eine Union zu nennen, ist eine Beleidigung gegen die Begriffe des Christenthums, der Union und der Bildung. Diese ganze Ansichtsweise hat ein Recht in der evangelischen Kirche überhaupt nicht, sie hat mit ihr nicht nur, sondern mit dem historischen Christenthum überhaupt gebrochen. Viel eher kann es sich hier um eine neue Religion als um eine christliche Kirche handeln. — Es sind aber weit nicht alle Personen und Ansichten, welche in dem Protestantenverein sich sammeln, dieser extremen Art, wir haben vielmehr nur die scharfe

Consequenz der dort publicirten Principien gezogen. Viele halten mit uns dafür, daß nur das Aechte in der modernen Bildung, was aus einer Kritik derselben als dauernd hervorgeht, den Anspruch habe, als Spiegel des Christlichen in der Gemeinde dienen zu dürfen. Allein dann ist diese Kritik erst zu vollziehen, es ist der Gemeinde diese ächte Bildung erst beizubringen, es ist die biblische Wahrheit unverkürzt und als religiöser Maßstab an sie zu halten. Denn wo wird der Beweis der Aechtheit liegen, wenn nicht in der Verwandtschaft mit der biblischen Offenbarung selbst? Der Standpunkt dieser edleren Theilnehmer am Protestanten-Verein führt lediglich ins Nebelhafte und Schwebelnde. Man begnügt sich vielfach auf dieser Seite, das Christenthum nur in den Wirkungen zu suchen, die es wirklich auf die Völker gehabt hat, nämlich in begrifflicher, ästhetischer, historischer, künstlerischer Cultur und allgemeiner Gesittung. Das sind die peripherischen Wirkungen des Christenthums, wie sie unwillkürlich, ungesucht aus ihm erwachsen. Aber wie die Peripherie nie wäre ohne ein Centrum, so wären auch diese Wirkungen nicht möglich, wenn nicht das Christenthum wesentlich, wie es die Kirche in sich trägt und pflegt, zuvor dagewesen wäre und noch fortlebte. Dieses als das Centrum aufgegeben, würde das Andere sich verflüchtigen und der Nihilismus wäre da."

Ich glaubte wenigstens diese eine Stelle mit ihrem besonders viel angefochtenen Schluß: „Nimmermehr kann die Union im Sinne des Protestantenvereins in der preußischen Landeskirche als eine zu Recht bestehende geduldet werden, sie kann nur wie die Freigemeinden, selbst nur wie die Juden zur Kirche stehen" — hier in extenso wiedergeben zu sollen, um Hoffmanns Stellung zum Protestantenverein deutlich zu bezeichnen.

Er hat, wie gesagt, diese Position auch später behauptet (Deutschland 1872, Heft 1 pag. 73 ff.), aber auch aufs neue, wie in der Erklärung gegen Baumgarten, hervorgehoben, daß ihm fälschlich untergeschoben worden sei, er hätte jenes Urtheil vom Protestantenverein überhaupt gebraucht, während er nur von Denen im Vereine sprach, welche jene Grundsätze festhielten, ja nur von Denen, welche diesen Grundsätzen ihre ganze Consequenz gäben. „Nicht einem Vereine, sondern einzelnen Männern in demselben, und auch diesen nur, sofern sie nicht durch eine für sie glückliche Inconsequenz vom

Aeußersten abgehalten wurden, galt mein Wort und diesen gilt es noch. Denn ein Christenthum ohne einen Christus, der historisch wirklich der Erlöser wäre, nicht blos ein Geschöpf der Phantasie erlösungsbedürftiger Menschen, also ein Christenthum ohne wirklichen Christus, eine Kirche ohne thatsächliche Unterlage ihres Glaubens oder nur mit einer unmöglichen Unterlage (dem sündlosen Menschen ohne Wunder seiner Geburt), eine Kirche, die für thatsächlich hält und darum sich ihres Glaubens tröstet, was sie selbst, sobald sie zur Selbsterkenntniß kommt, als Thatsache läugnen muß, was ist sie anders als eine Gesellschaft von Menschen, die ihr Bedürfniß, ihr Sehnen in die Stillung des Bedürfnisses umdeuten, die also in Illusionen leben?"

Am wenigsten hat sich Hoffmann, so sehr er den Protestantenverein bekämpfte, zu der Tendenz desselben, den Inhalt des Christenthums der ihm vielfach entfremdeten, ja mit ihm divergirenden Cultur unsrer Zeit zugänglicher zu machen, blos negativ verhalten. Er selbst hat ja dieses Ziel auf litterarischem Wege zu erreichen gesucht in alle den kleineren und größeren Schriften, welche Natur und Geschichte, wie die wissenschaftliche Erforschung beider in die christliche Anschauung zu erheben trachten. Aber gerade dieses Bestreben, den Inhalt der Cultur zu dem höchsten Ziel der Vollendung des Reiches Gottes in zweckvoller Beziehung zu verstehen, stand im directen Gegensatz zu jedem Versuch, auf umgekehrtem Wege etwas von dem fundamentalen Inhalt des Glaubens Preis zu geben, um ihn mit dem Niveau der herrschenden Culturgedanken gleichartiger zu machen. — Wo jedoch das eigentliche Fundament christlichen Glaubens nicht verlassen war, hat er auch sein Urtheil über Tendenzen und Consequenzen der Parthei nicht auf die Personen übertragen, wie er immer eine herzliche Achtung für Männer wie Rothe hatte und auch mit Andern dieser Richtung, bei vollbewußtem Unterschied ihrer theologischen Denkweise, in einem freundlichen Austausche stand.*)

*) Es ist hier der Ort, um auch von der schon einigemal erwähnten Schrift von Hausrath: „David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit" ein Wort zu sagen. In dieser ist die Lebensgeschichte und das öffentliche Wirken Hoffmanns an verschiedenen Stellen in die Darstellung verflochten, um ihn neben Hengstenberg als den Haupturheber der kirchlichen Restauration der letzten Jahrzehnte zu schildern. Daß dieß durchweg in polemischer Weise geschieht,

So tief die Spaltungen sind innerhalb des deutschen evangelischen Volks, in welche diese Kämpfe hineinblicken lassen, die ernste Gefahr des folgenden Jahres, die von Frankreich trotzig herübergeschleuderte Kriegserklärung sah wieder ein einmüthiges und geschlossenes Volk in Waffen an die bedrohte Rheingrenze eilen, und alle Gemüther wandten sich dem großen Kampfe zu, welcher, die ganze Kraft der Nation in Anspruch nehmend, zu dem glorreichsten Sieg und zu dem Ziel der deutschen Reichseinheit führte. In das Leben aller Familien griff der große Krieg hinein, auch wo keine Glieder derselben im Felde standen, wie dieß in Hoffmanns Hause der Fall war, da der jüngste Sohn erster Ehe wegen noch nicht überwundener Krankheitsdisposition von dem Plane, mit nach Frankreich zu ziehen, auf des Vaters Wunsch zurückstehen mußte. Aber ein häusliches Freudenfest, die Taufe des Jüngstgeborenen von den drei Kindern, die Hoffmann seit 1865 geschenkt worden, erinnerte

---

könnte kein Hinderniß sein, auf diese Schilderungen hier nähere Rücksicht zu nehmen, denn anders konnte es ja von einem so durchaus verschiedenen kirchlichen und theologischen Standpunkt nicht erwartet werden. Aber die Art, wie die Vertreter der gläubigen Theologie, welche nach Hausrath „die unehrliche Physiognomie und die innere Unsicherheit des bösen Gewissens mit sich herumträgt", behandelt werden, macht dieß überflüssig. Nach dem was bisher an Thatsächlichem wie an eigenen Aeußerungen Hoffmanns mitgetheilt worden, ist es nicht mehr nöthig, gegen Hausraths durchgeführte Mißdeutung seines sittlichen Charakters erst noch zu beweisen, daß er ein ehrlicher, aus wirklicher innerster Ueberzeugung handelnder Mann gewesen, nicht ein weltkluger Hoftheologe, der jede neue Situation sofort zu ergreifen und, wenn nöthig, zu acceptiren wußte, daß er sich der Pflichten eines Predigers bewußt war und nicht die Predigten über Obrigkeit und Unterthan lediglich auf das Ohr des Hofes berechnete — als guter Psycholog jedoch in seine loyalen Betrachtungen immer das erforderliche Maß freimüthiger Ansprache nach oben einschaltend — in der Absicht, dadurch in der Conflictszeit für seine durch die Neue Aera gefährdete Theologie den verlorenen Boden im günstigen Augenblick wieder zu gewinnen u. dgl. mehr. Wie auch sogar der Schreiber dieser Biographie berührt wird, indem Hausrath erwähnt: „Hoffmann begnügte sich, Palästina in Vorträgen und Schriften zu preisen als die Stätte, dahin alle Straßen der Erde zielen, und seinem Sohn die Stelle eines evangelischen Pfarrers in Jerusalem zu verschaffen" — führe ich blos an, um zu zeigen, wie hier Alles zusammengerafft wird, um dem Vertreter der positiven Gläubigkeit einen sittlichen Makel anzuheften, wäre es auch nur ein Schein des Nepotismus, während doch der Verf. von Straußens Leben, der auch hierin im Irrthum ist, darüber gar nichts weiß, sondern, wie an manchen anderen Stellen seines Buchs, nur willkürlich combinirt und erdichtet.

am 6. August 1870 lebhaft an den Ernst des fernen Krieges. Am selben Tage hatte der bei der Armee stehende Pathe, General v. Kamecke, mit seiner 11. Division den Angriff auf den Spicherer Berg eröffnet, der zu der siegreichen Schlacht führte. Die erste telegraphische Kunde traf mitten in den festlichen Kreis und das Bangen mischte sich in die Festfreude. Nach der Schlacht von Gravelotte kehrte Hoffmanns Schwager, Graf Kanitz, Oberst des zweiten Garderegiments, ernstlich verwundet vom Kampfplatze zurück, und Hoffmann war die schwere Aufgabe zugefallen, dessen Gattin die erste Nachricht von der Verwundung zu bringen. Nach seiner Genesung kehrte derselbe, als der zähe Krieg sich in den Winter hineinzog, wieder auf den Kriegsschauplatz zurück, um besonders an den Kämpfen bei Bourget hervorragenden Antheil zu nehmen. Doch durch welches Haus ist damals nicht die Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes und an den Angehörigen und Freunden, die im Felde standen, gegangen?

Der Friede und das geeinigte Reich erweckten auch wieder neue Einigungsgedanken auf kirchlichem Gebiet, denn die 1871 in Berlin versammelte Octoberversammlung war aus der Idee entsprungen, daß der erlebte große Sieg und seine Frucht der deutschen Vereinigung auch für die evangelische Kirche der Anstoß zu innerem Zusammenschluß werden müsse. „Wenn die Versammlung nicht nur ein Schauspiel sein soll", sagt Hoffmann in seiner Eröffnungspredigt, „wenn wir nicht mit dem Bewußtsein heimkehren sollen, geschlagen zu sein, dann gilt es Liebe zu zeigen im großen Stil."

Die praktische Gestalt einer engeren Vereinigung der deutschen Landeskirchen entwickelte Dr. Brückner: Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der deutschen evangelischen Kirche und Stiftung einer evangelischen Kirchenverbindung durch die Bildung einer Kirchen-Convocation aus Abgeordneten der Kirchenregimente und der Kirchenvertretungen zur Berathung allgemeiner deutscher evangelischer Kirchenfragen; Anerkennung der Augsburgischen Confession als des Grund- und Hauptbekenntnisses der deutsch-evangelischen Landeskirchen. —

Doch es stellte sich sofort heraus, daß man so weit im evangelischen Deutschland noch nicht war, und die Versammlung diente nur, alle confessionelle Gegensätze wieder kund werden zu lassen. Der Weitherzigkeit in der Theorie, die jede Kirchenparthei von sich

behauptet, stellte sich ebenso wie immer die Abneigung zur Seite, dieß in die Wirklichkeit zu übertragen, und die kirchliche Gemeinschaft irgendwie durch leitende Normen zu erweitern. Damit war dieser Versuch gescheitert.

Hoffmann arbeitete darauf hin, daß diese Conföderation der evangelischen Landeskirchen auf Grund der Augustana, welche auf der Octoberconferenz nicht zur Anerkennung durchgedrungen war, nun wenigstens von Seiten des Preußischen Kirchenregiments mit einzelnen Landeskirchen angebahnt würde, welche dazu willig wären. Doch kann ich nicht nachweisen, ob dieß wirklich versucht wurde.

Diese Bestrebungen wurden bald genug in den Hintergrund gedrängt durch eine Action des Staats auf dem Gebiete der Gesetzgebung, welche mehr und mehr tief einschneidend in die bisherigen Verhältnisse der evangelischen Landeskirche hineinwirkte. Im Anfang des Jahres 1872 war auf das Cultus-Ministerium v. Mühler das von Falk gefolgt, und erst unter dem letzteren schloß sich an das bereits emanirte Schulaufsichtsgesetz jene Kette von Gesetzen, durch welche der Widerstand der katholischen Parthei und Kirche gebrochen werden sollte, die evangelische Kirche aber nicht weniger getroffen wurde, nämlich die Aufhebung der Verfassungsparagraphen, welche der Kirche die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusprachen, das Gesetz über die Vorbildung der Geistlichen und die Einsetzung des kirchlichen Gerichtshofs, nachdem schon früher der Reichstag den Kanzelparagraphen gegen die Angriffe auf den Staat von der Kanzel über die evangelische wie katholische Kirche verhängt hatte. Das noch tiefer eingreifende Civilstandsgesetz war zu Hoffmanns Lebzeiten auch bereits in Sicht. Niemand war mehr geneigt als er, den gesetzlichen Maßnahmen des Staats gegen die katholische Kirche im weitesten Umfange zuzustimmen, denn vollends seit dem principiellen Abschluß ihres Systems in dem Dogma der Unfehlbarkeit, sprach er immer aus, daß die katholische Kirche des Papstes mit dem modernen Staat in ihrem Wesen unverträglich sei. Das Bild einer nationalen, also in Deutschland deutschen katholischen Episcopalkirche, welches er in seiner Schrift über Deutschland entwarf, erschien Vielen als ein überflüssiges Phantasiegemälde, er wollte aber damit zugleich die Gestalt der katholischen Kirche zeichnen, mit welcher allein auch die Staatsgewalt in Eintracht

bestehen könnte, während er jeden modus vivendi mit den Ansprüchen der Kirche des unfehlbaren Papstes für den modernen Staat nur als einen Waffenstillstand ansah. Aus diesem Grunde war er auch in der Beurtheilung der neuen Gesetze, sofern sie Waffen waren gegen Rom und gegen eine politische katholische Parthei mit curialistischen Ansprüchen — durchaus auf Seiten des Staats.

Aber eben darum hielt er es nicht nur für bedauerlich und für die evangelische Kirche bedrückend, sondern für einen rechtlichen und politischen Fehler, daß diese Gesetze ohne Unterschied auf die evangelische wie die katholische Kirche bezogen wurden. Hat doch der moderne Staat in seinen wahren Principien der Nationalität und der Persönlichkeit seine Wurzel in der Reformation, während andrerseits die römische Kirche in ihrer eigentlichen letzten Tendenz diesen selben Staat verneint. „Seit diese in der Lehre von der Unfehlbarkeit ihr Recht zur Weltherrschaft „als Glaubensartikel" proclamirt, kann in Wahrheit von einer Parität zwischen ihr und der evangelischen Kirche, die dem Staate seine ganze Entwicklung frei läßt, ja sie ihm sichert und fördert, nicht mehr die Rede sein. . . . Wenn der Staat der römisch-jesuitischen Verzerrung der katholischen Kirche sich zu erwehren hat, so wird er stets der protestantischen Kirche und der in ihr heimischen Gedanken bedürfen und auch seine lautesten Wortführer gegen alles Kirchliche werden immer ihre Gedanken aus dem Protestantismus entlehnen, so lange sie nicht zur absoluten Religionslosigkeit sich flüchten. Die Kirche daher, von welcher aus allein die falsche römische mit Erfolg bekämpft werden kann, auch als eine dem Staat feindliche betrachten, wird unter allen Umständen ein Mißgriff sein." — (Unveröffentlichtes Manuscript „der Kampf zwischen Staat und Kirche" p. 66. 67.) —

Solche Einwände ließen sich nun zwar aussprechen, wie es Hoffmann in seiner periodischen Schrift Deutschland wiederholt gethan hat, aber mehr als dieß konnte auch die Kirchenbehörde selbst nicht, da sie gar nicht gefragt und zu Rathe gezogen wurde, sondern erst, als die Vorlagen vor den Landtag kamen und es zu spät war, ihre Bedenken geltend zu machen vermochte. Auch dieses Verfahren, daß so tief in die rechtliche Stellung der Kirche einschneidende Gesetze gemacht wurden, ohne diese selbst zu hören, wurde ja auf denselben Grundsatz der Parität zurückgeführt, welcher dazu verleitete, dieselben überhaupt auch auf die evangelische Landes-

kirche anzuwenden, denn man konnte nicht füglich, so hieß es, die katholischen Bischöfe über Maßnahmen zu Rathe ziehen, welche gegen diese selbst gerichtet waren, darum ließ man auch den evangelischen Oberkirchenrath aus dem Spiele. Doch betheiligte sich Hoffmann noch kurz vor seiner letzten Krankheit mit der größten Rührigkeit an einem Versuch, dem rollenden Rad der Gesetzgebung in die Speichen zu fallen.

Als der Gesetzentwurf über die kirchliche Disciplinargewalt und den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten bereits durch den Landtag hindurchgegangen war, vereinigten sich die Generalsuperintendenten der Landeskirche zu einer Immediatvorstellung bei dem Kaiser, um der drohenden Gefahr dieses Gesetzes womöglich noch zu begegnen. Die Vorstellung bezog sich besonders auf zwei Punkte: 1) auf die veränderte Stellung des Landesfürsten als obersten Trägers der Kirchengewalt, wofern das ihm nicht als Vertreter des Staats nur, sondern als König und Landesherr zustehende Recht des Summus episcopus zum Theil auf einen staatlichen Gerichtshof übertragen würde; 2) auf die durch Aeußerungen der Vertreter des Staats in den Commissionsberathungen nahegelegte Befürchtung, daß der staatliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten von seiner Competenz auch Lehre und Cultus nicht ausschließen und damit dieses innerste Gebiet der Kirche staatlicher Entscheidung unterwerfen wolle. — Die Anregung zur Sache war nicht von Hoffmann, sondern von seinem Freund und Collegen Dr. Erdmann in Breslau ausgegangen, dagegen wurde ihm der Entwurf der Vorstellung und die Uebergabe derselben im Verein mit seinen Collegen in Berlin anheim gegeben. Die Emanirung des Gesetzes wurde allerdings dadurch nicht aufgehalten, doch hatte diese Vorstellung Antheil daran, daß in den folgenden Verhandlungen des Herrenhauses auch von dem Cultusminister die Gesichtspunkte für Handhabung des neuen Gesetzes in einer diese Befürchtungen beseitigenden Weise dargelegt wurden, wie denn auch durch die gesetzliche Stellung des Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten ein materielles Eingreifen desselben in die Fragen über Lehre und Cultus ausgeschlossen worden ist.

Während die Landeskirche sich bei dem staatlichen Gesetzeskampf mit Rom selbst in eine defensive Stellung gedrängt fühlte, kam doch

auch in derselben Zeit ein seit mehr als zwanzig Jahren langsam geförderter oft wieder gestörter Bau endlich zu seinem Ziel, an welchem Hoffmann mitgearbeitet hat, so lang er überhaupt für die preußische Landeskirche thätig gewesen ist, die kirchliche Verfassung der Gemeinden und Synoden. Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung ist unzertrennlich von dem Namen des neuen Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenraths Dr. Herrmann. Nachdem Hoffmanns vieljähriger Freund Mathis, welchen er auf allen Stufen seiner Aemter, im Domcollegium, hernach im Consistorium, zuletzt im Oberkirchenrath zum Präsidenten gehabt hatte, in hohem Alter zurückgetreten war, hatte er selbst längere Zeit das interimistische Präsidium des Evangelischen Oberkirchenraths als eine nicht geringe Vermehrung seiner Arbeitslast überkommen. Im Jahre 1872 trat in Herrmann einer der bedeutendsten Kenner und Lehrer des Kirchenrechts an die Spitze des Collegiums, an dessen Gewinnung für die Preußische Kirche Hoffmann den persönlichsten Antheil genommen hatte, und der auch seinem Hause, so kurz auch das Zusammenwirken beider Männer war, ein treuer Freund geworden ist. Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung in ihrem endgültigen Entwurf gehörte zu den letzten amtlichen Gegenständen, welche Hoffmann bereits mit durch schwere Erkrankung gebrochener Kraft in den Stadien vorübergehender Erholung studirte. Wie sollte er sich nicht gefreut haben, das Werk so vieler Jahre, „das der Kirche unentbehrliche Mittel der Selbstbewegung“ endlich in der abgerundeten Form, die ihm der letzte Redactor zu geben verstand, vor sich zu sehen. Aber mit welcher Zähigkeit er die deutschen Gedanken, die sich ihm mit der Ausgestaltung der preußischen Landeskirche verknüpften, verfolgte, zeigte sich darin, daß er jetzt noch nach vielen in dieser Richtung gescheiterten Versuchen einen letzten machte, um der neuen Verfassungsordnung für eine Erweiterung derselben wenigstens zu einer Landeskirche im ganzen Umfang der evangelischen preußischen Lande die Thür offen zu halten. Sein Wunsch war, daß man sich nicht damit begnügte, den rechtlichen Bestand der Bekenntnisse wie er bisher war zu constatiren, sondern daß die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses in der Augsburgischen Confession, wie sie ja staatsrechtlich für die deutschen Evangelischen immer gegolten, unbeschadet der Anerkennung des verschiedenen Bekenntnißstandes voran gestellt würde, um dadurch wenigstens die Basis für einen späteren Anschluß

der neuen Provinzen an die Landeskirche zu haben. Und wenigstens auf der Stufe der Landessynode sollten diese auch jetzt schon herangezogen, also durch eine gemeinsame kirchliche Vertretung auf der obersten Stufe mit den alten Provinzen verbunden werden. Nur so, meinte er, würde sich die Verfassungsfrage auf der Höhe der Bedeutung der preußischen Landeskirche halten und nicht mehr zurücksinken in die Fußtapfen der particularen Kirchengestaltungen Deutschlands. Die Gründe, welche davon zurücktreten ließen, durch einen solchen weitergehenden Versuch vielleicht auch das Erreichte zu gefährden, liegen nahe, er verbarg sie sich selber nicht, trotzdem war er der Meinung, man sollte ihn gewagt haben. — Ihm selbst war, als er diesen Gedanken seinen Mitarbeitern in der Verfassungsfrage vorlegte, kein langes Wirken mehr beschieden. Es geschah von einem Erholungsaufenthalte im Königreich Sachsen aus, von dem er fast so krank wie er gekommen nach Berlin zurückkehrte. Aber das Leben mit seinen immer neuen Kämpfen blieb nicht stehen.

Seit dem Anfange des Jahres schon hatte eine Disciplinarsache wider Dr. Sydow, einen angesehenen Geistlichen Berlins, wegen eines öffentlichen Vortrags, in welchem hauptsächlich die Leugnung der übernatürlichen Geburt Christi Anstoß erregte, große Aufregung hervorgerufen, die sich von Seiten seiner theologischen Gesinnungsgenossen in öffentlichen Kundgebungen für Sydow und das Recht der Freiheit theologischer Forschung und Denkweise, in Folge dessen von der andern Seite in Erklärungen für den Bestand der reformatorischen Bekenntnisse und der Grundlehren des christlichen Glaubens nach der heiligen Schrift aussprach. Als das Consistorium von Brandenburg Sydows Absetzung auf Grund eines ausführlichen Erkenntnisses decretirte, steigerte sich noch die Bewegung. Der Evangelische Oberkirchenrath hob das Urtheil erster Instanz auf und fällte ein milderes, wonach Dr. Sydow in seinem Amte verblieb. Die Sitzung, in welcher dieß geschah, war die letzte, an welcher Hoffmann Antheil nahm, da er am Abend desselben Tages schwer erkrankte, und es wurde viel darüber gesprochen, welche Vota die einzelnen Mitglieder zur Sache gegeben. Der Verfasser dieser Biographie ist aber ebensowenig im Stande, darüber Genaues mitzutheilen, als Andere vor ihm, eben darum sieht er sich auch bei den Schranken, welche eine so nahe an die Gegen-

wart heranreichende Lebensgeschichte auferlegt, nicht berufen, das was ihm sonst von Hoffmanns Aeußerungen über die Sache bruchstückweise bekannt ist, hier mitzutheilen, und daraus unsichere Schlüsse auf das von ihm muthmaßlich gefällte Urtheil zu ziehen. So viel steht unzweifelhaft fest, daß er das Halten an dem fundamentalen Bekenntniß Christi als des Sohnes Gottes, seiner wunderbaren Geburt wie seiner Auferstehung nach den Worten des apostolischen Bekenntnisses für einen Prediger der evangelischen Kirche für unerläßlich erkannte. Zu seiner christlichen Ueberzeugung thut, was er nach Lage der bestehenden gesetzlichen Normen in diesem Fall geurtheilt hat, weder etwas hinzu noch etwas davon, und er ist klar und bestimmt genug für dieselbe nach allen Seiten eingetreten, um sie auch aus seinem Wirken überall heraus zu erkennen, welches durch diese letzte Angelegenheit, an der er thätigen Antheil zu nehmen vermochte, noch bis zum Ende die Signatur des Kampfes tragen sollte.

Doch wir müssen auch jetzt noch einmal auf ein anderes Feld seiner Arbeit hinüber blicken, welches anzubauen er bis zum Ende seines Lebens fortfuhr.

Seine Thätigkeit ging seit Jahren in einer doppelten Strömung, der praktischen und der litterarischen fort, und diese letztere wurde immer breiter. Eine Entlastung in seinen Kirchenämtern erfuhr er für die letzten Lebensjahre durch die Errichtung einer eigenen Generalsuperintendentur für Berlin, welche Nitzschs Nachfolger in der Probstei von Nicolai Dr. Brückner übernahm. Hoffmann hatte selbst angelegentlich darauf hingearbeitet, nachdem in den siebzehn Jahren seiner Verwaltung dieser Theil seines Sprengels von 400,000 auf 600,000 Seelen sich vermehrt hatte, und besonders die von ihm unablässig erneuerten Versuche der damit wachsenden Kirchennoth und der Monstrosität der Gemeinden zu steuern, wie auch die Unmöglichkeit, den Visitationen der Schulen gerecht zu werden, ihn darauf hindrängten, eine Theilung der Arbeit zu wünschen. Dieß war ihm daher, besonders da das Amt diesen Händen anvertraut wurde, eine sehr willkommene Erleichterung. Aber der Pläne und Gedanken, die ihn zur Veröffentlichung drängten, waren zu viele, als daß er nicht jeden freieren Raum, wenn man von solchem noch reden konnte, sogleich wieder damit ausgefüllt hätte. Die Aufnahme, welche seine Schrift über Deutschland bei allem vielfachen Widerspruch

gefunden hatte, gab ihm den Muth, einen alten Plan jetzt in Angriff zu nehmen. Vom Jahre 1870 an gab er eine periodische Schrift heraus zur Beleuchtung des deutschen Lebens in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft, Weltgeschichte und Zukunft, unter dem Titel „Deutschland." „Es muß ernstlich versucht werden," schreibt er an Kapff, „den Gebildeten in Deutschland christliche Ideen, Gedanken, Anschauungen näher zu bringen, damit sie sehen, wie Geist, Wissenschaft, Kunst, Bildung dem Evangelium nicht fremd, sondern innerlichst verwandt sind. Dieß ist meine letzte, freilich nicht ausgesprochene Absicht, denn spräche ich sie aus, so wäre sie unerfüllbar." Es gelang ihm, eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, Bethmann-Hollweg, Roscher, Franz Hoffmann und Andere als Mitarbeiter an diesem weitaussehenden litterarischen Unternehmen, das er natürlich nicht allein auf sich zu nehmen denken konnte, zu gewinnen, und noch viele Andere suchte er auch herbeizuziehen. Doch hat er selbst, schon weil ihm doch nicht genug Mitarbeiter zu Gebote standen, weitaus das Meiste geschrieben in den drei Jahrgängen der Zeitschrift, welche zugleich die letzten drei Jahre seines Lebens waren.

Hier behandelte er die Ereignisse und Ergebnisse der großen Siege in historisch-politischen Darlegungen in Sinn und Geist seiner größeren Schrift über Deutschland, unter dem Namen Germanus sincerus gab er, weniger beengt mit Hülfe der freilich für solche, die mit seinem Stil und seinen Anschauungen bekannt waren, leicht durchschauten Anonymität, seinen Gedanken über Königthum und Fürstenmacht, über die Stellung der katholischen Kirche (in einem Brief an die Bischöfe), über die Universitäten Ausdruck. Ueberall sind es nicht Ausführungen bekannter Gedanken, sondern originelle und weitgreifende Ideen, welchen er hier einen Weg zum praktischen Verständniß bahnen wollte. In dem Artikel „über die Ursachen der gegenwärtigen Mißstimmung gegen die Kirche" giebt sich die ganze Weitherzigkeit seines Urtheils über die kirchlichen Schäden auf dem Gebiet orthodoxer Gläubigkeit ebenso wie auf dem der mehr rationalistischen Denkweise kund. Zugleich war diese Zeitschrift für ihn der Ort, wo er die kirchliche Lage der Gegenwart ausführlich beleuchtete, hier ein reiches Material auch aus seiner kirchenregimentlichen Erfahrung benützend, so ist z. B. die klare und lebendige Darstellung über „die Kirche im Reich" eine der ein-

gehendsten geschichtlichen Schilderungen der preußischen Kirchenverwaltung in der Zeit seines Mitwirkens. Seine ausführlichste wissenschaftliche Leistung in der Zeitschrift führte ihn zu dem ihm immer nahe gebliebenen Lieblingsgegenstand seiner ersten Schrift zurück in der Darstellung „der Erdkunde als deutscher Wissenschaft". Die schwungvolle und geistvolle Schilderung, welche die Entwicklung der Erdkunde in ihrer Wechselwirkung mit der gesammten Wissenschaft und Cultur Deutschlands betrachtet, läßt etwas nachfühlen von der ersten Liebe zu diesem Wissensgebiet, hier finden Humboldt und Ritter ihre eingehendste Würdigung, dann verliert sich freilich die Darstellung in die zu große Masse des zu überwältigenden Stoffs. —

Mit Bezug auf diese Arbeit schrieb ihm der bekannte Geograph A. Petermann am 9. October 1872: „Ich habe mir erlaubt, Ihren hochverdienten Namen bei den neuen norwegischen Aufnahmen in Nordost-Nowaja-Semlja zu verewigen, weil ich dieß schon wegen Ihrer außerordentlich warmen und energischen Befürwortung der besseren Berücksichtigung wissenschaftlicher Interessen von Seiten unseres jetzt so reichen Deutschlands in Ihrer ausgezeichneten Abhandlung „die Erdkunde als deutsche Wissenschaft" für meine angenehme Pflicht hielt."

Zu den norwegischen Aufnahmen des nordöstlichen Theils von Nowaja-Semlja durch Mack, Dörma, Carlsen u. A. hatte Petermann den von den Holländischen, Russischen und Norwegischen Polarfahrern gegebenen Namen noch neue für eine detaillirtere kartographische Fixirung des neu erforschten Landes hinzugefügt, „entlehnt von hochverdienten und berühmten Vertretern und Pflegern der Wissenschaft in allen Ländern". In jenen unwirthlichen Eisgefilden erhebt sich nun zwischen dem sechsundsiebzigsten und siebenundsiebzigsten Grad nördlicher Breite und nahe dem achtundsechzigsten östlicher Länge, etwas landeinwärts von dem schon durch die Norweger benannten Cap Bismarck, der Berg Hoffmann als ein geographisches Gedächtniß des Theologen und Kirchenmannes, welcher auch für die Erdkunde ein offenes und fruchtbares Interesse immer bewahrt hat. Manche äußere Auszeichnungen mehr persönlicher oder mehr conventioneller Art waren Hoffmann, wie es schon die vielfachen Beziehungen zum königlichen Hofe mit sich brachten, im Laufe der Zeit geworden, diejenige aber, welche ihm der berühmte Geograph, der unermüdliche Förderer der Erforschung der Polarregionen

zuwandte, machte ihm unverhohlene Freude, weil er in ihr eine sinnreiche und von competenter Seite kommende Anerkennung seiner Mitarbeit an der Förderung der geographischen Wissenschaft sah.

Die ausgedehnte litterarische Thätigkeit hatte aber doch auch ihre Schattenseiten. Bei Hoffmanns vielen amtlichen Verpflichtungen fehlte ihm doch die zusammenhängende ruhige Zeit für ein solches Maß von Schriftstellerei, wie es ihm die Zeitschrift auch oft unfreiwillig, wenn es an Mitarbeitern fehlte, auferlegte. Das fühlt man wohl auch manchen seiner Productionen ab. Der Umfang der Artikel, der gehäufte Stoff war nicht immer nach dem Geschmack des großen Publicums, auf welches doch mit einem solchen Unternehmen gerechnet wurde, so daß die in den Kriegsjahren eröffnete Zeitschrift, von welcher wohl der Philosoph Wirth schreibt: „die hier ausgesprochenen Ideen werden ein bleibendes Eigenthum der Nation sein und bleiben", und deren bedeutenden Inhalt Viele in gleicher Weise zu würdigen wußten, doch ebennicht die erhoffte Verbreitung fand, und Hoffmann sich durch die Bemühungen, sie durch seine zahlreichen persönlichen Verbindungen in Deutschland in weitere Kreise zu bringen, eine verdoppelte Arbeit schuf. Mit einem Wort — es war zu viel, was er im vierundsechzigsten Lebensjahre unternommen hatte, er kam aus der Ueberhäufung mit dringlichen Aufgaben, die nicht warten konnten, nicht mehr heraus, er sehnte sich nach den Ferien, nicht um auszuruhen, sondern um seine litterarischen Arbeiten zu fördern. Seine nächsten Freunde, seine Angehörigen fühlten dieß wohl mehr als er selbst, dem alles geistige Produciren immer wieder eine Lust, nicht eine Last war. Aber es wurde ihm schwer bis zuletzt, freundschaftlichen Mahnungen in dieser Richtung Gehör zu schenken, so lebhaft erfüllten ihn seine Pläne und seine Gedanken.

Hat er doch außer dem, was veröffentlicht ist, noch eine Fülle von litterarischem Material hinterlassen, wovon ich nur als hauptsächlichstes einige in englischer Sprache geschriebene Aufsätze nenne, in welcher er sich mit bedeutender Leichtigkeit bewegte, unter dem Titel: English Divinity and German Theology, a series of letters on the Oxford Essays and Reviews, worin er die Absicht verfolgte, jene aus der Wurzel deutscher kritischer Theologie entsprungenen englischen Essays nun auch von dem Grunde deutscher Wissenschaft aus zu bekämpfen und damit ein größeres Verständniß auf theologischem Gebiet zwischen England und Deutschland zu befördern.

Ein anderes Gebiet, dem einer seiner frühesten und interessantesten Aufsätze über Bucklands Geologie und Mineralogie in ihrer Beziehung zur Theologie in Tholucks Anzeiger vom Jahre 1838 angehört, das Verhältniß von Bibel und Naturwissenschaft, hat er immer wieder betreten, ohne daß seine vielfachen Vorarbeiten zu einem Abschluß gekommen wären.

Wie seine Theilnahme an den Fragen der Kirche sich tief in die letzten Monate seiner Krankheit hineinzog, so ruhte auch seine rastlose Feder nicht — bis der Bogen brach, und ihn der Herr, dem er gedient, in die Stille der letzten Krankheit hineinführte.

Es bleibt uns nur noch übrig, den mit seiner eigenen sinkenden Kraft noch ringenden Kämpfer für Gottes Reich in einem Rückblick auf die persönlichen Erlebnisse der letzten Lebenszeit und auf dem Gange zur ewigen Heimath zu begleiten.

Abschied und Heimgang.

In seinem letzten neunjährigen Ehestande ist Hoffmann im eigenen Hause ein ungetrübtes glückliches Leben beschieden gewesen, welches bis zu seiner letzten Krankheit durch keine schweren Erfahrungen in der Familie gestört wurde. Dieß war, wie wir auch hier wiederholen dürfen, bis zuletzt neben seiner eigenen physischen und geistigen Kernnatur ein hauptsächlicher Grund seiner andauernden Frische und Leistungsfähigkeit gegenüber der gehäuften Arbeit, die sich ihm aufdrängte und die er sich selbst auferlegte. Es hatte sich ein großer Kreis von Kindern um ihn gesammelt, die ältesten bereits seit längerer Zeit in selbständigen Lebensstellungen, die nachwachsenden jüngeren das heitere Leben der Kindheit in den Räumen des Hauses stets wieder erneuernd. Alle Altersstufen bis zum Mannesalter umgaben den Vater des Hauses im Familienkreise, welcher dadurch wie durch die vielen und verschiedenartigen verwandtschaftlichen Beziehungen immer mehr, wie des Vaters ganzes Leben und Wirken, den Eindruck der Fülle und des Reichthums machte.

Ein unvergeßlicher Eindruck von dem Segen und Frieden, welchen das Walten des Glaubensgeistes und der Liebe, wie es von seiner wahrhaft christlichen Persönlichkeit ausging und in großen wie kleinen Dingen sich zeigte, auch auf Erden zu schaffen vermag, ist allen Gliedern der Familie geblieben. Man darf daher wohl sein Leben in diesem engsten Kreise, in welchem er für Alt und Jung den belebenden Mittelpunkt bildete, bis zuletzt ein wahrhaft glückliches nennen.

Zu den festen Säulen des Hauses gehörte, obwohl Kränklichkeit darin nicht daheim war, der Hausarzt Obermedizinalrath Houfselle, welcher innerhalb mehr als einem Jahrzehnt mehr als einmal in der Woche einen ärztlichen und freundschaftlichen Blick in dasselbe zu thun pflegte, und auch, wenn seine schon dem Kleinsten vorbeugende

Hülfe nicht erforderlich war, ungern vermißt wurde. Hoffmanns nahe Befreundung mit seinen Aerzten bewährte sich auch bei diesem Hausfreunde, der ihm bis in die letzte Krankheit zur Seite stand.

Den am tiefsten fühlbaren Verlust hatte er und sein Haus durch den im Jahre 1866 schnell und unerwartet erfolgten Heimgang seines lieben Tippelskirch erlitten, der alles Leid und Freud mit ihm erlebt hatte und ihm in der schwersten Zeit seines Lebens in Berlin der treueste Freund gewesen war.

Im Jahre 1868, am 21. September, hielt er die Gedächtnißpredigt zum Andenken an den einen Monat zuvor entschlafenen großen Theologen und Mitarbeiter im Oberkirchenrath Propst Nitzsch, und in einem Lebensabriß skizzirte er die reiche Production dieses theologischen Denkers. Hoffmann war es, soviel ich weiß, welcher Nitzsch an seinem Jubiläumstage, an welchem er ihn an der Spitze der Berliner Geistlichkeit feierlich begrüßte, den ersten Theologen Deutschlands genannt wissen wollte, ein Name, gegen den Nitzsch sich verwahrte, der aber bei Hoffmann aus vollem Herzen kam. Als im Jahre 1871 auch der College Snethlage nach langem Leiden entschlief, war ihm auch der zweite der beiden theuren Männer dahingegangen, welche ihn einst nach Berlin gezogen, neben denen er so lange in ungetrübter Eintracht und Gemeinschaft am Dom gewirkt hatte. Andrerseits traten ihm auch neue Amtsgenossen zur Seite, wie der Hofprediger Baur, dessen erste schöne biographische Skizze von Hoffmann, kurz nach seinem Tode entworfen, das beste Zeichen ist von der herzlichen Freundschaft, die auch die erst in späteren Jahren an der Domgemeinde vereinigten Amtsgenossen verband. Viele der bekannten Männer der Kirchenleitung, Dr. Dorner, mit welchem er die schwäbische Heimath und so viele daran sich knüpfende Erinnerungen gemein hatte, Dr. Brückner und Andere, die ich hier nicht alle nennen kann, sind ihm nicht nur in den wesentlichen Grundanschauungen mit ihm zusammenstimmende Collegen, sondern auch persönliche Freunde gewesen. Auch in dieser Hinsicht seiner persönlichen amtlichen Beziehungen darf man wohl, trotz aller Anfeindungen, die sich mit Vorliebe gegen sein einflußreiches Wirken richteten, sein Leben ein reiches und gesegnetes nennen. War ihm der Umgang mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten in unvergeßlich theurer Erinnerung, so hat der König und Kaiser Wilhelm vom Anfang seiner Regentenlaufbahn an ihm unwandel-

bares Wohlwollen und Vertrauen geschenkt, wie auch Hoffmann zu seinem Könige eine große Liebe im Herzen trug, die er noch in den letzten Tagen seiner Krankheit aussprach. Man könnte darum nicht sagen, daß sich, so lange er noch nicht die Hemmung der letzten Krankheit fühlte, sein Lebensweg verdunkelt habe. Im Mittag seines Wirkens erschütterten ihn wiederholt schwere häusliche Erlebnisse, der Abend hätte ihm damit verglichen heiter und wolkenlos erscheinen können, wenn er je vermocht hätte, sein persönliches Leben und Empfinden von dem zu trennen, was die Aufgabe seines öffentlichen Wirkens war, von den Sorgen für die Kirche und das evangelische Volk.

Es tritt bei alle dem in seinen letzten Lebenjahren öfters eine trübe wehmüthige Stimmung hervor, welche ihn sogar wieder vergessen ließ, was er früher gefühlt und gesagt. Im April 1871 schreibt er an Kapff wie ein halb ermüdeter Kämpfer: „Nicht selten frage ich mich, ob ich auch recht gethan habe, nachdem der liebe Gott mich durch meine erschütterte Gesundheit von Basel weggeführt hat, den so schönen Beruf in Tübingen mit der Stelle in Berlin zu vertauschen. Wie oft sage ich mir, was hast du nun in alle der vielseitigen, oft zerstreuenden Thätigkeit in Berlin ausgerichtet.“ Oefters hörte man ihn auch von jener Zeit an klagen über die kirchlichen und religiösen Zustände, worin sich zu ergehen, wie es minder energischen Naturen oft eigen ist, sonst nicht seine Art war, und man konnte einen Gemüthsdruck an ihm wahrnehmen, wenn etwas, das er für unerläßlich hielt, daran er energisch gearbeitet hatte, nicht erreicht wurde. Ein Leben, in welchem der thatkräftige Wille so mächtig, die Ueberzeugung so stark und lebendig ist, muß ja auch reich sein an Resignation. Aber die Ursache lag nicht in vorübergehenden Stimmungen. Man hat seine ganze Geistesrichtung oft als Pietismus bezeichnet und in dem Sinn, daß ihm das herzliche Ergreifen der Heilswahrheit, die Beherrschung des ganzen Lebens durch den lebendigen Glauben an Christum das einzige erstrebenswerthe Ziel allen Wirkens sei, zu welchem alles Andere sich nur wie ein Mittel verhält, hat er dieses Urtheil gerne acceptirt und auch wohl selbst auf sich angewendet. Andrerseits aber ist er von dem, was man mit diesem Namen zu verbinden pflegt, am weitesten entfernt gewesen. — Die Trennung zwischen den Gläubigen und der Welt ist nicht einmal im Gebiet der Mission das leitende Princip seines Wirkens gewesen, auch da wendete er sich an das

evangelische Volk, noch viel weniger konnte dieß der Fall sein, als er zur Leitung der größten evangelischen Landeskirche Deutschlands mit berufen war. Wie wenig ihm alle Culturbestrebungen der Zeit, alle wahrhaft wissenschaftliche Arbeit etwas dem Evangelium Fremdes oder gar Entgegengesetztes war, davon zeugt ja seine ganze Persönlichkeit wie seine schriftstellerische Thätigkeit. Dieß Alles, auch Deutschlands politische Entwicklung, stand ihm mit dem christlichen Beruf des deutschen Volks in engster Beziehung, darum auch sein energisches Verfolgen kirchenpolitischer Ziele im Anschluß an die politische Neugestaltung Deutschlands.

Er gehörte aber trotz der großen Gestaltungskraft seiner Phantasie nicht zu denen, die sich den thatsächlichen Zustand, der sie umgiebt, selbst idealisiren, sondern sah immer klar und hell in die Gegenwart hinein. Wie wenig war sie doch im evangelischen Deutschland für das, was er und Viele mit ihm ersehnten und erstrebten, ein dankbarer Boden. An Wirksamkeit und Einfluß, an Beweisen, daß seine Arbeit nicht vergeblich sei, hat es ihm freilich nicht gefehlt. Aber unter dem beklagenswerthen Gesammtzustand der evangelischen Kirche, des evangelischen Volkes, hatte er wie Alle, die mit ihm an dessen Hebung arbeiteten, zu leiden. Das Volk, welches er als das Herz Europas zum hauptsächlichen Träger des Evangeliums berufen erachtete, wollte doch und zwar gerade in den gebildeten und halb gebildeten Sphären von dem Ernst eines das Leben beherrschenden Christenthums, vom positiven Glauben wenig wissen. Wo ist dieß fühlbarer als in Berlin neben allem Reichthum der Wirksamkeit, die sich bedeutenden Männern in der Großstadt eröffnet? Nicht die Angriffe kirchlicher und unkirchlicher Gegner, wohl aber dieser lähmende Zustand christlicher Entfremdung, der auch durch den nationalen Aufschwung keine merkliche Hebung erfuhr, wirkte deprimirend auf sein für die Aufgabe des Evangeliums schlagendes Herz. Diese Erfahrung hatte er freilich mit Vielen gemein. Sie hatte aber durch sein ganzes Leben nur immer wieder die Wirkung gehabt, ihn zu um so kräftigerer Thätigkeit empor zu schnellen, erst in den letzten Jahren beeinflußte sie mehr als früher seine Stimmung. Ob dieß auch schon ein Zeichen sinkender Kraft war, läßt sich wohl fragen. Noch in seiner letzten Reformationspredigt, am 3. November 1872, deren aphoristische Aufzeichnung ich einem Hörer verdanke, legte er hinein-

greifend in die Kämpfe des Augenblicks, ein machtvolles Zeugniß ab seines Glaubens an Jesum Christum den Sohn Gottes, ohne den alles Andere ihm weder Sinn noch Werth hatte. Das Gotteswort der Predigt war Joh. 6, die Frage des Herrn an die Jünger: Wollet ihr auch weggehen? und des Petrus Antwort: Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubet und erkannt, daß Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes.

Mögen am Schluß dieses Lebensbildes einige Ausführungen aus diesem Zeugnisse ihre Stelle finden.

„Wie ergreifend klingt Christi demüthige Frage: Wollt ihr auch weggehen? So konnte es auf Erden im Laufe des Sohnes Gottes aussehen, als ob die Letzten ihn verlassen wollten und er allein seinen Weg gehen müßte, oder nur etwa mit den Frauen, die sich am innigsten an ihn angeschlossen hatten. — So klein ist heute dieses Häuflein nicht. Es sind heute noch Millionen. Aber an Viele ertönt diese Frage: Willst du auch weggehen? In Vielen ist der Glaube erschüttert, das Band mit ihm gelockert. Es ist eine Zeit der Versuchung und der Sichtung. Man will den letzten Rest des Katechismusglaubens im Namen des Menschengeistes rauben. Mancher schämt sich heute Christi und seines Namens, der sich zwanzig bis dreißig Jahre lang nicht geschämt hat. Viele werden weggelockt durch das tägliche Leben, durch Erwerb und Gewinnsucht. — Unsere Antwort (auf diese Erscheinungen unserer Zeit) ist: Die Zuflucht unserer Herzen ist der Glaube an das Wort Gottes.

Den Aposteln standen viele Wege offen. Sie gingen in alle Welt, auf die Marktplätze des Weltverkehrs, die Knotenpunkte des Völkerlebens. Es war eine Zeit, da man durch jedes neue Wort eine Schaar um sich sammeln, durch jedes freie Wort einen neuen Herzschlag wecken konnte. Pharisäer und Sadducäer winkten ihnen mit ihrem Hochmuth und mit ihrer Wollust. Und wenn sie zu edel waren, daran Gefallen zu finden, so konnten sie als stille Wohlthäter unter ihrem Volke wandeln. Auch am galiläischen Meer waren glänzende Städte und blühender Handel und Wandel. Diese Männer hätten vermöge ihrer Naturgaben sich ihren Weg bahnen, ihren Platz sich erobern können. Ein Petrus und ein Johannes hätten auch unter den Menschen einen Namen sich erwerben und ein reiches Erden-

leben führen können. Sie hatten vor sich offene Wege. — Aber nach ewigem Leben dürsteten ihre Herzen. Das ewige Leben, das ist die große Frage auch in dem heutigen Gewirre.

Wo ist das ewige Leben? O, ein Tropfen Ewigkeit, in das arme müde Herz hinein, das ist es ja, was wir jedem von unsern Zeitgenossen wünschen, wenn wir es selbst erfahren haben. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Dieß ist der Glaube an das Wort, das von Ewigkeit war, an das Wort, das Johannes das „Leben" nannte. — Man wirft uns vor, wir glaubten doch alle nicht ganz; wir unterwürfen unsere Vernunft nicht ganz unter die Bibel. Als Vorwurf können wir uns das schon gefallen lassen. — Glaube ist aber kein Sklavendienst, nicht eine Knebelung der gottgegebenen Kräfte des Menschen. Glaube ist die kindliche, volle, ganze, willenskräftige Hingabe des geschaffenen Menschengeistes an den ewigen Gott. Glaube ist, daß wir in dem Worte Gottes den Athemzug Gottes in uns aufnehmen, daß wir athmen aus Gottes Wort. Glauben an das Wort Gottes heißt aufnehmen das ewige Leben. Jeder Buchstabe will ein Führer sein zum Leben selbst . . .

Von Petro war jene Antwort damals eine blitzartige Aufschließung seines Innern; nachher klingt dieser Herzton noch viel kräftiger aus seinem ersten Briefe: Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit, und so blieb es bis an sein Märtyrerende.

In unsern Tagen gilt es nicht nur in geisterischer Weise an den „Geist", sondern an das geschriebene Wort der heiligen Schrift sich zu halten und an die uralten lebensvollen Zeugnisse der Kirche. Treue fordert auch Demuth und Bescheidenheit, Anerkenntniß, daß, wenn Vieles nicht unserer Art entspricht, wir doch die nicht sind, die das Maß der Jahrhunderte und Jahrtausende abgeben. Als die Freien, dennoch aber Gebundenen glauben wir an Jesum Christum, den Gottes- und Menschensohn, den Mariensohn.....

Unsere Kraft ist die Erkenntniß Gottes in Christo Jesu. Die Reformation hat nicht nur für die Einen den Glauben, für die Andern aber die Befreiung des menschlichen Geistes von der göttlichen Auctorität. Nein! so ist es nicht. Die Reformation hat die Befreiung des Menschengeistes und die Zurückgebung des Geistes an sich selbst uns dadurch bewirkt, daß sie verkündet hat: nicht Menschenwort, sondern Gotteswort; nicht Kirchenauctorität,

auch nicht Staatsauctorität, sondern das Leben. Nicht die, die ohne Gott erkennen, sind auf dem rechten Weg, sondern sie sind hingegeben den Schemen und Schatten der eigenen Meinung, auch nicht die Anbeter der bloßen Natur, sie sind im Angesichte des Todes feige Bettler. Wir haben geglaubt und erkannt: Glauben zum Erkennen, und Erkennen aus dem Glauben! Erkenntniß steht stets im Zusammenhang mit dem Ergreifen Gottes. Erkenntniß Jesu Christi führt nicht nur zum Frieden, sondern zugleich zur großen Anschauung, daß er das Haupt ist über Allen, daß Alles von ihm, durch ihn, zu ihm ist. Das Christenthum ist nicht nur eine abseits gebaute heilige Capelle für die stillen Seelen, sondern der Lebenshauch für alles Geschaffene. Sobald sich die Wissenschaft vom Glauben trennt, wird sie zur Narrheit, die sich nur selbst zu schaffen macht. Davon liegen allenthalben die Beweise vor Augen. Erkennen heißt uns die Reformation, d. h. zuerst das Wort Gottes erforschen, tief sich gründen in dasselbe, sodann mit ihm hinausgehen in alle Verhältnisse und Zustände des Lebens, keck und kühn, und immer wieder zu demselben zurückkehren. Petri Wort war damals nicht nur Bekenntniß, sondern Weissagung. Der Strom der Erkenntniß ist jetzt breiter und tiefer geworden und er mischt seine Wasser mit dem allgemeinen Strom. Der Strom der Erkenntniß Jesu Christi durchdringt den andern Strom. Das Beste, was die Welt hat, hat ihr das Evangelium gegeben, sie nennen es nur nicht so und wollen es nicht Wort haben. Möchte doch die Heilandserkenntniß in dem Strom alles menschlichen Wissens und Denkens übermächtig durchherrschen können!

„Wir haben darin unsere Stärke, daß wir eine Erkenntniß haben, die vor keinem Zweifel, keiner Prüfung sich zu scheuen braucht... Wir wollen stehen bleiben auf dem Grund der Reformation... Auch unser Erkennen das wahrhaftige, göttliche, aus der Fülle und Quelle des Glaubens heraus, es soll nicht aufhören! Wir sollen Gnade um Gnade, aber auch Licht um Licht schöpfen. Es soll ein Wachsen sein bis hinauf in die ewige Herrlichkeit.

So protestiren wir gegen allen Unglauben und Aberglauben, gegen alle Menschenknechtschaft und gegen alle hochmüthige und wahnwitzige Selbstüberhebung des menschlichen Verstandes. Wir protestiren gegen den Papst und seine Bischöfe, und gegen den hohnlachenden Unglauben, der das geschichtliche, wahre Bild Jesu Christi

entstellen und uns entreißen will. Wir bleiben, das Schwerdt des Wortes Gottes in der Hand, evangelische Protestanten. — — —"

Aus diesem letzten Zeugniß an einem Reformationstage hören wir ihn selbst noch einmal aussprechen, wo allein er die Zuflucht und die Kraft suchte inmitten der trüben Erfahrungen auf kirchlichem Gebiet, die ihn mehr als sonst bedrückten. In einem späteren Briefe an Kapff vom 25. Januar 1873, aus dem wenigstens Einiges sich mittheilen läßt, tritt die wehmüthige Stimmung besonders stark hervor. „Wie lange habe ich wieder gegen Dich geschwiegen. Arbeit, Reisen, Krankheit, Entmuthigung waren die Ursachen, und letztere dauert noch fort. Sie entsteht, wenn man sieht, daß alle Anstrengungen doch vergeblich sind. In unserem Staatswesen und der Gesetzmacherei dadurch, daß man die evangelische Kirche immer mit und sogar mehr leiden läßt, wenn man sich den Ultramontanismus vom Leibe halten will. In der fadenscheinigen Juristerei hält man es für Paritäts-Pflicht, solche Gesetze, wie die gemachten, uns jetzt vorliegenden, nicht zuvor der Kirchenbehörde vorzulegen, weil man ja sonst — auch die Bischöfe fragen müßte....."

Die folgende Aufzählung der Schritte, die er, die der Oberkirchenrath dem gegenüber gethan, die Urtheile über die Stellung der leitenden politischen Persönlichkeiten entziehen sich, trotz ihrer rein sachlichen Haltung, der Veröffentlichung. — Die kirchenpolitische Lage, die Aufregungen des Sydowschen Processes, der ungenügende Erfolg seiner Zeitschrift „Deutschland", welche sich nur mit Opfern fortführen ließ, werden hier mit der Offenheit gegen den nächsten Herzensfreund besprochen, und er fährt, nachdem er seine Freude darüber ausgesprochen, daß jetzt endlich der neue Präsident in den Oberkirchenrath eingetreten, fort:

„Ich warte nur auf den rechten Augenblick, um aus dem Kirchenregimente mich zurückzuziehen. Jetzt ist er nicht, er wird aber kommen, so Gott will.

Es ist mir oft recht schwer zu Muthe und ich frage mich zuweilen, ob ich denn Unrecht gethan habe, meine Stellung in Tübingen zu verlassen? Doch — mein Haupttrost ist, daß wir hier keine bleibende Statt haben, daß es eine Heimath giebt über allem Streit und aller Verwirrung dieser armen Erde!

Könnte ich mich zuweilen Dir so recht von Herz zu Herzen

aussprechen, was aber Briefe nicht ersetzen, so hätte ich doch einen Rückhalt . . . .

Dießmal hast Du einen rechten Klagebrief von mir, wie wohl keinen jemals. Verzeihe mir, denn Du hast selbst Last und Sorge genug zu tragen."

Dieser Brief enthält auch die erste Andeutung seiner Krankheit: „Dieser Winter hat mir eine Art Herzleiden, nervös nennt es der Arzt, gebracht, nämlich sehr oft intermittirenden Herzschlag, der oft physisch bange macht."

Die stärkeren Spuren dieses Leidens, welches sonst, seit Hoffmann in Berlin war, nur vorübergehend und wenig beachtet aufgetreten war, meldeten sich am letzten Abend des Jahres 1872. — Solchen, die ihn nach vielen Jahren wiedersahen, trat allerdings schon seit den siebziger Jahren eine gewisse Abnahme seiner Kraft entgegen, die sich, da seine physische und geistige Frische von Natur so groß war, Andern leicht verbarg. Im April trat zu der andauernden krankhaften Disposition, über die man darum weniger beunruhigt war, weil er sie schon einmal in viel gefährlicherer Gestalt — aber allerdings zwanzig Jahre früher — überwunden hatte, eine schwere Rippenfellentzündung hinzu. Die drohende Lebensgefahr ging vorüber, aber die Athembeschwerden und Herzaffectionen blieben, und er mußte vorläufig, so schwer ihm dieß wurde, an eine längere Ausspannung denken. Er hatte nach dieser Krankheit mitten in der Zeit der Maigesetze, bereits wieder angefangen, seine Thätigkeit aufzunehmen. Der stille lieblichgelegene Wittwensitz Trachenau bei Leipzig, der Schwester seiner letzt entschlafenen Gattin, der Frau v. Friesen gehörig, war sein erster Ruheplatz, wo er mehrere Wochen zubringen und dann in ein Bad sich begeben sollte. Der freundliche erinnerungsreiche Aufenthalt, der liebe Verkehr wirkte wohlthätig und erfrischend, er freute sich wieder, ohne zu große Ermüdung bei einem Feste in kleinerem Kreise, dem er das Leben seines alten theuren Zaremba erzählte, eine Stunde lang öffentlich gesprochen zu haben, er nahm auch von hier aus, wie erwähnt ist, durch seine Aeußerungen zur Kirchengemeinde- und Synodalordnung an dem Gang der kirchlichen Angelegenheiten wenigstens schriftlich Theil, aber es war kein gutes Zeichen, daß er müder nach Berlin zurückkehrte, als er weggegangen. Wie es die ihm Nächststehenden vorausſahen und er es selber eigentlich fühlte, war seine Rückkehr zu den

Geschäften, die er für den Juni beabsichtigte, entschieden schädlich. Er wollte aber um jeden Preis und selbst auf alle Gefahr hin bei so vielen drängenden Entscheidungen auf seinem Posten sein. „Wenn ihr mir schwarz auf weiß gebet, daß ich heute sterbe, so gehe ich doch hin," sagte er zu seinen Angehörigen, welche ihn von der Sitzung des Oberkirchenraths zurückhalten wollten. Aber dieser Sitzung, welche die Sydowsche Angelegenheit zum Austrag brachte, und in der er lange und lebhaft gesprochen, folgte am Abend ein Brust- und Herzkrampf, von dem er selbst erklärte, wenn es noch eine Weile länger gedauert hätte, würde der unregelmäßige Blutumlauf zu einer Lungenlähmung geführt haben. Die Größe der Gefahr bei Wiederkehr eines solchen Krampfes war ersichtlich. Nach nur einem Tag der Ruhe vermochte er trotzdem noch die Einsegnung einer Tochter zu vollziehen, welche durch seine schwere Erkrankung im April hinausgeschoben war. Die Feier vor einem kleinen Kreise Verwandter und Nahestehender war tief ergreifend in ihrer Kürze und Einfachheit, die sein Zustand forderte. Es war seine letzte Amtshandlung, welcher nach zwei Tagen die noch von ihm selbst vorbereitete Feier des heiligen Abendmahls mit der Familie im Hause folgte. Seine wunderbar elastische Natur breitete auch jetzt noch über den ungehemmten Fortschritt der Krankheit einen täuschenden Schein, den er zwar selbst zu Zeiten mit seiner klaren Selbstbeobachtung durchbrach. „Mein Leiden", sagte er, „führt jedenfalls zum Tode, sei es bald durch Lungen- oder Herzschlag, sei es später und langsamer." — „Merke Dir", sagte er zu seiner Gattin, „wenn der Herr rasch rufen sollte, daß ich in voller Liebe hier von Dir gehe und in voller Liebe von dort bei Dir bin und für Euch sorge und Euch segne, so weit es Gottes Ordnung dort zuläßt." Aber auch bei ihm selbst erwachte wieder die Lebenshoffnung und damit Gedanken an fernere Thätigkeit. Die Reisepläne zur Erholung waren zunächst zurückgeschoben, als Anfang Juli wieder ein schwächerer Anfall eintrat. Auch auf diesen folgte noch eine Zeit relativen Wohlbefindens. Er konnte in der aufgezwungenen Unthätigkeit, welche ihm aber wenigstens Lesen und Notiren für seine Zeitschrift gestattete, heiter und mittheilsam sein, und gehörte der auf jeden Anschein der Besserung, auf jedes Aufleuchten seiner natürlichen Heiterkeit so dankbar lauschenden Familie in diesen letzten Tagen mehr, als in manchen langen Zeiten des Arbeitsgedränges. Wie ihm freilich selbst der Gedanke baldigen

Abscheidens immer wieder nahe trat, wenn er ihn auch seltener aussprach, davon zeugte ein Augenblick, wo er, sich unbemerkt glaubend, von seinem jüngsten dreijährigen Söhnlein, das ihm so bald in die Ewigkeit nachfolgte, einen ergreifenden wehmüthigen Abschied nahm. Da er bereits wieder längere Spaziergänge unternehmen konnte, traten die Reisegedanken auch wieder näher. Die Huld seines Königs hatte ihm einen Aufenthalt im Schlosse Erdmannsdorf in Schlesien in Aussicht gestellt, aber wenige Tage, ehe die Reise angetreten werden sollte, nahm die Krankheit eine neue und die entscheidende Wendung. Er hatte an dem 23. Juli noch seinem Freunde Dorner die Hand gedrückt, welcher zur Evangelischen Allianz abreiste, eine Absicht, die auch ihn lange beschäftigt hatte, als unvermerkt ein Lähmungszustand über ihn kam, der sich zwar wieder theilweise verlor, aber völlige Klarheit des Denkens und freier Gebrauch der Sprache, die ihm immer so lebendig von den Lippen geflossen, fehlten, und stellten sich nur allmählich wieder ein. Als lauter abgerissene Fäden lagen seine Arbeiten um ihn her. An einem Aufsatz für seine Zeitschrift hatte er noch in der Krankheit gearbeitet. In sein Krankenzimmer schaute die der Vollendung nahe Capelle des Domcandidatenstifts, der Schlußstein zu dieser Stiftung und Frucht seiner Arbeit herein, und wehmüthig fragte er den Sohn: „Werde ich sie wohl noch einweihen? ich glaube nicht.“ —

Noch glichen sich die Störungen auch seiner geistigen Kräfte fast beruhigend wieder aus, aber neue verwirrende Stöße folgten und die Herzbeklemmungen, die ihm schon bisher manche bange Nacht gebracht, nahmen einen leidensvollen Charakter an.

Zwischen manchem Wort, welches das ihn beschwerende Gefühl seiner geistigen Hemmung und seines Leidens aussprach, konnte er auch wieder ausrufen: „O Herr, Du hilfst durch, Deine Gedanken sind so groß, die unsrigen so klein, Deine Herrlichkeit ist viel größer als wir es ausreden können, aber zuweilen giebst Du einen Einblick in dieselbe, der sich nicht schildern läßt.“

Auch die kirchlichen Bewegungen der letzten Zeit gingen durch seine Seele, und als er von der Mitte August an mehr nur in kurzen Sätzen und Worten sprach, rief er einmal in schmerzvollem Tone vor sich hin: „Stimmt denn Niemand mehr für den allgemeinen Glauben?“ In kurzen Worten versicherte er seine Gattin, seine

Kinder seiner Liebe, freudig nahm er jeden Zuspruch aus Gottes Wort auf. Oft brach in einzelnen Aeußerungen die Himmelssehnsucht und freudige Hoffnung durch wechselnd mit dem wehmüthigen Gedenken an die, welche er zurücklassen mußte. — Unter lauten Gebeten, mit dem oft wiederholten Ausruf „Herr erbarme Dich meiner", ging er durch die Kämpfe der letzten Leidensnacht, und am achtundzwanzigsten August 1873 in der Morgenfrühe ging er ein zu seines Herrn Freude.

Ich versuche nicht, des reichen und fruchtbaren, aber auch viel angefochtenen Lebens Charakter und Ertrag noch einmal in zusammenfassenden Worten zu schildern. Unter den Gedenkbildern der Siegessäule in Berlin, welche zum Gedächtniß des großen Krieges von 1870 und 1871 wenige Tage nach seinem Heimgange feierlich enthüllt wurde, erinnert die hochragende Gestalt eines Geistlichen, der Wort und Sacrament spendend unter den Kriegern steht, auch die späteren Geschlechter an seinen Namen und an sein gesegnetes Wirken. Wie der selig Vollendete in seiner unermüdeten Arbeit ein Mann des Glaubens und der Hoffnung war, wie er den alten Wahlspruch seines Geschlechtes „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden" als beherrschenden Grundzug seines Lebens und Wirkens bewährte, so dürfen auch, die mit ihm glauben und hoffen, im Rückblick auf seine Lebensbahn, auf der ihm durch allen verworrenen Streit der Meinungen das ewige Ziel des Reiches Gottes vorangeleuchtet, einstimmen in das Apostelwort: Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel.

Berichtigung störender Druckfehler.

I. Theil	S.	13	Z.	18	statt	Seele	lies	Feder.
„	„	37	„	3	„	Alp	„	Alb.
„	„	41	„	1	„	wie	„	ein.
„	„	47	„	35	„	Charte	„	Karte.
„	„	48	„	10	„	Leesching	„	Liesching.
„	„	52	„	31	„	1887	„	1837.
„	„	61	„	9	„	Weinbergischen	„	Weinsbergischen.
„	„	„	„	24	„	da	„	daß.
„	„	81	„	22	„	je mehr je länger	„	je länger je mehr.
„	„	89	„	11	„	Geographie	„	Geologie.
„	„	91	„	18	„	dem	„	den.
„	„	100	„	10	„	hatte	„	hätte.
„	„	102	„	14	„	dasselbe	„	dieselbe.
„	„	110	„	4	„	innern	„	immer.
„	„	120	„	37	„	der	„	die.
„	„	122	„	11	„	βαρ βαρνι	„	βάρβαροι.
„	„	„	„	23	„	Liebe	„	Leben.
„	„	124	„	2	„	ersten	„	ernsten.
„	„	139	„	22	„	Schlußresolutien	„	Schlußresolution.
„	„	141	„	25	„	Kreise	„	Reise.
„	„	142	„	35	„	Emmembingen	„	Emmendingen.
„	„	158	„	13	„	die	„	der.

Druck von C. Schulze u. Co. in Schmiedeberg (Prov. Sachsen).

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAY 11 1987 ILL

2076760

1236.31.80
ben und Wirken des Dr. Ludwig Fri
idener Library 003128866
3 2044 081 764 631